Haus und Welt.

Haus und Welt.

Eine Lebensgeschichte.

Von

Heinrich Koenig.

In zwei Theilen.

Zweiter Theil.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1852.

Viertes Buch.

»Das goldne Mainz.«

Es war ein sehr fest gelagerter, scharf geschichteter Zustand der Gesellschaft, als im Jahre 1763 Emmerich Joseph von Breitenbach zu Bürresheim, ein Sechsundfünfziger, Kurfürst und Erzbischof zu Mainz wurde. Die Bauern lagen unter dem Drucke von Abgaben und Aberglauben; ihr Gemeindevermögen versickerte großentheils durch die Finger der verwaltenden Beamten. Die Bürger, untergeordnet und beschränkt, lahmten an dem herrlichen Strome von den Stockungen des Handels und Verkehrs. Theilweise Armuth und allgemeine Unwissenheit lasteten so schwer, daß man den Hochmuth und die Vorrechte des Adels gar nicht einmal als Druck empfand, und daß da, wo man so wenig an Geldeswerth besaß, eine bürgerliche Meinung, ein gesellschaftlicher Anspruch gar keine Geltung hatten. Nur die höhern Beamten bürgerlicher Herkunft kamen in einige Berührung mit dem stiftsfähigen Adel; insofern dieser, auf die höhern Staatsämter zunächst berechtigt, die mit denselben ver-

bundne Lasten gern auf bürgerliche Schultern legte, um sich für die socialen Vorzüge und exclusiven Genüsse, die er allein zu tragen hatte, einigermaßen zu erleichtern.

In Betracht dieses Zustandes möchte man es für eine höhere Fügung ansehen, daß der vorletzte mainzer Kurfürst ein Mann von bürgerlichem Sinn und Geschmack war, der durch seine menschliche Persönlichkeit wie durch seine fürstlichen Bestrebungen in den bürgerlichen Kreisen ein höheres Bewußtsein erweckte, und sie für die neuen Ideen und Ansprüche der Zeit vorbildete.

Wenn Emmerich Joseph's Vater, der Freiherr Damian v. Breitenbach, ausdrücklich glaubte, neugeborne Kinder nähmen durch sympathetische Verbindung etwas vom Taufpathen an: so war dies für seine abergläubige Zeit weniger zu verwundern, als daß er gerade aus diesem Grunde zur Taufe seines sechsten Sohnes, gegen alles Standesherkommen, sich in der That einen bürgerlichen Pathen, den ehrlichen Emmerich Oehlinger in Koblenz, aussuchte. Und die gewagte Sympathie bethätigte sich nicht bloß in dem derben Geschmacke des Fürsten für bürgerliche Kost von Hülsenfrüchten und Möhren, von Schöpsenfleisch und Schinken, von Sauerkraut und Nudeln; sondern auch in dem vereinfachten Hofhalte, der zwischen den Anfoderungen der Doppelwürde eines Kurfürsten-Erzbischofs und den hausväterlichen Rücksichten auf einen verschuldeten Staat sich schicklich zu halten suchte; sie bethätigte sich in dem ganzen ehrlichen, volksfreundlichen Gemüthe des geistlichen Regenten. Emmerich Joseph ritt oft mit der Morgendämmerung aus, seine Freude an allem zu finden, was sich mit der Früh-

sonne regte. Er knüpfte gern mit den Landleuten an, und wohnte ihren Vergnügungen bei, — ihren Gesängen, ihren lustig jauchzenden Tänzen. Näher oder entfernter hegte er seine Lieblingsplätze auf lustigen Höhen oder an schattigen Quellen. Flaschen aus dem Hofkeller, Freunde aus der Stadt wurden mit dahin genommen; ein guter Spaß brauchte nicht blöde zu thun, ein derber Witz ward nicht abgewiesen. Der Fürst hatte gern einen guten Vers zu einer guten Flasche, liebte das Reimen beim — Leimen, wie er das Trinken nannte. Sollte aber die Lust ganz voll anschwellend überlaufen: so mußten sich Blas-Instrumente aus einiger Ferne hören lassen. Der herrliche Höhepunkt an der Rheinhalde über der Stadt, die jetzt sogenannte schöne Aussicht, war damals ein kurfürstlicher Landsitz mit Schlößchen, Alleen und Gärten — die Favorite. Sonntags wurde sie auch den Bürgern geöffnet. Da zog der Handwerker mit Familie hinaus; die Magd trug den Henkelkorb mit Flaschen und kalter Küche, der Lehrjunge schleppte das kleinste Kind. Und wenn nun alles im Schatten der Bäume gelagert recht lustig war, da trat wohl, wie eine Erscheinung, ein heitrer Mann im Violett-Talar mit dem Demantkreuze auf der Brust aus dem Buschwerk hervor, verkostete des Meisters Wein, und gab vom Seinigen aus dem Hofkeller zu versuchen.

War das nicht Revolution im Gewand einer Idylle? Aber, wenn es dem erweckten bürgerlichen Selbstgefühle, diesen neuen Ansichten ohne Ansprüche, noch an innerer Kraft sich aufzurichten fehlte: so ließ es Emmerich Joseph auch nicht bei solchen Erweisen eines menschenfreundlichen

Herzens bewenden: er schaffte auch einen neuen Boden des Wohlstandes, und rief die Thätigkeiten auf, die ein höheres Volksbewußtsein erwecken, indem sie es erfordern. Und hier am Eingang in die Lebenskreise seiner öffentlichen Wirksamkeit tritt uns in einem prachtvollen Augenblicke eine bedeutsam verknüpfte Erscheinung entgegen. Neun Monate nach Emmerich Joseph's Wahl, noch unter dem Wiederhall eines unermeßlichen Volksjubels, sehen wir den neuen Kurfürsten nach Frankfurt fahren, um am 3. April 1764 den römischen König Joseph zu krönen.

Joseph und Emmerich, der König und der Erzkanzler des Reiches — welch' ein Doppelstern der Volksaufklärung und Volkswohlfahrt so kurz vor dem Falle des Reiches, aber auch — beide trüb untergehend!

Gut vorgebildet kam Emmerich Joseph auf den mainzer Stuhl. Schon von Rheims aus, wo er seine trierer und mainzer Studien vollendet hatte, war er in mehreren Städten Frankreichs auf Handel und Industrie aufmerksam gewesen. Später in's Kapitel getreten, und um seiner statistischen, kameralistischen und administrativen Kenntnisse willen vom Kurfürsten von Ostein zum Regierungs-Präsidenten bestellt, hatte er an der Hinterlassenschaft der Kriegszeit — an Landesschulden, Verwirrung in der Verwaltung und Volksverarmung ein Feld für ehrlich-eifrige Thätigkeit gefunden. Endlich erweiterten sich ihm als Kurfürsten die Kreise materieller Verbesserung durch Minderung des Militärstandes, durch umfassende Bauunternehmungen, Anlegung von Kunst-

straßen, Flußdämmen, Erweiterung von Salinen, Hütterwerken und Manufacturen.

Doch dies galt ihm alles nur als die Grundlage geistiger und sittlicher Kultur, worin das mainzer Land ungemein zurück geblieben war. Leider! standen ihm zu einer Umgestaltung der Volksschule die Jesuiten im Wege, in deren Händen die höhern und niedern Schulen waren, und hinter deren Rücken der Klerus sich sehr gern allen Beiträgen zur Schulverbesserung entzog, das Mönchthum noch lieber sein Element, den Aberglauben, zu erhalten suchte. Da konnte es dem edeln Fürsten nur erwünscht kommen, daß im Jahre 1773, nach dem ersten Jahrzehent seiner Regierung, die Jesuiten aufgehoben wurden. Es ward, wenn auch kein außerordentlicher Fonds, wenigstens doch freies Feld gewonnen. Allein, wie überall ließ der vertriebene Orden seinen Fluch und seinen Anhang zurück. So setzten sich auch kryptogamische Jesuiten in Mainz fest, — auf Hemmen und Zerstören erbittert. Doch ging nun die gründliche Umgestaltung der Volksschule in Stadt und Land vor sich. Neue Lehrer und neue Lehrgegenstände wurden aufgenommen, — deutsche Sprache mit Lesestücken aus unserer damaligen Frühlings-Literatur, Erdkunde, Welt- und Naturgeschichte, Mathematik, Zeichnen, Lehre vom Landbau u. d. gl. In den höheren Schulen war die Leibnitz-Wolf'sche Philosophie eingeführt. Am Minister von Groschlag und Kanzler von Bentzel hatte der Fürst vortreffliche Diener seiner guten Absichten; besonders widmete sich Bentzel, der Vater unseres geistvollen Schriftstellers Grafen Bentzel-Sternau, mit rastloser Thätigkeit dem gesammten öffent-

lichen Unterrichtswesen, und Steigentesch, ein tüchtiger Schulmann, leitete nach neu verfaßten Schulbüchern die Volksschule. Bald konnten die mainzer Lehranstalten für das katholische Deutschland und selbst für manche protestantische Länder als Vorbild dienen.

Zugleich ließ aber der Fürst sich auch die Förderung des sittlichen Volkslebens überhaupt angelegen sein. Die zahlreichen Feiertage wurden vermindert, die Wallfahrten nach wunderthätigen Orten verboten, die Erbschleichereien der Geistlichkeit, das Umherlungern der Mönche bei pfaffenseligen Familien untersagt, die Krämerei mit Reliquien und Bildern, mit geweihten Geißeln zur Teufelsabwehr, mit Ablaß und Amuletten abgeschafft. Rücksichtslos streng gegen die verbreitete Unsittlichkeit der Geistlichen, gab Emmerich Joseph selbst keine Blößen, ohne darum im Verkehr mit Frauen ein Sauertopf zu sein. Vielmehr hatte er seine launigen Gedanken, wenn er, wie einst, zwischen der wohlbeleibten Frau von Wambold und der hagern Frau von Greifenklau gesessen, einem lächelnden Herrn zuflüsterte: Kann man sich besser unterbringen, als zwischen Fleisch und Geist?

Zu den Bildungsanstalten im Volksleben rechnete der Fürst besonders das Theater, und suchte es zu heben. Er hielt das Repertorium im Auge, ließ für sich selbst eine Loge einrichten, und gab seine Kammermusik in's Orchester. Er ermunterte die Stiftsherrn und Weltgeistlichen, diese Predigten aus dem menschlichen Leben nicht zu versäumen. Und wirklich erwiesen sich Männer wie Bentzel, Graf Wartensleben, die Dalberge und von Hoheneck zuthätig in Mitbesorgung der Theaterstücke,

Opernmusiken, der Scenerie und des Kostüms; indem sie zugleich die Mitglieder der Bühne, unter denen auch Schröder auftrat, an sich zogen, und durch Artigkeiten anfeuerten. Sogar das Extemporiren hatte mit Ausschluß des religiösen Gebiets freien Spielraum, und Emmerich Joseph selbst nahm die ihn treffenden Abfälle lächelnd hin.

Wenig von dem, was damals in deutschen Landen für Volksaufklärung und Bildung geschah, läßt sich mit dem umfassenden Sinn und Bestreben dieses humanen Priesterfürsten vergleichen. Auch schien für seine vielversprechenden Absichten nichts zu wünschen übrig, als eine erkleckliche Dauer seiner Thätigkeit. Niemand erkannte das besser, als die Jesuitenpartei, die dem Fürsten im Stillen entgegen arbeitete, bald aber berechnen mochte, daß sie gegen den Frühlingssegen der Aufklärung mit ihren Maulwurfsarbeiten zu kurz kommen werde. Emmerich Joseph, wenn schon ein Sechziger, war doch ein rüstiger Mann, als er auf Himmelfahrtstag 1774 plötzlich erkrankte. Er hatte eine Suppe mit Leberklöschen nur zur Hälfte genossen, als er dem aufwartenden Heiducken befahl: Nimm die Suppe weg, sie schmeckt schlecht! aufstand, und in sein Kabinet ging. Mangel an Schlaf und Eßlust, Herzklopfen und Beklemmungen traten ein. Die Ärzte wurden besorgt, die Stadt beängstigt. Man schöpfte Argwohn. Der Fürst kränkelte bis zum 11. Juni, an welchem Tag er, um sich auf Zureden dem beunruhigten Volke zu zeigen, den Wagen vorfahren ließ, aber auf den Domherrn von Frankenstein gestützt, doch nur die Treppe erreichte; wo er zusammenbrechend mit einem frommen Ausruf für seine Feinde verschied.

Wie Zeitgenossen erzählen, wäre den Ärzten, welche die herkömmliche Einbalsamirung zu besorgen hatten, zur Pflicht gemacht worden, im Leichname nichts zu finden, was das Volk beunruhigen könnte. Dennoch war das Gerücht von einer Vergiftung verbreitet, und wurde geglaubt. Denn es war schon früher ausgekommen; indem schon vor dem Ableben des Fürsten, und ehe sich einzelne Freunde der Hofärzte auf deren vertrauliche Mittheilung berufen konnten, Nachforschungen unter den Küchenpersonen stattgefunden, und auf ein hinter jener Suppenschüssel verschwundenes Subjekt geführt hatten. Ein getaufter Jude, Ignaz Herz, war nämlich früher in der Küche der Jesuiten als Handlanger gebraucht worden, und nach Aufhebung des Ordens bei den Exjesuiten, besonders einem Pater Joseph Goldhagen, dienstbar geblieben. Seit kurzem in der Hofküche, niemand wußte durch wen, eingeführt und als Handlanger gebraucht, hatte er an jenem Himmelfahrtstage die Suppe dem Kammerlakaien zur Hand besorgt, und war nicht mehr zu sehen, nicht mehr aufzufinden gewesen.

Was die Goldhagen'sche Jüngerschaft vorbereitet hatte, brach schnell zur Todtenfeier Emmerich Joseph's aus. Die Maulwurfsarbeit warf ihre Siegeshügel auf, und kam an's Licht. Noch am Sterbetage verbreitete sich die Nachricht, daß der Domkapitular, Baron von Erthal, die Stimmenmehrheit für den Kurstuhl erhalten habe, und ein Pöbeltumult der schmählichsten Art erhob sich, die Stadt durchrasend. Die Jesuiten boten ihren Anhang, die Mönche — wie sich ein Zeitgenosse aus-

drückt — »ihre Bettelsuppenkundschaft« zum scheußlichsten Unfug auf. Die Minister und Geheimräthe wurden in der ersten Stunde der Zwischenherrschaft des Domkapitels unter Goldhagen's Einfluß abgesetzt, und vom Pöbel verfolgt. Groschlag und Bentzel retteten sich aus Mainz. Der Schuldirector Steigentesch, auf seiner Flucht von wohldenkenden Bürgern der Mönchsmeute entzogen, ward im Bild eines Strohmannes auf öffentlichem Platz gehenkt und verbrannt. Schullehrer-Candidaten, die sich erblicken ließen, wurden mißhandelt. Man nahm Rache für den »Jesusspott«, wie die Jesuiten dem Volke das Additionskreuz der Mathematik bezeichnet hatten, und die Tollheit ras'te bis in die Nacht; da sie denn in unzähligem Vivat vor der Wohnung des neuerwählten Kurfürsten erstickte. — So endigte der trauervolle Sonnabend des Ablebens, und in der Frühe des Sonntags, die neue Auferstehung zu feiern, trat Pater Joseph Goldhagen als neuer Schuldirector seine reactionäre Thätigkeit an.

Die Volksbildung war also das Hauptärgerniß gewesen. Sie hatte freilich offne und versteckte Feinde genug, damals wie heut. Wie wahr sagt Forster in dem Aufsatze über gelehrten Zunftzwang (Sämmtl. Schften. 5r Bd. S. 302):

»Auf die Erhaltung der Unwissenheit scheint von jeher eine größere Anzahl Menschen bedacht gewesen zu sein, als auf die Erweiterung der Grenzen menschlicher Erfahrung; wenigstens giebt die Geschichte von den ältesten bis auf unsere Zeiten das merkwürdige Zeugniß, daß, wo man von der Verbindung des Eigennutzes mit

der Macht die eifrigste Betriebsamkeit um Berichtigung und Vermehrung der gemeinsamen Masse von Kenntnissen hätte erwarten sollen, gerade dort der gänzlich fehlende Willen mehrentheils diese Erwartungen kläglich getäuscht habe.«

Auch war die Volksschule das Opfer, welches Erthal seiner Erwählung auf den mainzer Stuhl vorausgelobt hatte, — der Sohn Isak, dem er das gehorsame Messer an die Kehle legte; wofür Pater Goldhagen als Widder oder Bock losgelassen wurde.

Kapitular von Erthal war bis jetzt kurmainzer Gesandter in Wien gewesen. Seine Gegner hatten ihn dahin zu entfernen gewußt, wo er mit seinem zweideutigen Wesen eben so wenig Kaiser Joseph's Vertrauen und Gunst gewann. Desto besser stand er bei der Jesuitenpartei in Wien und in Mainz, und erhielt früh genug einen vertraulichen Wink über Emmerich Joseph's Erkrankung, um mit Urlaub, wegen vorgeblicher Kränklichkeit, nach Mainz zu eilen. Weltklug, verschlagen, ehrgeizig und schon auf der Schule zu Rheims mit staatswissenschaftlichen Studien auf das hohe Ziel gerichtet, das jetzt zu verdienen oder zu erschleichen war, stellte er sich mit der geringen Hoffnung, die er im Domkapitel für seine Wahl hatte, aber mit desto mehr Heuchelei an die Spitze der Unzufriednen und vor die Springfedern des geheimthätigen Jesuitismus. Er spielte den Kränklichen, den Frommen, den Eiferer gegen die kirchlichen und socialen Verirrungen und monarchischen Übergriffe Emmerich Joseph's, so wie gegen das Verderbniß der Religion durch die neuen Lehren der Schulen; er sprach sich

nachdrücklich für die Nothwendigkeit aus, die kurfürstliche Gewalt durch erweiterte Rechte des Kapitels zu beschränken. Hinter seinem Rücken thaten dann die Jesuiten das Ihrige, diesen vortrefflichen, — wie sie behaupteten, von Östreich, von Frankreich, ja von Preußen gewünschten Kopf doch ja unter den mainzer Kurhut zu bringen. Es gelang. Erthal hatte den Weg gefunden, der ihn hinter seinen Gegnern her auf den mainzer Stuhl führte.

Noch eine Zeitlang fügte er sich darein, gebückt zu gehen, auch nachdem er das Gesuchte gefunden hatte. Da war Erthal der sparsame Fürst, der den Marstal, Keller und Küche, seine Hauskapelle und das Theater einschränkte, war der eifrige Erzbischof, der Priester weihte, das Volk firmelte, Fußwaschungen auf Gründonnerstag verrichtete, bei Prozessionen das Hochwürdige trug, und keine Abendkirche versäumte. Und die Heuchelei, bei Hof ansteckend wie der Schnupfen, ergriff den Adel und die mainzer Gesellschaft so, daß alles aus Gebetbüchern nies'te. Wie sonst in's Theater, eilte die vornehme Welt jetzt nach den Kirchen, die Hände mit kostbaren Rosenkränzen umwunden. In der Frühe des Tages wurde aus allen adeligen Häusern beim Hofmarschall Erkundigung wegen der Kirche eingezogen, die Se. kurfürstliche Gnaden heute besuchen würde, und man wetteiferte dann mit den sammtnen Kniekissen um die Nähe des »frommen Herrchens«, dem die kluge »Langnase« über die betenden Lippen hing. Nie war auf dem volkbeglückenden Fürstensitze Humanität von Heuchelei so rasch überholt worden.

Aber Sinnlichkeit und Ehrgeiz bei frivolem Geist halten solches nicht lange aus. Erthal fing allmählich an sich aufzurichten. Anfangs mögen ihm die Jesuiten, wie zur Erinnerung, leise auf's Rückkreuz geklopft haben: allein biegsam genug sich einzudrängen, war er auch glatt genug zu entschlüpfen. Es kostete gar keine besondere Verpuppung, so war die fromme Raupe in den lustigsten Schmetterling verwandelt. Die fürstliche Sparsamkeit schlug in die üppigste Hofhaltung, die Frömmelei in schwelgerisches Genußleben, der kirchliche Eifer in etwas Freigeisterei um. Statt der Abendandachten trug eine spätere Stunde ein feines Souper für eine vertraute Genossenschaft auf, zu der manchmal auch Künstler, poetische und witzige Köpfe gezogen wurden. Die Betkissen blieben als Fußschemel vor den londner und pariser Lotterbetten liegen. Statt der Wallfahrten durch die Gassen nahm der Adel wieder die sogenannten Pirutschaden auf; da man dann in 40 bis 50 »Pirutschen« vor dem gaffenden Volke durch die Stadt und die Alleen fuhr. Waschungen und Handauflegungen hatten sich — wer weiß mit welchen Ceremonien — in die innersten Gemächer der Martinsburg zurückgezogen, hinter das Flüstern des Rheins und — des Publikums. Die theologischen Unterhaltungen mit Goldhagen waren durch Besprechungen mit Heinse über dessen Roman »Ardinghello« verdrängt, und statt des frühern Diakons aus dem Meßbuche las die schöne Frau von Coudenhove dem französisch plaudernden Freunde Voltaire's Pucelle und die lettres persannes vor, — sie selbst gebaut und gekleidet, daß es ihrem Zuhörer leicht ward, statt des

Erbaulichen sich an's Beschauliche zu halten, und statt des sonst vom Diakon dargebotenen Evangeliums — die Leserin selbst zu küssen.

Der Geschmack im Prachtaufwande hatte sogar sein Ministerium, in so fern der Minister Graf v. Sickingen, in Staatsgeschäften durchaus unbrauchbar, im Luxus von Livreen, von Wagen und Pferden, von Schmuck und Geräthen, in Schlittenfahrten und Gastereien tonangebend und Vorbild war. Eine Bekanntschaft des Kurfürsten von Wien her, bewies er sich doch so unnütz für Geschäfte, daß der elegante Wagenlenker endlich abfahren mußte.

Im Übrigen lagen die Staatsangelegenheiten zum Theil in thätigen und nicht untüchtigen Händen, die jedoch, nach dem Herkommen an geistlichen Höfen, für die eigne Sippschaft mitzusorgen pflegten. So Staatsrath v. Strauß, im Departement des Weltlichen, ein unermüdliches Lastthier, das sich aber unter gewissen Zumuthungen doch einmal schüttelte, und in Ungnade fiel; so in der Abtheilung des Geistlichen Heimes, ein Bauernsohn von Kopf und Charakter, der Achtung einflößte, und es durch Erthal's Gunst zum Weihbischof und zu guten Pfründen brachte, — nicht gerade für Rom, aber für Priestervorrechte ein Eiferer.

Andre Geschäfte wurden auch wieder unter Fraueneinfluß mit Leichtsinn und Unbesonnenheit geführt. Oder es bemächtigten sich auch Männer von Kopf, an denen es nicht fehlte, gerade der kleinlichsten Angelegenheiten, und betrieben sie mit der vom Kurfürsten gern zur

Schau getragenen hohen Politik. Jene verzupften das Wichtige, diese bauschten das Unbedeutende auf.

Diese hohe Politik hing mit dem Fürstenbunde zusammen, für welchen der Kurfürst, in seiner persönlichen Abneigung gegen Kaiser Joseph, sich im Jahre 1787 von Preußen hatte gewinnen lassen. Zu dieser gegen Östreichs Übermacht gerichteten Politik hatte sich auch der kurz vorher in demselben Jahre erwählte Coadjutor Dalberg bekannt. Der Fürstenbund — die damalige preußische Union — war das Losungswort selbst für die bei Hofe mitregierenden Frauen. Wer ihnen mißfiel, wurde als östreichisch gesinnt, als schwarzgelb bezeichnet.

Die Hauptperson dieses Einflusses, auf welchem das welkende Herz des alten Fürsten schaukelte, war Frau Generalin von Coudenhove. Eine geborne von Hatzfeld, war sie mit dieser zahlreichen gräflichen, unserm Erthal verwandten Familie nach Mainz gekommen, und hatte den kurfürstlichen Hof durch neue Stellen für die Vetterschaft erweitern helfen. Die reizende Frau und Kabinetsfreundin des Kurfürsten vertrat an diesem geistlich-ehelosen Hofe, der doch des Frauenbesuches nicht entbehren mochte, die Stelle einer Oberhofmeisterin. Voll liebenswürdiger Schwächen und nicht ohne Standesvorurtheile, die weltlichen Händchen in die geistlichen Finanzen eingeweiht, besaß sie für einen priesterlichen Hof kleiner und zahlreicher Intriken Schlauheit und Unbesonnenheit in der rechten Mischung, um eigne Netze zu stellen und darüber in fremde zu fallen. Die Diplomaten ihrer Schule, in die auch Fürst Metternich damals als junger

Mensch blickte, nahmen gern etwas von ihrem Bisam der Galanterie an.

Ihre Base, Frau von Ferette (Pfürdt), saß in der andern Herzkammer des Fürsten, und spielte die zweite Violine als Kammerfreundin und Hofdame, um einem Doppelherrn, — einem Reichs- und Kirchenfürsten, auch in der Freundschaft die Wechsellaune von Braun und Blond zu lassen. Und mit dieser Laune, mit diesem Blutwechsel in den Herzkammern, wechselte auch manches Ehrenfest in den prachtvoll eingerichteten Schlössern und in den verschwiegnen Lustgärten zu Mainz und Aschaffenburg, zwischen denen der genußsüchtige Hofhalt ebenwohl wechselte. Hier wie dort fehlte es nicht an duftigen Lauben und kühlen Grotten, wenn nach der Tafel die Höflinge den Fräulein schalkhafte Gedichtchen von Voltaire und Gresset vorlasen, oder die Prälaten auf die Waden der schönen Frauen wetteten, um sie mit dem Band ihres Kapitelkreuzes messen zu dürfen.

Desto steifer ging es an den großen Hoffesten zu. Militär in stracker, gepuderter Dressur machte Spalier. Der bürgerliche Hauptmann blieb in Reihe und Glied, wenn der adlige Lieutenant austrat und sich unter die Gäste mischte. Es fehlte nicht an hohen Offizieren neben den Domherrn. Die kurfürstliche Armee, wenn auch nur 3000 Mann stark, hatte doch zwölf Generale. Selbst die kurhessische Armee hat es später in ihrer Formation so weit nicht gebracht. — Die ältern Herrn verzierten ihre Anmaßungen mit albernen Späßen, der jüngere Adel von einiger Bildungsbestrebung schmückte seine Ansprüche mit etwas frivolen Gedanken. Auf

eigenthümliche Weise mischte sich französische Conversation mit der deutschen Steifheit. Schon auf den Kinderbällen, die auf dem cölibatären Estrich des Schlosses zuweilen auch stattfanden, zwitscherte die adlige Brut französisch, zählte mit steifgehaltnen Köpfchen die Schritte ab, und ließ sich vom Papa im Violett-Talar aus der Bonbonniere füttern. Merkwürdig war das Augenspiel an diesem Hofe. Der Kurfürst suchte mit majestätisch gespannten Blicken zu imponiren; sein Bruder, der Oberhofmeister von Erthal, sonst rechtlich und harmlos, ahnenstolz und wohlthätig, zwischen Papageien und Kupferstichen ein Hagestolz, pflegte bürgerliche Begrüßungen nur mit auf- und niedergezogenen Augenbrauen zu erwiedern, und alle anderen bedeutenden Personen blinzelten und kreuzten mit den Augen, wie Leute, die gern spähten, aber nicht durchspäht sein möchten.

Einen andern Einfluß neben den Weibern, und der mehr die Schlauheit des alten Herrn als dessen Herz in Bewegung setzte, übten die Mitglieder des Domkapitels. Durch persönliche Begabung und Eigenheiten verschieden, — wie denn einzelne ehrgeizig und reich nach hohen Würden strebten, andre mit ihren Finanzen entzweit, zu Cabalen und Intriken geneigt waren, noch andre als Dummköpfe um ihrer Stimmen willen zum politischen Spiel der übrigen gesucht wurden, — theilten sie sich auch in verschiedene Parteien. Der jesuitischen, durch welche Erthal empor gekommen war, entgegen, hatte sich nach dem Namen und im Geiste seines Vorgängers eine emmerizianische Partei als Opposition gebildet. Vielleicht eine Verwandlung der mit dem Jahre

1786 auseinander gegangenen Gesellschaft der Illuminaten. An ihrer Spitze, gelehnt an den östreichischen und russischen Gesandten, stand der Domherr von Walderdorf. Sie hielten es mit Kaiser Joseph's Reformen und verbanden sich mit den zum Illuminatismus neigenden Professoren und höhern Staatsbeamten. Zu diesen Professoren zählten die nachmaligen Clubisten Blau, Wedekind, Hofmann, Metternich u. a. Die Universität war einigermaßen ihr Arsenal; besonders seit der großartigen Umgestaltung und Besetzung derselben, nach welcher sie im Sommer 1784 unter prunkhafter, von andern Hochschulen beschickter Feierlichkeit eingeweiht worden. Wirklich hatte Erthal an den gelehrten Anstalten die jesuitische Sünde, die er an der Volksschule begangen, wieder gut zu machen gesucht. So befriedigte er, indem er der wissenschaftlichen Bewegung der Zeit entsprach, noch mehr seinen fürstlichen Ehrgeiz. Bei dieser Gelegenheit war Bentzel aus seiner ländlichen Zurückgezogenheit zum Kanzler der Universität mit dem Prädicat Excellenz berufen worden. Die Lehrfächer wurden auf das Verzweigteste und theilweise mit Männern von literarischem Namen besetzt. Das Glänzendste sollte erreicht werden. Und so weit ging Erthal's Umwandlung, daß er, der anfangs die Schule den Pfaffen geopfert, jetzt, um Fonds zu gewinnen, drei reiche Klöster der Hochschule zum Opfer brachte, 17 Kanonikate zum Universitätsvermögen schlug, und die 12 besten Pfarreien für Doctoren der Theologie bestimmte.

Die Universität hatte ihren Schweif an einer großen Lesegesellschaft für Zeitungen und Journale. Anfangs

im Lottohause auf dem sogenannten Höfgen eingerichtet, galt sie schon früher für ein wenig durch Klatscherei anrüchig; ein Urtheil, welches aus dem Kabinet des Kurfürsten herrühren mochte, wo man freilich den Nachhall der Opposition so ungern vernehmen mochte, wie etwas später das Echo, das die pariser Revolution in denselben Räumen fand. Es war eben jene Zeit und Stimmung, die Weitzel als mainzer Student erlebte. »Bei großem Wohlstande herrschte ziemlich allgemeines Mißvergnügen, und bei einer wirklich seltnen und ungewohnten Freiheit hörte man Klagen und Murren über Druck und Willkür. Selbst Leute, die bei jedem Wechsel nur verlieren konnten, schienen sich nach einer Veränderung zu sehnen, die das langweilige Einerlei ihres Wohlseins unterbreche, und statt des wirklichen Glückes in der hellen Gegenwart, ihren phantastischen Wünschen und Hoffnungen ein eingebildetes in der dunkeln Ferne zeigte.«

Auch einige journalistische Thätigkeit regte sich im Lebenskreise der Universität. Eine Gesellschaft von Gelehrten gab eine theologische Monatsschrift heraus und ein »politischer Merkur« vermittelte die neuesten Staatsbegebenheiten, über die man denn die »Gespräche im Reiche der Todten« las.

Als Mäkler der literarischen Unterhaltung führte ein aufgeklärter Jude Ingelheim eine gute Leihbibliothek, und verdrängte in den bürgerlichen Wohnungen die zerlesnen »Haimonskinder«, den »gehörnten Siegfried«, die »unglückliche Genoveva« und den »curiösen Antiquarius über alle vier Welttheile.« Selbst eine poetische Feder in

Frauenhand fand sich in Mainz: eine Demoiselle Weikard lieferte Theaterstücke.

Wirklich hatte das fromme Herrchen seit seiner Bekehrung oder Verkehrung in ein lustiges Herrchen auch das Theater wieder in Gnaden aufgenommen, und sogar einen Musentempel errichtet, dürftig aussehend, aber innerlich von den Gestalten des klassischen Drama belebt. Ein Dalberg war Intendant, mit besserer Vorbedeutung des Namens, als der Theaterdichter, genannt Schmieder. Großmann als Bühnendirector hatte aus den besten Gliedern verschiedner Gesellschaften ein tüchtiges Ensemble gebildet, dessen Darstellungen eine Zeitlang mit Frankfurt wechselten.

Und hier im Parterre begegnen wir denn auch noch einmal dem mainzer Bürgerstande. Diese Klasse der Bevölkerung war nun besser dran, als vor Emmerich Joseph's Regierung. Weitzel bezeugt, wie leicht es dem Bürger fiel, sich und die Seinigen ohne besondre Anstrengung zu ernähren. »Der Hof, der Adel, die zahlreiche Geistlichkeit, die es sich alle bequem und angenehm zu machen wußten, die verschiednen Collegien der Verwaltung, die Universität, das Militär setzten ein schönes Geld in Umlauf, und gaben jedem, der beschäftigt sein wollte, ein gemächliches Auskommen. Überdies war die Stadt von vielen Lasten frei, die auf dem Lande lagen. Im geselligen Umgang herrschte wenig Zwang. Ein fröhliches Wohlleben war allgemein verbreitet, und die angeborne Offenheit, das sorglose Wesen des Rheinländers, wie die herrliche Natur, die ihn umgiebt, unterhielten eine rege Bewegung in Lust und Freude.«

Die Signatur der geistlichen Hirtenschaft, die geistige Unmündigkeit und Unfreiheit im Denken und Handeln, saß freilich noch kenntlich auf dieser Wolle der Wohlhabenheit; aber in dem Maße als diese wuchs, verblaßten jene Zeichen. Dicker und deutlicher haftete diese Theerschrift an der Landbevölkerung, die freilich auch tiefer geschoren war.

Herrschte dennoch ein Mißbehagen auch unter jenen Wohllebenden: so lag es vielleicht mit darin, daß der Wohlstand zu leicht gefunden ward. Der Genuß stand nicht im Gleichgewicht mit der Thätigkeit, ihn zu verdienen. Mainz war ein übersättigtes Haus noch immer ohne eigentlichen Weltverkehr. — Doch ging freilich auch in weiteren deutschen Kreisen eine schwüle, ahnungsvolle, umher suchende Unruhe der großen Erschütterung voraus, die so nahe und drohend bevorstand.

Häuslichkeit und Weltweisheit.

In diesen eigenthümlich bestellten Boden, in dies wundersam gemischte Klima wurde Forster verpflanzt. Was wird hier aus ihm werden, wie wird er gedeihen? Er, der auf seiner frühen Weltfahrt nicht bloß eine Krankheit empfangen, die ihn auf sein ganzes Leben reizbar für jeden Wechsel der Atmosphäre gemacht hat, sondern dessen Geist und Herz auch empfänglicher für alle

Einflüsse des Weltlebens auf das öffentliche Wohl der Völker geworden sind.

Forster wurde, wie manche Fruchtbäume, im Herbste versetzt. Am 27. September 1788 abends 11 Uhr traf er zu Frankfurt im Weidenhof ein. Mit den Seinigen hier auszuruhen kündigte er sich auf ein paar Tage später bei Sömmering zum Mittagessen an. Legationssecretair Huber, der ihn aufsuchte, scheint eigens von Mainz herüber gekommen zu sein, die Familie zu begrüßen. Er war, wie er kurz vorher einem Freunde geschrieben, auf den Umgang mit Forster's, besonders auch auf Theresen sehr gespannt, die viel Geist haben sollte. Und da in der Regel die Absicht, »mit gewissen Menschen einen Umgang zu stiften«, ihn etwas unsicher machte, und in weniger vortheilhafter Gestalt sehen ließ: so bezeigte er sich gegen denselben Freund doppelt vergnügt, bei diesem Besuche nichts gefunden zu haben, »was seine Hoffnung störte.«

Forster brachte zur Miterziehung neben seinem Röschen eine kleine Schwägerin aus seines Schwiegervaters zweiter Ehe, — Jeanettchen Heyne mit. Unter seiner häuslichen Einrichtung zu Anfang Octobers belebte ihn auf's Neue die freudige Zuversicht, daß der literarische und häusliche, der öffentliche und Privatmensch in ihm sich in Mainz besser, als im wilden unholden Litthauen, im steifen, ungeselligen Göttingen, befinden werde. Hier an demselben Prachtbande des Rheinstroms, das an Jacobi's düsseldorfer Wohnung vorüber wässerte, überkam ihn die lebhafteste Erinnerung an seine erste Einkehr in jenem glücklichen Hause, und die alte warme Verehrung

erneuerte sich in seinem gerührten Herzen. Mit dem Freund an einem Flusse zu wohnen, schien ihm eine Art von electrischer Communikation, weil das Wasser ein guter Conductor sei. Und so ließ ihn der verbindende Strom auch ein baldiges Wiedersehen hoffen, in welcher Erwartung er einstweil den erschlafften Briefwechsel wieder anzog. — »Wie auch das Schicksal mich umhergeworfen, schrieb er in den ersten Octobertagen, fühle ich doch, daß ich in der Wurzel noch immer derselbe bin, den Sie in Düsseldorf und Kassel kannten, und so lange auch unsere Correspondenz geruht hat, war doch meine Liebe und Verehrung unverändert.«

Ein Glück für Forster, daß gemüthliche Erinnerung sich so früh als Hausgenossin mit einfand! Sie beseelte sein mainzer Leben, das bald genug still und einsam zu werden aussah. Mit dem Adel, der hier aus verschiednen Provinzen des Reichs zusammenfloß, war, wie wir schon gehört, kein Umgang zu pflegen. Zwar in Dalberg's Umgebung wurde mit weimarer Sympathien und mit der Einsicht in die vorausgeschrittne norddeutsche Bildung protestantische Vorliebe theilweise gehegt, theilweise wenigstens ausgehängt, und man schätzte Literatur und Literaten: allein des Coadjutors Anhang war klein und aus Standes- und Hofrücksichten beengt. Dabei lag es nicht in Forster's Art, seine Person gesellschaftlich vorzudrängen, oder sich auch nur, etwa durch naturwissenschaftliche Vorträge, dem jungen, für Bildung bestrebten Adel zu nähern, und so mit der Hofwelt in Verbindung zu kommen.

In den bürgerlichen, rein mainzer Kreisen fand die

Berufung protestantischer Professoren so wenig Beifall, daß manche böswillige Äußerungen bis zu Forster's Ohr kamen. Und da es dem Mittelstand an aller Bildung fehlte: so milderte sich auch der katholische Eifer nicht an der persönlichen Geltung wissenschaftlich oder literarisch anerkannter Männer. Bloß die fremden Gesandten aus Dresden, Berlin, Hannover und dem Haag pflegten ausgezeichnete Talente in ihre weltgebildeten Kreise zu ziehen, um sie auch durch Kunst und Wissenschaft zu bereichern und zu verschönern.

So beschränkte sich des Weltumseglers Haus sehr bald auf wenige Freunde, die sich abends zu heitrer und geistreicher Unterhaltung an Theresen's Theetisch einfanden. Forster hatte eine Vorliebe für den Thee; so daß ihm auch das bei den Herrnhutern statt der Liebesmahle der ersten Christen eingeführte gemeinschaftliche Theetrinken ehrwürdig erschien. — Eigentlich war doch auch etwas Exclusives um diese Abende; indem sie wenigstens das Ansehen gewannen, als beabsichtige man nur, sich durch den Ton der Unterhaltung, durch die Gegenstände des Gespräches und die einfache Bewirthung von den mainzer Kreisen schärfer abzuschneiden, oder doch sich als abgeschnitten zu empfinden. Theresen's Geschmack und Ökonomie thaten das Ihrige dazu; indem sie sich von der mainzer Tafel und den mainzer Landpartien gleich anfangs zurückzogen.

Doch erfrischten durchreisende Fremde, auch fremder Nationen, nicht selten den abgeschloßnen Kreis, und erquickten durch ihre Anerkennung Forster's Selbstvertrauen, das nicht immer der äußern Stütze entbehren

mochte. Der Ruf seiner Weltfahrt, der sonst so angezogen hatte, fing in Deutschland an zu verduften; jene Blüthe aus der Südsee fiel in's Abwelken; während die Reife seines Geistes und seiner Gesinnung sich erst verschloß, um bald in seinem gelungensten Werke und in seiner kühnsten That zur Erscheinung durchzubrechen.

Sein Amt hatte Forster alsbald angetreten; es gab ihm aber wenig zu thun. Die Bibliothek lag eigentlich im Staube; indem es an geeignetem Raume, sie brauchbar aufzustellen, fehlte. Die Universität entbehrte gar sehr dieser Bücher, aber auch des nöthigen Geldes zur Einrichtung irgend eines der vorhandnen Gebäude, und selbst über ein solches wurde man nicht einig. Der Coadjutor war gleich für die Jesuitenkirche, aber die Jesuitischen arbeiteten entgegen. Forster ließ es an Erinnerungen, an Vorstellungen und Klagen nicht fehlen; der Kurfürst gab ihm Recht; aber die Sache lag im Kampfe der Parteien, die sich hier für die Einrichtung der Bibliothek, dort für die Herstellung eines Hospitals stritten. Die Mißwollenden, an denen es für diesen Gegenstand auch nicht fehlte, unterhielten insgeheim diese Widersprüche; wodurch sie am einfachsten ihre eigne Absicht erreichten, nämlich den an geistlichen Höfen so beliebten alten Zustand, den Status quo, zu erhalten.

Forster benutzte die Zeit zu literarischen Arbeiten. Schon anfangs November war er früh von 5 bis 7 Uhr eifrig an der Übersetzung der für die Kenntniß des Menschen so interessanten Geschichte des Schiffbruchs einiger Engländer auf den Pelews-Inseln. So kreuzte er nun wenigstens mit der übersetzenden Feder in der Nähe

jener Philippinen, nach denen er zu steuern früher abgelehnt hatte. Weiter beschäftigte ihn eine vollständige Geographie der Südsee-Inseln, die alles Alte und Neue, was zwischen China und Peru je entdeckt worden, zusammenfassen sollte. Auch dachte er im Laufe des Winters die in Magazinen und Merkuren zerstreuten kleinen Aufsätze verbessert in einem Bändchen zusammen zu stellen. Dies und die Übersetzung der Pelews-Inseln sollten zu Ostern fertig sein.

Zu einer verzweifelten Arbeit, die auf den Tag geliefert werden mußte, hatte ihn gleich anfangs Archenholz durch das Verlangen veranlaßt, zu dem neuen Unternehmen brittischer Annalen vom Jahre 1788 einen Abschnitt über englische Literatur und Kunst auf 5 Bogen zu liefern. Ohne Materialien, wie Forster seinem Jacobi bekannte, ließ er sich darauf ein, und sah sich so auf einmal — »den zünftigen Schriftstellern angehörig, die da Waare für Geld liefern.« Mit diesem Kopfschütteln über sich selbst schrieb er die Abhandlung.

In diesem doch immerhin geistreichen Aufsatze (ges. Schften. 5 Bde.) bewegt sich der Autor allerdings hauptsächlich in allgemeinen Betrachtungen über den Zusammenhang der wissenschaftlichen Fortschritte eines Volkes mit seinen politischen und sittlichen Verhältnissen, über die Triebkraft einer lebenden Sprache in neuen Wörtern, über die Ephemeren von Ausdrücken wechselnden Luxus bei gesitteten und üppigen Nationen, über die Wandlungen und Fortschritte des Stils und der Gestalt wissenschaftlicher Kenntnisse, über die Beförderungsmittel der Literatur durch Reichthum, Anstalten und Stiftungen. Doch geht

er auch auf einzelne poetische und wissenschaftliche Leistungen ein, und verräth jedenfalls, wie aufmerksam er bisher dem Gange des geistigen Lebens in England, auch ohne Absicht auf seine Arbeit, gefolgt war. Dennoch blieb ihm die Art und Weise, wie er dieselbe übernommen und gestellt hatte, sehr drückend. So unwandelbar zeigte sich der Magnet seines auf das Edle und Geistesfreie gerichteten Gefühls, daß die frühen Abweichungen der Knabenfeder und die spätern Inclinationen des literarischen Erwerbs ihn doch nicht zum eigentlichen Lohnarbeiter verkehren konnten. Wie aber Forster's Seele, wenn sie aus tiefem Mißmuthe sich erhob, leicht das dunkle Gebiet seines Lebensverhängnisses anstreifte: so gilt uns dies auch jetzt, wenn er nach jenem Bekenntnisse gegen Jacobi seine Stimmung ausspricht. — »Ich habe meine Stunden, schrieb er, wo ich mir es wünsche, gar nicht schreiben zu dürfen; es ist mir des Schreibens zu viel und des Handelns zu wenig in der Welt, und unter dem Wust geht nicht nur das nahrhafte Korn verloren, sondern um nur einigermaßen gangbare Münze zu liefern, muß man das Gepräge der Zeit darauf stempeln, welches nicht immer das schönste ist.«

Werden wir ihn demnach so leicht verdammen dürfen, wenn eine Weltbewegung ihn zum Handeln mit sich fortreißt, dahin, wo Recht und Unglück, Noth und Irrthum sich der prüfenden Vernunft, der abwägenden Klugheit entziehen? — Wie rührend, wenn er sich anklagt, nicht den zehnten Theil von dem zu wissen, was man wissen müßte, um schreiben zu dürfen! Indem er aber bedenkt, daß von denen die da schreiben, hunderte

es noch weniger dürften: beruhigt er sich durch eine umfassende Ansicht in seiner Weise. »Das Jahrhundert, wie das Menschengeschlecht überhaupt, rückt nicht vorwärts in einem regelmäßigen Schritte, sondern in einer unaufhörlichen Rotation. Der Ball wird von unzähligen Händen geschlagen, geworfen, gestoßen, gestreift, berührt, und alle diese verschiednen kleinen und großen Impulsionen treiben ihn fort. — — Mein Scherflein muß doch beigetragen werden. Nun kommen noch die Pflichten des engern häuslichen Kreises hinzu, und so steht der complete Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, und ich muß hinzufügen, deutscher Nation, denn diese Species ist sehr auszeichnend, vor uns da!« —

Wenn Forster bei allem Reichthume seines umfassenden und lebendigen Wissens doch die Lücken desselben beklagte: so lag darin keine falsche, aber auch keine faule Bescheidenheit; denn er strebte mitten im Drange seiner Pflichten und Arbeiten sich durch neue Studien zu ergänzen. Und da stieß er denn vor allem auf einen specifisch deutschen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, dessen Feder nicht durch enge häusliche Sorgen bestimmt wurde, sondern der zu einer wahren Weltbewegung in der Wissenschaft damals eben den Anstoß gegeben hatte.

Kant, seit acht Jahren mit seiner »Kritik der reinen Vernunft« hervorgetreten, steuerte gleich einem Weltumsegler mit philosophischem Kiel im unermeßlichen Gebiete der Gedanken, um die Grenzen des festen Landes gegen das Übersinnliche zu entdecken und zu chartiren. Viel umfassender, als die Revolution zu Ende desselben

Jahrzehents die Volksrechte gegen das absolute Königthum der Geburt von Gottes Gnaden bestimmte und bestätigte, hatte er die demokratischen Ansprüche der Erfahrung gegen die sogenannten angebornen Ideen nachgewiesen. Die großen, neuen Gedanken, die ungewohnte Richtung eines eigenthümlichen Geistes, nachdem sie in schwerfälliger, schulgemäßer Trockenheit erst Befremden und dann Widerspruch erregt hatten, fingen allmählich an, in alle Wissensgebiete einzudringen, und alle Wissenschaften, die exacten, wie die theologischen, umzugestalten. Denn sogar die Naturwissenschaften, diesseits der Grenze der Philosophie, gewannen durch Kant die Anerkennung eines Vorrechts der Erfahrung gegen den seitherigen Einfluß mancher alten metaphysischen Vorurtheile.

Auch Forster, früher der Speculation abgeneigt, sah jetzt ein, daß er der neuen philosophischen Strömung sich nicht entziehen könne. Es war die von Kant angeregte, und er ließ sich darin auch nicht durch Urtheile, wie z. B. Heyne's, irre machen. Dieser fand nur die Kunstsprache, den philosophischen Jargon Kant's neu, sonst aber »nichts in dieser Philosophie aufgestellt, was nicht der Bonsens einem Jeden, der ohne Brille sah, längst gelehrt hätte.« – Wie richtig trifft hier Goethe's Bemerkung, »daß kein Gelehrter ungestraft jene große philosophische Bewegung, die durch Kant begonnen, von sich abgewiesen, sich ihr widersetzt, sie verachtet habe, außer etwa die echten Alterthumsforscher, welche durch die Eigenheit ihres Studiums vor allen andern Menschen vorzüglich begünstigt zu sein scheinen.« Forster gab sich den Winter viel mit Jacobi's Schriften ab.

besonders mit dessen »David Hume über den Glauben,« und bekannte dem Freunde »seine Unwissenheit und seinen Unverstand« in philosophischen Dingen, und wie er auch in seinem frühern Streite gegen Kant in Betreff der Menschen-Racen, zum Theil eben aus Mangel an philosophischen Vorkenntnissen, manche Blöße gegeben habe. »Mein nächstes Studium, schrieb er, wenn ich Muße gewinnen kann, soll sein die kantische Philosophie, mit der ich gar gern auf's Reine wäre. Noch kenne ich sie nur, so zu reden, durch den dritten Mann, nämlich nach Sulzer's und Reinhold's Darlegung, und sehe einstweilen nur soviel ein, daß der Mann eigentlich noch keinen Widersacher gefunden hat, der ihm gewachsen wäre. Sie gehen alle um den Brei und fürchten sich vor dem Verbrennen.«

Er charakterisirt dann kurz und treffend die damaligen Gegner Kant's und ihre Schwächen, — den gar lieben Mann Eberhard, Federn, der Kant's Schuhriemen nicht auflös't, Meiners, der nur polternd seinen ungeheuern Colectaneensack von Cruditäten in's Publikum ausleert, ja Herdern, dessen Göttin Phantasie ein hübsches Kind ist, das man küssen, und dem man wider beßre Überzeugung den Willen thun muß. Jacobi's Angriffe gegen Kant waren Forstern sehr einleuchtend, wie denn so glänzende und geistreiche Ansichten, ansprechend in der Schreibart und das Gefühl angehend, sich bei Nicht-Philosophen sehr angenehm machten. In mehreren Briefen aus dem Januar 1789 entwickelt unser angehender Kantianer flüchtige, aber tüchtige Gedanken über Raum und Zeit, über die Idee Gottes und die

verschiednen Volksansichten von Gott, über Freiheit und Nothwendigkeit u. d. gl. An diesen Fragen damaligen Forschens suchte sein speculatives Talent die ersten Spornen zu verdienen, ohne doch mit seinen ganz braven Sätzen über Jacobi's Dilettantismus hinaus zu sprengen; wie er es denn diesem Freunde als große Leistung anrechnet, daß dessen Philosophie der Empfindung zurückgegeben, was die Denkkraft usurpirt habe.

Wenn nun auch zu dieser neuen Gedankenrichtung Jacobi's Schriften die äußere Anregung gaben: so erscheint diese speculative Theilnahme doch nichts desto weniger als ein Bedürfniß von des Freundes innern Geistesreife. Er scheint dies auch selbst erkannt zu haben, als er an Jacobi schrieb: »Sie müssen nur bedenken, daß ich über dreißig Jahre alt war, ehe ich ein Compendium der Logik in die Hände bekam, und nun mußte ich zu gleicher Zeit meine Vorlesungen lateinisch ausarbeiten, polnisch lernen, eine andre Wirthschaft, einen Haushalt in Litthauen anfangen, ein Weib nehmen u. s. w.; da kommt man wohl in der practischen Philosophie weiter, aber nicht so leicht in der Speculation.«

Nun getraut er sich auch nicht mehr, wie früher, die Metaphysik als unnütz, zeitverderblich und unfruchtbar zu verwerfen; dennoch hält sie der practische Mann als bloße Abrichtung der Geisteskräfte für ziemlich entbehrlich im Leben, und wirft ihr als das Schlimmste vor, sie gewöhne den Geist so sehr an einen gewissen entfernten, alles umfassenden Gesichtspunkt, daß man sich hernach zu den gewöhnlichen Verhältnissen des Daseins unter unserm Monde ordentlich herablassen müsse.

Mit diesem treuen Herzen für das wirkliche Menschenleben bewahrte sich Forster denn auch seine Freiheit gegen die Speculation, die bereits anfing die vornehmen Geister mehr und mehr an sich zu locken. Wie gegen jeden Despotismus sprach er sich auf's Nachdrücklichste auch gegen jede Tyrannei allgültiger Principien aus. »Eine allein seligmachende Philosophie ist mir so zuwider, wie ein allein seligmachender Glaube!« — Dies ist sein köstliches Wort.

Freiheit.

Mit dem Aufgange des Rheins zu Anfang Februar 1789, mit den abziehenden Gewässern, die bis zur Mauer des Favorite-Gartens angeschwollen waren, schöpfte Forster Frühlingsaussichten. Er ging muthig an den Real-Catalog der Bibliothek, dem er täglich vier Stunden widmete, in der Hoffnung, die Masse des Unbrauchbaren herauszuscheiden. Er rechnete auf das dereinstige Erbarmen des Coadjutors; denn der Kurfürst selbst schien bereits an seinen großen Unternehmungen Verdruß zu finden. Auch die Universität entsprach seinen Erwartungen nicht. Er hörte nicht einmal mehr gern von ihr sprechen. Bentzel war gestorben, und seitdem fand sich keine Seele, die ihn bei seinem besten Willen unterstützt hätte. Dieser großgesinnte Curator, bei der

Einrichtung der Hochschule und mit der Anzahl der bestellten Professoren weit über seine Mittel hinausgegangen, hatte sich zuletzt im Widerspruche mit der Administration der Fonds gesehen, die nur sein Werk in's Stocken zu bringen bestrebt war. Sein letztes Mittel, die fehlenden Fonds durch weitre Aufhebung von Klöstern zu beschaffen, war nicht mehr durchzusetzen gewesen. Und nachdem das Geld anfangs an Nebendinge verschleudert, manches auch veruntreut worden war, hielt es die unzufriedne Administration für angemessen, die Universität zu tyrannisiren, und die Bibliothek für die begangnen Fehler büßen zu lassen. So erreichte, nach Forster's Ansicht, die Partei der Übelwollenden ihren Zweck, Thätigkeit, Arbeitsamkeit und Aufklärung zu hemmen, und die berufnen fremden Professoren auf alle Weise zu behindern und in falsches Licht zu setzen.

Mit der aufgehenden Witterung empfand Forster auch bald die Nachwirkung seines verseßnen Winterfleißes durch Schnupfen und Schlaflosigkeit. Kälte war sein Tod, wie er sagte, und Nässe lähmte seine körperlichen und geistigen Kräfte. Indem er sich nun seiner Verstimmung überließ, verglich er sich, jetzt so lahmen, unbeholfnen Geistes, mit jenen Menschen — »bei denen die Ideen ein eignes Leben haben, immer unaufgerufen, von selbst im Kopf herumspuken, sich kreuzen, anstoßen, wider einander rennen, sich gatten und junge Ideen hecken, kurz, einen regen lebendigen Verkehr bilden, und in einem beständigen Streben sind auszufließen oder auszuströmen.« Solche Beweglichkeit vermißte er an seinen Ideen; er mußte sie aufstöbern, aus ihren Schlupf-

winkeln heraustreiben, und wenn er sie aneinander reihen wollte, äußerten sie keine Zuneigung zu einander, waren und blieben unfruchtbar. Er schrieb es der Zähigkeit seines Gehirns zu, und empfand einen niederdrückenden Mißmuth darüber. Er konnte eine Sache, die er behandelte, nie im ganzen Zusammenhange, im Detail übersehen, und alle Operationen seines Gehirns gingen nicht über die zweite oder dritte Schlußverbindung hinaus. Dabei wollte er wahrgenommen haben, daß es mit der Kopfthätigkeit gerade bei einigem Unwohlsein noch am besten ginge, daß ein kränklicher Nervenreiz seinem Geiste behülflich wäre, wenn auch auf die Gefahr hin, daß seine Gesundheit sich dadurch verschlimmre. Dieser Kampf zwischen Geist und Körper war ihm nicht recht. Der Geist sollte herrschen, erschien aber für ihn nur als der Gegner des Genusses; so daß er ein mechanisches, instinctmäßiges Hinleben, von Denken nur auf's Flüchtigste durchwürzt, für sich am meisten zusagend fand. Der Genuß aber, dem ja in seiner unüberlegenden Hingebung Raum und Zeit verschwanden, erschien ihm schon dadurch als der höhere Zustand des Menschen, als ein Zustand ursprünglicher Vereinigung, die eben nur durch das alles trennende Bewußtsein und durch das Gefühl der Persönlichkeit gestört und aufgehoben werde. Daher galt ihm die Persönlichkeit, als auf Einschränkung beruhend, für das Ungöttliche am Menschen, dessen Unvollkommenheit eben darin läge, daß er nur mit und durch Persönlichkeit genießen könne. Mit dieser Ansicht berief er sich auf jene frommen Schwärmer aller Jahrhunderte, welche die Seligkeit in den Zustand

der in die Gottheit aufgelös'ten Selbstigkeit setzten, wie denn auch Christus von der Gottheit keinen reineren Begriff, als den der alles in sich auflösenden Liebe gegeben habe.

Bei solcher Gelegenheit verstieg sich der von kränklichem Nervenreiz angeregte Denker bis zur himmelblauen oder nebelgrauen Frage von Geist und Materie. Er konnte vom Intellectuellen ausgehend die Materie, — von dieser als etwas Realem aus, das Unkörperliche nicht begreifen, dennoch aber auch zwei getrennte Welten, des Geistes und des Stoffes, und ihr Zusammenwirken nicht verstehen. Hier lag ihm der alte Streit, den Niemand entscheiden könne, und nur die Wahrnehmung fiel ihm wieder auf, wie man bei kränklichem Befinden mehr, als bei gedeihlichem Körper, zum Denken aufgelegt sei. Eine humoristische Laune wandelte ihn darüber an. »Ihr habt es gut, ihr dürren Herrn! ruft er aus. Ihr wart ja von jeher auch die scharfsinnigsten Denker; Euer Geist fliegt mit Euerm Minimum von Materie davon, als ob es nichts wäre. Aber wartet nur, ich werde auch noch die Zeit erleben, wo ich das überflüssige Phlegma verdünsten, und ganz absetzen werde; dann wollen wir sehen!« —

Doch der warme, feierliche Ernst des Herzens schlägt bei Forstern stets vor. Von dem verdrießlichen Widerspruche zwischen Wohlsein und Denken erhebt er sich über die Räthsel von Geist und Materie, Bewußtsein und Genuß, Liebe und Leben, in der menschlichen Persönlichkeit verbunden und beschränkt, zur Frage der Unsterblichkeit. Und indem er überlegt, daß Raum und

Zeit, nach kantischer Darstellung, nur als unsere bedingte Existenz, nicht aber an sich selbst vorhanden sind, daß mithin die Aufeinanderfolge der Dinge in der Erscheinungswelt wirklich bloßer Schein, und nur auf die Dauer unserer persönlichen, d. h. eingeschränkten Existenz gültig ist, läuft ihm die Frage der Unsterblichkeit auf ein bloßes Wortspiel hinaus. »Nehmt doch nur die Einschränkung hinweg, und ihr seid wieder in dem ursprünglichen freien, unbeschränkten, vollkommnen Dasein einer Allgemeinschaft; Alles lös't sich aus seiner scheinbaren Absonderlichkeit in einem unendlichen Dasein auf. — — — Darum aber auch kein Grübeln und kein Streiten über jenes uns unerfaßliche Ewige und sogenannte Übersinnliche. Freiheit! ruft er dann aus, grenzenlose Freiheit in allem, was über das durch erfahrungsgemäße Anschauung des Gegebenen hinausgeht. Jeder wähle sich seinen Weg, ohne daß es auf seine politischen Verhältnisse Einfluß habe; jeder glaube so wenig oder so viel er kann; jeder sage frei und ohne Furcht, was er glaubt; keiner freue sich bloß der Duldung, sondern jeder des anerkannten Rechts zu denken, wie und was sein ganzes Wesen mit sich bringt; nur Der sei ausgeschlossen von unserm Bunde, der auf allein seligmachendem Wege zu gehen und das compelle intrare (den Pfercheintrieb) zu mißbrauchen sich untersteht: denn er ist der Feind Aller, und deswegen sei jedermanns Hand wider ihn!«

Da haben wir wieder unsern alten, seelengesunden Forster, der nie herrlicher ist, als wenn er die tropischen Früchte seiner freien und weiten Gedanken in die

abständigen, dumpfigen Verhältnisse unseres bürgerlichen Lebens bringt und zur Erfrischung darbietet. Nichts ist diesem edeln Herzen so zuwider, als jedweder Despotismus im Glauben wie im Wissen und Wollen, jede »certaine Science, sie mag herkommen aus Rom oder aus Berlin.« —

Von seinen Verstimmungen suchte Forster immer noch gern sich durch einen kürzern oder weitern Ausflug in die Welt wieder herzustellen. Und wirklich liegt ja für Jedermann in den umfassenderen Lebensgebieten irgend eine Abhülfe für irgend eine der mannichfachen häuslichen Verkümmerungen. Jetzt benutzte er die Osterferien im April zu einem Besuche Jacobi's im Pempelfort. Therese und Sömmering begleiteten ihn. Sie brachten dort bei leidlichem Frühlingswetter neun vergnügte Tage zu. Forster wäre gern länger geblieben, zumal er sich in den letzten Tagen heimlich unwohl fühlte: allein der Kurfürst hatte ihm in einer Geschäfts-Audienz die Ferienzeit auf 14 Tage beschränkt, nur, wie der unwillige Freund meinte, um den Herrn de mauvaise grace zu spielen; wie denn auch die vorbestimmte Sitzung in Bibliotheksangelegenheit hernach wirklich nicht gehalten wurde. —

Die Liebenswürdigkeit Jacobi's nahm Forstern immer wieder ein, so oft ihn auch irgend eine Schrift oder eine absprechende Ansicht desselben verdrossen hatte. Ja, bei einer brieflichen Mißdeutung, die Forstern auf's tiefste kränkte, kam er nach jenem Besuche dem aristokratischen Philosophen mit versöhnungbietender Hand entgegen; weil Verschiedenheit der Meinungen die Freundschaft nicht stören dürfte, die ja sonst nicht eher möglich wäre, bis

die Natur alle Individualität aufgehoben hätte. Auch Spinoza war diesmal kein Dorn gewesen; vielmehr hatten die um die Hälfte vermehrten Briefe Jacobi's über diesen ungläubigen Denker unseres Freundes Beifall in dem Grade, daß er sie für das Beste, was Jacobi geschrieben, und ihn selbst für den hellsten und tiefsten Denker erklärte, der mit Wärme und Richtigkeit des Gefühls echte Billigkeit verbinde, die von keinem mehr, als Consequenz in seinem Denken fordre. Aber auch als Mensch erschien ihm Jacobi unvergleichlich. Für heitern, wohlthuenden Verkehr der Menschen blieb Forster in jeder Lebenslage gestimmt. Er beklagte daher des vereinsamenden Lichtenberg's moralische Verkümmerung, und Müller's Enthaltsamkeit von Umgang und Zerstreuung. Dieser, mit des Kurfürsten Kabinetsgeschäften überladene und dabei auf seine geschichtlichen Studien verseßne Mann war denn eben auch in seiner auffallenden und moralisch schwer beschuldigten Zurückgezogenheit bedenklich erkrankt. Der Kurfürst fand sich dadurch um so rathloser, als ein Gerücht von dem lebensgefährlichen Zustande Kaiser Joseph's sich verbreitete, und den Erzkanzler des Reichs mit dringenden Wahlgeschäften bedrohte. Glücklicherweise war diese Besorgniß eben so voreilig, als das Gerede von Müller's Kränklichkeit übertrieben. Der Kabinetsrath erholte sich im Laufe des Sommers zum Verdruß der Mainzer, die ihm als Fremden und Protestanten das entschiedne Vertrauen des Kurfürsten mißgönnten, und seine Talente nie lauter gepriesen hatten, als so lange sie seines nahen Todes sich versahen. Dagegen hatte dieses Frühjahr doch aus Forster's Weltverbindungen einen

berühmten Mann weggenommen, — Camper, der zum Leidwesen aller europäischen Naturforscher am 7. April, 67 Jahre alt, im Haag gestorben war, wohin er vor zwei Jahren als wirklicher Staatsrath von Franeker sich übergesiedelt hatte.

Inzwischen sollte das Unwohlsein, mit welchem Forster aus Pempelfort zurückgekehrt war, sich in der Gestalt von Schlaflosigkeit oder unruhigem Schlafe bis in den Sommer hinein erhalten. Daher nahm er im Juli mit seiner Familie auf vier Wochen einen ländlichen Aufenthalt in Eltwill, wo er sich denn auch, aller Ungunst des Sommers ungeachtet, durch Luft und Rheinbäder zu einem erfrischten, wieder schreibfertigen Menschen herstellte. Das Wetter dieses Sommers war kalt, wie im November rauh, und den im letzten Winter ersparten Regen nachbringend. Die Ernten fielen schlecht aus, und an Weinlese war nicht zu denken. Theuerung stand bevor, und nahm in Frankreich bereits überhand.

Dennoch trieb nicht das Wetter den Freund früher, als er gewünscht hätte, sondern das Bibliothekgeschäft rief ihn zur Stadt. Die Sammlung auf der Carthause sollte gesöndert, und mit der städtischen vereinigt werden. Zu einer Zusammenstellung der Dubletten war ihm ein Bodenraum angewiesen, auch die Herstellung einiger Repositorien auf dem alten Bibliotheksaale bewilligt worden. Diese blieben aber von der Universität aus Geldmangel unausgeführt, und Forster legte, um sich wenigstens vor Verantwortung zu wahren, seine Vorstellungen und Plane zu den Acten.

Auch damals schon pflegte die gute Jahrszeit einen

Strom von Reisenden an den Rhein zu führen, und es fehlte daher auch in diesem Sommer dem Forster'schen Hause nicht an manchem Zuspruch. Graf Moltke kam mit Baggesen, diesem sanften und doch leidenschaftlichen Poeten, wie ihn Forster bezeichnete, auf ihrer Reise nach Italien über Mainz. Ihnen folgten für uns uninteressante Leute aus London und Mitau, und später trafen Wilhelm von Humboldt und Campe, beide von Paris ein, voll von der dort ausgebrochenen Revolution. »Schön ist es zu sehen«, war Forster's erster Gedanke bei diesem weltgeschichtlichen Vorgang, »was die Philosophie in den Köpfen gereift, und dann im Staate zu Stande gebracht hat, ohne daß man ein Beispiel hätte, daß je eine so gänzliche Veränderung so wenig Blut und Verwüstung gekostet hätte. Also ist es doch der sicherste Weg, die Menschen über ihren wahren Vortheil und über ihre Rechte aufzuklären; dann giebt sich das Übrige wie von selbst.« —

Campe hielt sich nur einen halben Tag in Mainz auf, und Forster scheint mit ihm in einen lebhaften Streit über die damaligen Unterrichts- und Erziehungsgrundsätze gerathen zu sein, mit denen er wenig einverstanden war. Sie schieden aber ohne einander verständigt zu haben, und ohne daß Forster sich über die Gunst, die das Publikum diesen Männern schenke, zufrieden gab.

»Der gute Herr v. Humboldt« verweilte aber fast den ganzen September, und half, nachdem er sich »von der parisischen, nicht paradiesischen Freiheit auserzählt hatte, dem mainzer Freundekreise das Leben würzen, das

ohne solchen Zusatz wirklich insipid erscheine. Während dieses Aufenthaltes nahm er an einer literarischen Fehde und Arbeit Forster's lebhaften Antheil.

Das Augustheft der »berliner Monatschrift« hatte nämlich den abgedruckten Brief eines Beamten in Eltwill gebracht, worin der Witwe eines Protestanten der Rath ertheilt wurde, ihre Kinder katholisch zu erziehen. Biester, der Redacteur, erster Bibliothekar in Berlin, und als Übersetzer von Anacharsis Reisen bekannt, ein für Aufklärung eifernder Mann, zog gegen den Proselytenmacher in einer so unberuf'nen Weise los, daß es Forstern um so mehr empörte, als jener Beamte namhaft gemacht war. Ein solches Verfahren verschlug gegen des Freundes Begriff von der Freiheit im Denken und Glauben, die er überall dergestalt geachtet wissen wollte, daß irrige oder gemeinschädliche Lehren nur als solche widerlegt, niemals aber die Person eines Andersdenkenden als verächtlich oder sträflich angetastet würde. Was ihn aber noch besonders bewog, sich des Angegriffnen anzunehmen, war der Umstand, daß er selbst mehrere Wochen in Eltwill gewohnt hatte, und in den Verdacht zu kommen fürchtete, auch er sei ein Spion der berliner Jesuiten=Riecher. Er schrieb daher nicht ohne Aufregung den Aufsatz über Proselytenmacherei, (Sämmtl. Schriften 5. Bd.), las ihn aber stückweise den Freunden Sömmering und Humboldt vor; indem er auf der Stelle verbesserte, was denselben nicht bestimmt oder verclausulirt genug erschien. So ging denn die kleine Abhandlung an die Monatsschrift ab, und erschien später abgedruckt.

Jacobi wollte dem ganzen Aufsatz eine gewisse Un=

behaglichkeit anfühlen; es wäre der Kunst zuviel und zu wenig; Gedanken und Rede flössen nicht in einander, und strömten nicht zusammen fort, wie man es an Forster's Arbeiten sonst gewohnt wäre. Er enthalte aber viel treffliche Stellen, und es sei gut, daß er in's Publikum komme. — Jene Ausstellungen betreffen bloß die Form der kleinen Arbeit: der Inhalt ist leider! wieder sehr zeitgemäß, und empfiehlt sich daher der Gegenwart um so mehr zur Betrachtung, als dieselbe gegen damals so beklagenswerthe Rückschritte, besonders auch im Kirchlichen macht. Forster weist nämlich nach, daß man in verschiednen katholischen Staaten Deutschlands eifrig mit der Läuterung der Religionsbegriffe, mit Erringung der Unabhängigkeit von Rom und mit der Einführung der Denk- und Gewissensfreiheit beschäftigt sei. —

Den 22. September begleiteten die Freunde den reisenden Humboldt bis Oppenheim, wo er aus ihrer Umarmung schied. — »Die gute, reine Seele! schrieb Forster an Jacobi. Ich habe mich seines jugendlich warmen Gefühls bei so männlichem Geiste, so reifer, vorurtheilsfreier Vernunft recht herzlich erfreut.«

Welche Bewandtniß es mit der von Forster in Schutz genommenen Sache hatte, erfuhr er umständlich erst im nächsten Frühjahre, als der Amtmann Bender in Eltwill ihm für seine Vertheidigung herzlich dankte und die eigenthümlichen Verhältnisse, unter welchen der fragliche Brief geschrieben worden, darlegte; da sich denn ein unmündiger junger Adliger ergab, der sich durch Einsendung eines vor Jahren geschriebenen Briefes der Dank-

barkeit für die ihm und seiner Familie von Bender erzeigten Dienste entledigt hatte.

Bezeichnend für Forster ist es, daß er sich nicht bloß eines verletzten nachbarlichen Mannes, sondern selbst des wildfremden Menschenstammes der Mongolen öffentlich annahm; nämlich gegen Meiners, diesen »apodiktischen Rechthaber«, der zweierlei Menschen unterschieden hatte, — die sittlich vollkommnen Celten, und die von Natur häßlichen, mit bösen Neigungen ausgestatteten Mongolen.

Ein andrer Aufsatz, »Leitfaden zu einer künftigen Geschichte der Menschheit,« erschien im 3. Stücke des neuen deutschen Museums. Forster nannte es einen launigen Einfall, wie er darin nachgewiesen, daß ganze Völker dieselben Stufen der Bildung hinanzusteigen hätten, die den einzelnen Menschen vorgezeichnet seien. »Die Natur scheint anfänglich auch bei den Völkern nur für Erhaltung zu sorgen (muskularische Cultur); späterhin, wenn sie reichlichere Quellen der Subsistenz ausfindig gemacht haben, kommt die Zeit ihrer Vermehrung (spermatische Cultur); sodann entstehen große Bewegungen, gewaltsames Streben nach Herrschaft und Genuß (heroische Stufe); endlich entwickelt sich der Verstand, verfeinert sich die Empfindung, und die Vernunft besteigt ihren Thron (sensitive Culturstufe).

Innre Sammlung.

So durfte Forster am Ende seines ersten mainzer Jahres sich gar wohl seines Fleißes rühmen. Es war manches zu Stande gekommen als Frucht jener ruhigen Seelenstimmung, die von keinem Weltverlangen gestört wurde, und von keinem innern Mißbehagen kränkelte. Wie schön erkannte er dies selbst, als er anfangs des Jahres 1790 an Heyne schrieb:

»Die Freude, die Meinigen vergnügt um mich zu sehen, der innere Umgang mit mir selbst, wobei ich merke, wieviel der immerwährende Zuwachs von Kenntnissen den Genuß des Daseins erhöht, indem man in sich selbst einen immer reineren Abdruck der äußern Welt gewahr wird, alle Verhältnisse sich immer mehr bestimmen und zu einem helleren Ganzen verbinden, — das und das Vergnügen, in einem unendlich kleinen Kreise doch auch etwas für das Ganze thun, einen gewissen Einfluß behaupten zu können, muß, dünkt mich, jeden thätigen Menschen überzeugen, daß keine Art von Existenz dieses Maaß von Glück gewährt, dessen er in seiner Thätigkeit theilhaftig wird. — — Es giebt gewiß, wenn gleich nicht für uns, einen höhern Gesichtspunkt, wo das Trivialste und gar nichts Scheinende als Bindungsmittel des Ganzen so wichtig ist, wie das anscheinend Große.«

Diese innige Zufriedenheit mit sich und seiner Lage hatte sich auch schon in der Zueignungsschrift ausgesprochen, womit er im vergangnen Sommer — »die Erstlinge seiner mainzer Nebenstunden« dem Kurfürsten öffentlich darbrachte. — »Es ist das Werk Ew. Kurfürstlichen Gnaden,« hieß es darin, — »daß ich in Deutschland zufrieden lebe, daß auf eine mühselige Jugend ein Zeitpunkt des stillen Genusses folgt, ehe noch des Lebens Werth dahin ist; daß mir eine wärmere Sonne scheint, und die Natur schöner um mich lacht; endlich daß ich das Kostbarste, womit je ein Fürst einen Schriftsteller beglückte, die Zeit nach dem Maaß meiner Kräfte dem Nutzen meiner Mitbürger widmen kann,« u. s. w.

Da schienen jene Anwandlungen im Stillen überwunden, die er noch im November gegen Jacobi hatte laut werden lassen: »Mein Kopf ist leer, ich weiß der Welt nichts Eignes mehr zu sagen. Wer doch auch nach Italien oder nach England oder nach Spanien oder noch weiter hin, wo nur irgend Neues zu sehen ist, reisen könnte! Denn am Ende, mehr hat man doch nicht, als was einem durch die zwei kleinen Öffnungen der Pupille fällt, und die Schwingungen des Gehirns erregt. Die armseligen vierundzwanzig Zeichen reichen nicht aus; etwas ganz Anderes ist die Gegenwart der Dinge und ihr unmittelbares Einwirken. Ich werde in diesen Tagen 35 Jahre alt, die beste, weit die beste Hälfte des Lebens ist dahin, und mir wie unnütz verflossen! Ich wende mich weg von dieser Ansicht.«

In der That scheint er dies auch entschloßner, als sonst, gethan zu haben; wie denn die reifende Männlich-

keit ohnehin leicht von flüchtiger Schwermuth angewandelt zu werden pflegt. Auch redete ihm Jacobi diesen Anflug seiner alten Reiselust aus; indem er ihm mit feinem Wink andeutete, woher einem, ohne zu reisen, noch gar manches durch die zwei kleinen Öffnungen der Pupille zugehen könne. — »Es grämt mich mehr, als ich es Ihnen sagen kann, schrieb er, daß Sie das Leben mit Übersetzen und Compiliren versauern müssen. An Ihrer Lust zu reisen nehme ich weniger Antheil. Lesen Sie den Homer, den Sophokles, den Herodot, den Plato, und Sie gewinnen wahrlich mehr dabei, als bei einer Wanderung durch Spanien oder Welschland.«

Freilich brachte er dadurch Forstern nur auf einen andern Gegenstand seiner Unbefriedigtheit. Der Freund beklagte eben seine mangelhafte Kenntniß der Alten, um erst ein rechter Schriftsteller zu werden. Dann würde ihm alles sanft und reichlich hervorströmen, was er jetzt aus sich herausreißen müßte; es würde mehr ein Ganzes bilden, mehr individuel bei aller Allgemeinheit sein können. Und indem er sich von nichts mehr anekeln ließ, als von seiner jetzigen literarischen Existenz und Abhängigkeit von Buchhändlern, vom guten Wetter, von einer guten Verdauung und einer heitern Phantasie: kam ihm auch sein geringes schriftstellerisches G l ü c k in den Sinn. Er verstand darunter einen einträglichen Absatz seiner Schriften; denn die Anerkennung, der Beifall denkender Männer und gebildeter Kreise ging ihm durchaus nicht ab. Lichtenberg z. B. wurde nie wärmer, als in der Anerkennung seines herrlichen Freundes. Er, der Einsamverkümmernde, der aus Geiz mit Briefen geizte, hatte

um diese Zeit wieder einmal — mit Gelegenheit eines Reisenden, geschrieben, und bewunderte an Forster's Aufsätzen »den geraden, immer gleich starken Strich, der ihn wie der Gang eines schönen Mädchens entzücke«, ihn, dem so etwas schlechterdings versagt sei. Aber Forster konnte leider! gerade die baaren Abfälle der schriftstellerischen Feder nicht außer Absicht lassen, und diese Gewinnste wurden von »Schmierern« bezogen, — von Campe mit seinem »väterlichen Rath«, von Meißner mit seinen »Skizzen«, von Salzmann mit seinem »Carl von Carlsberg«. Die Fortsetzung dieses breiten Romans wurde mit 5 Louisd'or per Bogen gesucht, und Becker's »Noth- und Hülfsbüchlein« hatte dem Verfasser 12,000 Thaler eingetragen. —

An einem reifenden Obste bemerkt man, wie gerade die Sonnen- und Wetterseite seines Hanges sich am lieblichsten bräunt und röthet. Von dieser Seite, so zu sagen, erkannte Vater Heyne Forster's innere Reife mit Zufriedenheit an. Allerdings traf es eben jene Seite des thätigen Lebens, von welcher Forster dem Schwiegervater manche Sorge gemacht haben mochte. Wenn wir den gelehrten Alten selbst in literarischen Dingen, wie z. B. über Kant's Bedeutung, von sehr befangnem Urtheil finden: wie viel leichter mögen wir begreifen, daß er Forstern in dessen großartigem Thun und Lassen da nicht immer richtig erfaßte, wo sich seine sonst warme Liebe für den edeln Schwiegersohn durch einige väterliche Sorge trübte! Um so mehr mag es ihm von Herzen gegangen sein, als er Forstern schreiben konnte:

»Daß Sie in Ihrer Thätigkeit Ihre Zufriedenheit

suchen, freuet mich. Allmählich, sehe ich, werden Sie auch von der Chimäre geheilt, in der man sich so gern verstrickt, als müßten wir alle in das Große, in das Ganze wirken: sonst hätten wir Ursache mißvergnügt und mit dem Gang der Dinge unzufrieden zu sein, wenn wir einen kleinen Wirkungskreis haben. Ich weiß keinen sichtbareren Beweis von Schwäche, als eben dieselbe. — — Ein kranker Mißmuth, daß ich auf keinem höhern Posten stehe, führt zu nichts, als nur dahin, daß ich auch den eingeschränkten Kreis schlecht ausfülle; und ein höherer Geist, — wie muß der nicht meiner kleinen unanständigen Eitelkeit spotten!«

Hätte nur der belehrende Papa nicht selber noch in seinem 60sten Jahre so lebhaft an die Erweiterung seiner Lage durch Übersiedlung nach Kopenhagen gedacht, wohin ein Ruf an ihn ergangen war! Doch brachte ihn endlich eben dies 60ste Jahr nebst einigen dänischen Bedenklichkeiten zum Entschlusse, lieber doch in Göttingen zu bleiben, nachdem er sich und die Lieben in Mainz mit dieser unruhigen Angelegenheit viel beschäftigt hatte.

Nun gerade in der Zeit, worin Forster sich innerhalb seiner ruhigen Wände zu befriedigen anfing, wurde die Welt um ihn her unruhig, und drohte den Mann herauszufodern, der eine Weile aufgehört hatte, nach ihr zu streben. Alles war auf das revolutionäre Paris gespannt. Forster selbst sah zuerst noch mit gelaßnem Wohlgefallen dieser wachsenden Bewegung zu, in deren Springfluten, von ihm ungeahnt, das Verhängniß seines Lebens mitwogte.

Viel zahlreicher, als Diejenigen, die Forster's Ge-

schick beklagten, waren stets Jene, die ihn schwer beschuldigten. Wir müssen daher seiner Theilnahme an der Revolution Schritt vor Schritt folgen. Die Fährte derselben zieht durch seine Briefe, rein ausgedrückt; denn hat Forster irgend etwas ohne Voraussetzung oder Vorausberechnung geschrieben: so sind es jene Ergüsse, in denen sich jede wechselnde Seelenstimmung so frisch, wie unvergänglich wittern läßt. Die französische Revolution fand ihn auf einem Höhepunkte der Betrachtung, der kein Ausgangspunkt demokratischer Betheiligung zu werden pflegt. Was möchte ihn wohl zu revolutionären Unternehmungen treiben?

Zu jener Zeit hatte er keine politische Correspondenz. Scheu vor allem Ordenswesen, hielt er sich auch von allen politischen Verbindungen zurück, wenn etwas der Art irgendwo bestand. Seine Lebensgewohnheiten und Neigungen wichen dem Leben und Treiben der untersten Volksklassen eher aus, als daß sie es aufgesucht hätten; während seine Arbeiten und Ansichten die Gunst der Herrschenden, die Wege weit aussehender Unternehmungen suchten. So weit entfernt stand anfänglich der Freund von allem Revolutionären. Er versprach sich nicht einmal so Außerordentliches von Dem, was damals alle Edeln in Deutschland begeisterte. An Vollkommenheit, zu der es in menschlichen Dingen gebracht werden könnte, glaubte er nicht mehr; nur Grade und Stufen des mehr oder weniger Unvollkommnen gab er zu, und daß, wenn nur das Bessere errungen werde, alles geleistet sei, was man von der Menschheit verlangen könne. Darum verwarf er jedoch den Enthusiasmus nicht, der um Paris

flammte. Ohne ihn, was würde nun gar aus der Menschheit in unserm Welttheile? fragte er. In Frankreich wollte er es ausgähren lassen, und sah Mirabeau nur als den Sauerteig an, im Grund eine ekelhafte, jedoch eine sehr unentbehrliche Substanz. — Wie nun aber Reibungen Wärme erzeugen: so konnte sich auch Forster's Theilnahme an den Kämpfen in Frankreich nicht immer so kühl erhalten. Gegen Ende des Jahres war es ihm ein interessanter Anblick, nicht daß Frankreich kämpfe, sondern wie es kämpfe, und wie dieser Strauß der Demokratie mit dem Despotismus keinem frühern ähnlich sei, und das Gepräge des Jahrhunderts der ausgebildeten Vernunft trage.

Die Einwirkungen jener Kämpfe auf Deutschland entgingen seiner Beobachtung nicht. Es regte sich in Kassel, ohne »diesmal« zum Ausbruche zu kommen. In Trier wollte das unruhige Volk seinen Beschwerden abgeholfen wissen. Auch für Mainz fing er an zu fürchten, zumal der Hunger ein gewaltiger Agent der Revolution zu werden drohte. Der Laib Brot war von 8 auf 13 Kreuzer gestiegen, und die Fruchtsperre in der Pfalz ließ noch ein Steigen der Theuerung besorgen.

Preußen hielt Forster ohnehin stets im Auge. In einem Briefe an Heyne meinte er einmal, das preußische Kabinet müsse für alles Feine kein Gefühl haben, weil es für die Persiflagen in öffentlichen Blättern unempfindlich bleibe, während dieselbe doch in's Publikum wirke, und daß Leute, die nichts anderes, als die Jagd auf Jesuiten oder die Verfolgung eines Stark im Kopfe hät-

ten, selbst leer wären, und nichts besseres mehr liefern könnten. —

Überhaupt, wie ja Forster's Leben mit all' jenen Fragen und Kämpfen, Leiden und Entrüstungen, von denen es selbst bewegt war, noch warm in unsere Gegenwart hineinpulsirt; so begegnen wir auch Äußerungen des edeln Mannes über die preußische Politik so bezüglicher Art, als ob sie gestern gesprochen worden; wie denn freilich der Fürstenbund und der Rückzug aus Lüttich, unter allen abweichenden Umständen, doch lebhaft genug an die Union und an Kurhessen erinnern.

Der Winter war nun vorüber. Kälte und unruhiger Schlaf hatten den Freund gar hypochondrisch gestimmt; er empfand das Bedürfniß einer lebhaftern Bewegung; die alte Reiselust erwachte wieder, und brachte ihn auf den Gedanken London zu besuchen. Er versprach sich manches, was in seinen Kram tauge für Geographie, hoffte die Kabinette von Holland und London für die Naturgeschichte zu benutzen, für sich und Sömmering Materialien zur Erforschung der Verwandtschaft der Thiere mit den Menschen einzusammeln und über moderne Kunst dies und das aufzuzeichnen. Und wollte dann hinter diesen schönen wissenschaftlichen Absichten doch die Geldfrage nicht ganz verstummen: so ließen sich die alten Forderungen seines Vaters an die Admiralität hören, die jetzt vielleicht geltend, d. h. zu Geld gemacht werden konnten. Auch war allerdings nur noch in London die geeignete Unterstützung zu jenem umfassenden Werke über die Südsee zu erwarten, für welches Forster sich bis jetzt vergebens um einen Verleger in Deutschland bemühte.

Zunächst, und bis einer oder der andre dieser Anschläge etwas einbringen würde, lag noch der Rest der von Rußland bezognen Gelder zur Verwendung da — als Vorschuß zu den Reisekosten.

Der Kurfürst bewilligte einen dreimonatlichen Urlaub zu dieser Reise, und sobald der erwartete junge Alexander von Humboldt sich als Reisegefährte eingefunden, traten beide die Rheinfahrt an.

Hinter ihnen war das Castrum Doloris, das Leichengerüst zu den Seelmessen für den am 20. Februar verstorbenen Kaiser Joseph bereits abgebrochen, und die zahlreichen silbernen Leuchter mit demselben entfernt; aber das sechswöchige Trauergeläute mit allen Glocken tönte ihnen von den Thürmen der Stadt nach, als sie zwischen den aufgrünenden Inseln des prächtigen Stromes dahin fuhren.

Ein Hausfreund.

Wie man die einzelnen Gegenstände am genauesten in der Nähe erkennen, ihren Zusammenhang aber besser aus einer gewissen Höhe beurtheilen kann: so erscheint uns auch erst auf dem Gipfel der Gegenwart jene Rheinfahrt und Reise, von der uns nur wenig Umständliches mitgetheilt worden, in ihrer von beiden Gefährten damals selbst nicht geahnten Bedeutung.

Alexander von Humboldt, seit 1788 in Göttingen studirend, hatte im Heyne'schen Hause Forstern kennen gelernt, als dieser, von Wilna dahin zurückgekehrt, eine neue Bestimmung abwartete. Der Weltumsegler zog ihn an; die Erzählungen aus der Südsee nährten in der Brust des Jünglings die frühen transatlantischen Träume und den Drang, jene fabelhaften Welttheile zu sehen, die eben so lebhaft, als sie seine Phantasie beschäftigten, den ihm eingepflanzten Forschungstrieb reizten. Wie von einer höhern Mission getrieben, erschien nun der 21jährige junge Mann in Mainz, um die Reise nach England mitzumachen. Es war, als ob er unter des Weltumseglers erweckender Anleitung eine Vorschule zu den großen Weltfahrten machen wollte, die an Umfang und Vielseitigkeit der Erforschungen, Beobachtungen und Mittheilungen Forster's jugendliche Seereise weit übertreffen.

Von solcher Bestimmung des jungen Mannes hätte Forster sich damals nichts träumen lassen; zumal Humboldt von schwächlichem Aussehen, fortwährend mit seiner Gesundheit zu kämpfen hatte. In einem Brief an Jacobi bemerkt der Freund, indem er bedauert, daß Wilhelm v. Humboldt, der ältere Bruder, aller öffentlichen Thätigkeit entsagen wolle: »desto mehr wird Alexander wirken und treiben wollen, und hat den Körper nicht dazu.«

Wie verhängnißvoll muß uns heute jene Zusammenkunft Humboldt's mit Forstern erscheinen, — ein zartes Reis, zu einer erstaunlichen Ausbreitung auf einen abständigen Stamm gepfropft! Es war der Moment, in welchem unserm Forster seine alte Weltbestimmung

abgenommen, und mit erweiterten Aufträgen an Humboldt überliefert wurde.

Leider ging Forster's Verhängniß jener Tage noch weiter, und bereitete ihm auch für seine häusliche Zukunft noch schmerzlichere Entsagungen zu. Welt und Haus entzogen sich ihm, um dem verlaßnen Manne — wir werden sehen welchen wankenden Boden übrig zu lassen.

Was in einem bloßen Roman aus poetischen Motiven entwickelt werden darf, läßt sich in einer Lebensgeschichte nur als unbestrittne Thatsache darlegen, deren Werden und Wachsen verhüllt geblieben, und kaum mit seelenforschender Vermuthung zu berühren ist. Therese sagt in ihren Mittheilungen über Forster:

»Warum eine Ehe, in der gegenseitige Achtung und innige Theilnahme unerschütterlich blieb, beide Theile nicht beglückte, ist das Geheimniß der beiden Gatten, in das Niemand ein Recht einzudringen hat. Der scharfsinnige Seelenkundige erräth vielleicht, die Zeitgenossen haben Thatsachen in der Hand, um ihre Ansicht zu bilden.«

Zu diesen Thatsachen gehört denn freilich auch eine fremde Liebe, die in dem verunglückenden Ehebunde Boden und Pflege fand, — die Liebe eines Freundes, dem Therese gleich nach Forster's Tod ihre Hand reichte.

Dieser Hausfreund war Ludwig Ferdinand Huber, seit Ostern 1788 Legations-Sekretär der sächsischen Gesandtschaft in Mainz. Sein Vater Michael Huber war — man weiß nicht wie und wann — aus dem Niederbairischen nach Paris gekommen, wo er als Lehrer und

Literat den Franzosen einige Bekanntschaft mit unserer frühern Literatur durch Übersetzungen vermittelte. Nachdem er später seine Haushälterin, eine wackere und nicht ungebildete Französin, geheirathet, brachte er sie und seinen zweijährigen Knaben mit nach Leipzig, als er 1766 an die dasige Universität als Lector der französischen Sprache berufen wurde. Der junge Huber, ein hübsches Kind, aber mit der englischen Krankheit behaftet, wurde etwas verzärtelt, aber sorgfältig erzogen, einer jener Knaben, die lebensschwächlich und leselustig frühreif werden. Schon in seinem 15ten Jahre lieferte er Übersetzungen zum Drucke, blieb aber in körperlicher Ausbildung so sehr zurück, daß er herangewachsen nicht ohne Angst auf ein Fußbänkchen treten, und nie ohne Entsetzen die Sprossen einer Leiter besteigen konnte. Einen steilen Abhang herabzulaufen, versagte ihm der Athem seiner kurzen, eingedrückten Brust. Als junger Diplomat vielseitig unterrichtet, blieb er doch ungewandt im Leben, zum Tanzen ungeschickt, und ein Pferd zu besteigen unfähig. Dabei verwöhnte er sich in Diät und Kleidung. Dieser Schwächlichkeit entsprach eine weiche, gütige Gemüthsart mit einer kleinen Neigung zu milder Satyre. Auch stand es vielleicht im Zusammenhange mit seiner engen körperlichen Rührigkeit, daß er auch geistig ohne Anregung nicht leicht aus sich herausging, Menschen und Dinge in sehr wenig Beziehungen beobachtete, und augenblickliche Erscheinungen selten in ihrem ursachlichen Zusammenhang erfaßte. Mechanische Fertigkeiten gingen ihm ab; seinen umfassenden Kenntnissen gebrach die eigentliche wissenschaftliche Grundlage, und im Handeln

folgte er mehr dem moralischen Gefühl, als moralischen Grundsätzen. Ja, er glaubte an ein gewisses nothwendiges Bestimmtwerden im Leben; so daß man eigentlich Geschehenes nie bereuen, sondern Unrecht nur verbüßen könne.

In dieser Haltlosigkeit, in diesem sich Hingeben und Gehenlassen, in dieser poetisch gestimmten Unthätigkeit, worin Reden ihm als Genuß, Empfinden als Handeln erschien, entging er doch sittlichen Krisen keineswegs. Wenig beliebt durch sein schlaffes, unumgängliches Wesen und durch die poetisirende Laune, in Versen und Tiraden zu antworten, gerieth er durch einen etwas abenteuerlichen Hang in ein Haus, worin liederliche Männer der höhern Klasse und Schauspieler ihr Wesen trieben. Hier fühlte er sich zwar nicht froh; aber es that ihm anfangs wohl, sich in seinen Eigenheiten und Schwächen einmal geduldet zu sehen, und er hielt darum schmerzlich aus, bis er durch Spielverluste zur Besinnung kam. Nun raffte er sich auf, und ward erwerbsam durch Schriftstellerei. Eine gefährliche Krankheit kam dazu, aus welcher er, bisher verwöhnt nur mit Andern zu denken und zu fühlen, mit der wieder erlangten Gesundheit auch zu etwas mehr Selbständigkeit genas.

Aber auch nach dieser Umwandlung behielt Huber noch genug von jenen Eigenheiten, die gerade für Forster nichts Einnehmendes hatten. Solch' unthätiges, schwankendes Sehnen nach einer Lebensbestimmung, wobei ein so junger Mann zu Grunde gehen müsse, war ihm zuwider. Auch Therese fand an seinen Gewohnheiten, gesellschaftlichen Nachlässigkeiten u. d. gl. manches zu tadeln,

und schonte ihn nicht mit ihrem Spotte. Doch Huber blieb unbefangen und unverdrossen, unablässig bemüht, die interessante Familie für sich einzunehmen. Er brauchte nun einmal, selbstgeständig, etwas zum Schlusse seines Tages, »damit demselben beim Niederlegen nicht, wie bei unvollendeten Accorden, die letzten Töne fehlten.« Forster, für den er schwärmte, erschien ihm ein gar guter Mensch, voll Feuer, reinen Gefühls und echter Naivetät. Da derselbe aber mit Menschen verkehrte, denen Huber zuwider war: so legte es dieser, wie er brieflich gesteht, auf einen langsamen Eroberungskrieg an. Und wirklich gewann er immer mehr Boden im Forster'schen Hause. Schon gegen Mitte December bekannte er einem Freunde: »Mit mir und Forster's fängt es an, sich sehr gut zu machen. Wir sind nahe daran einen Zirkel untereinander zu bilden, wie ich ihn sehr brauche.« — Er rühmte Forstern, der mit seinem umfassenden Feuer nichts ausschließe, und sich für alles entzünden lasse, während Heinse immer nur an einer Stelle brenne, und außer dieser eiskalt bleibe.

Bald zog denn auch der junge Mann von diesem Umgange die besten Gewinnste für seine Ausbildung. Forster trieb ihn zu mehr gehaltner Thätigkeit an, und lenkte ihn zu einer mehr practischen Anwendung seines Wissens. Huber hatte einen lebhaften Hang zum Dramatischen, und Forster scheint sich anfangs dafür interessirt zu haben. Er begleitete den jungen Mann Ende Septembers 1789 nach Wiesbaden, wo sich eben Iffland aufhielt, dem Huber sein Drama »das heimliche Gericht« zur Aufführung in Mannheim übergab. Ja später reis'te

unser Freund mit Hubern zur Aufführung des Stücks dahin. Wahrscheinlich in Folge der gemachten Erfahrung über Huber's Talent und Leisten rieth ihm Forster von der dramatischen Dichtung ab zur Bearbeitung von Reisebeschreibungen; ja er zog ihn zur gemeinschaftlichen Übersetzung der Briefe Düpaty's sur l'Italie heran; wobei er freilich mit seiner klassischen Feder dem deutschen Stil Huber's zu Hülfe kommen, dessen poetisch-tragische Ausdrucksweise auf gute Prosa herabstimmen, und diese an Würde und Klarheit gewöhnen mußte.

Auch Therese gewann allmählich für die mancherlei Unbeholfenheiten Huber's einen günstigeren Gesichtspunkt, vor welchem ihr anfänglicher Spott einer gewissen schwärmerischen Bewunderung wich. Des Freundes Kindlichkeit, die um den Zusammenhang der Dinge unbesorgt, stets mit heitrer Zuversicht das Nächste erfaßte, galt ihr für eine besondre Gunst des Himmels, ein so begabter Mensch für einen »Liebling der Götter.«

Doch in dieser Stellung zu Mann und Frau blieb Huber's Verhältniß als Hausfreund nicht abgeschlossen. Allerdings, eine glückliche Ehe zu stören, wäre er, wie wir ihn kennen, der Mann schwerlich gewesen. Weder von Geist noch von Naturel erschien er so gewaltig, so anziehend und unwiderstehlich, um eine auflösende Wahlverwandtschaft auf eine Frau, wie Therese in fester Verbindung mit einem Gatten, wie Forster, auszuüben. Allein Forster's Ehe war, wer weiß wie lange schon, keine glückliche mehr, und die ursprüngliche Unübereinstimmung ihres beiderseitigen Wesens trat immer stärker hervor. Bei der hohen Achtung und innigen Theil=

nahme, die beide für einander hegten und festhielten, wären sie die herzlichsten Freunde gewesen: der innigere Bund knüpfte für beide kein Glück. Wie dies nach und nach so gekommen, läßt sich nicht nachweisen. Hätte Forster, getrennt von seinem Sömmering, wie einst von Wilna aus, Briefe mit ihm gewechselt, so wären wohl schriftliche Bekenntnisse über die unglückliche Entwicklung dieser Ehe erhalten worden. Sömmering war der einzige Mensch, dem Forster diese Kammer seines Herzens öffnete. In Mainz that er es wohl mündlich, und wir wissen nur, daß Sömmering, dessen frühere Bedenklichkeiten Forster zu beruhigen gesucht hatte, doch in Mainz von einer gewissen Abneigung gegen Theresen nicht zurück kam.

Was aber auch nicht nachzuweisen ist, bleibt doch immer, und vielleicht nur desto geheimnißvoller anziehend für die Betrachtung eines bedeutenden Menschenlebens. Auch sind nach so viel Jahren die herzenswarmen Geheimnisse dieses Lebens wohl so weit erkaltet, daß der Seelenforscher sie berühren darf. Und selbst Therese hat uns schon einige Spuren zu jenem Heiligthum des Unglücks angedeutet. »Neben den schwer zu gewährenden Bedingungen, Forster's Lage seinen Bedürfnissen entsprechend zu bilden, standen manche Verstandesansichten über die herzlichen Verhältnisse des Lebens ihm im Wege, die er nicht sich selbst abstrahirt, sondern als seine Eigenheiten begünstigend sich angeeignet hatte.« Nach dieser Bemerkung deutet sie auf die Ansichten von Jacobi's Woldemar über Liebe und Freundschaft, die auf den Freund gewirkt, und seine innere Zufriedenheit wenig

befördert haben möchten. Sie zählt ihn zu den guten Köpfen von damals, die aus dem spitzfindigen Wortkrame jenes geistvollen Buches sich eine gegen reine Sittlichkeit und dazu erfoderlicher Selbstherrschaft anstrebende Art, zwischen erhabenen Gedanken, edeln Gefühlen und krankhaft thätiger Sinnlichkeit auszukommen, angeeignet hätten.

Wir stehen hier vor einer so wunderbaren Verwicklung, daß wir zur Enträthselung derselben nur die flüchtigsten Andeutungen zu geben wagen. Aus Huber's Lebensbeschreibung, die von Theresen selbst anerkannt wird, geht hervor, daß Forster die zärtliche Freundschaft, die seit Jahren zwischen seiner Frau und Huber statt gefunden, gekannt und gebilligt habe. Diese Billigung stimmt mit seinen allerfrühesten Ansichten von der Freiheit und Unabhängigkeit der Liebe überein. Dennoch scheint der Freund, wie uns Theresens Hinblick auf Woldemar'sche Sophisterei vermuthen läßt, nicht gestimmt gewesen zu sein, die Ansprüche seines zärtlichen Herzens mit der Anerkennung einer freien und ihm abgewendeten Liebe, aus Mangel an »Selbstherrschaft« und Selbstbeschränkung, in Übereinstimmung zu bringen.

Indeß war ohne Zweifel schon vor Huber's Bekanntschaft das innigste Verhältniß zwischen beiden Gatten gestört. Man weiß ja, daß das Glück einer Ehe nicht durch den geistigen und sittlichen Werth oder Unwerth der Verbundnen, sondern durch Dasjenige bedingt wird, was sie in der persönlichsten Unmittelbarkeit einander sind, wie sie einander anziehen, ergänzen, fördern. Es ist etwas Magisches um das wahre eheliche Glück. Wo=

durch diese persönlichste Wechselbeziehung zwischen Forster und Therese im Lauf der Jahre sich getrübt habe, bleibt unnachweisbar; nur wie sich durch diese Trübung die Bestandtheile ihres ehelichen Lebens festgesetzt, weis't Therese selbst nach. — »Innige Achtung, sagt sie, schonende Nachsicht erhielt die Würde ihrer Verbindung; gleiche Denkart über das Sichtbare und Unsichtbare, was den Menschen angeht, gleiche Theilnahme an allem Wissen, allem Schönen, allem Guten vereinte sie, gab Forstern stets neuen Antrieb zu seinen Arbeiten, gab seinen Mußestunden stets neuen Stoff zu geistiger Unterhaltung. Aus solchen Elementen mußte eine Vereinigung bestehen, die keine Veränderung der Form aufzulösen vermocht hat.«

Dieser letztere Ausdruck scheint nicht ganz richtig gewählt zu sein. Die Form ihres Verhältnisses, ihr Ehebündniß, ist ja nicht verändert worden; wohl aber hat der Gehalt desselben eine wesentliche Umwandlung erlitten; man möchte sagen, der Zuckerstoff der Liebe habe sich in Weingeist der Freundschaft aufgelös't. Wer könnte sagen, was alles zu dieser Wandlung mitgewirkt hat!

Jene innerste Störung gab der Freundschaft Huber's Raum, aber eigentlich zugänglich war Theresens zärtliche Erwiederung mehr von Seite der äußern Lage und Verlegenheit des Hauses. Hier lag eine große Störung, eine immer wiederkehrende Verstimmung. In Geldsachen, worin gerade die ehrlichste Verständigung hätte stattfinden sollen, hielten beide Gatten sich durch wunderliches, falsches Zartgefühl auseinander. Geldsachen sind aber im Familienverbande nie von so reinem Silber,

daß sich nicht leicht Grünspan ansetzte, woran auch die edleren Beziehungen des Lebens sich vergiften. In Haus und Staat bringt das Geld Revolutionen hervor, und in Forster's Leben begegnen sich beide.

Wie Therese selbst bemerkt, hatte die fortschreitende Zeit sie mit den Erfordernissen einer Haushaltung hinlänglich bekannt gemacht, um sie zu belehren, daß einseitiges Sparen, Vereinfachen, Eintheilen nicht hinreiche, um Forster's ökonomische Sorgen zu erleichtern. Aber die Befugniß, seine Projecte zu durchkreuzen, fiel ihr nicht ein, da sie deren Ausführbarkeit nicht übersah, und die Betrachtung, daß er in deren Ausführung seine Zufriedenheit setze, jede andre überwog.

Dem Vorwurf entgegen, den sie mit dem Ausdruck »einseitiges Sparen« Forstern macht, spricht sie ein andermal von seiner »Ängstlichkeit mehr zu erwerben.« Auch nimmt sie die Beschönigung ihres Schweigens zu seinen in's Geld greifenden Projecten durch das Bekenntniß zurück, wie Unrecht es von ihr gewesen, daß sie nicht, als ihr jene Ängstlichkeit sichtbar wurde, jedes unstatthafte Zartgefühl bei Seite gesetzt, und eine gründliche Beschränkung der Bedürfnisse erzwungen habe.

Hier erschien nun Huber's Wesen schon durch seinen Gegensatz zu Forster's Natur ein gar leicht eingehendes Element. Beseelt von der lebhaftesten Hochachtung für beide Verbundnen, konnte er, nach seinen eignen so schmerzlichen Erfahrungen im Verlieren und Verdienen von Geld, sich vermittelnd, verständigend, ausgleichend erweisen. Wir kennen seine Unverdrossenheit in der Bewerbung um die Gunst geschätzter Menschen, um jenes Etwas

das er beim täglichen Schlafengehen als befriedigenden Accord brauchte, und wie er in einem Briefe selbst bekennt, verlangte er im Verkehr mit solchen Freunden — »ein gewisses Interesse an den evénements seines Lebens, das er redlich wieder zurückgab.« Wie hätten sich ihm da die Verlegenheiten des Hauses, die Verstimmungen der Ehe Forster's lange verborgen halten, und wie hätte er selbst theilnahmlos bleiben mögen?

Denken wir uns nun von Seite des beeiferten Hausfreundes bei diesen evénements des Mannes eine zarte Theilnahme am Erwerbe durch gemeinschaftliches Übersetzen, wie wir es von Dupaty's lettres sur l'Italie kennen: so mußte ein so verständiger Beistand in sorgenverwirrter Lage den jungen Liebling der Götter in den Augen Theresens gewissermaßen als Ersatzmann des Gatten an dessen schwacher Seite erscheinen lassen. Und vielleicht ist dies gerade diejenige Seite, von der es einer erleichterten Hausfrau eben auch am leichtesten wird, dankbar zu sein. In Goethes »Wilhelm Meister« steckt die schalkhafte Baronin den liebenswürdigen jungen Mann in des Grafen Kleider, um die Gräfin zu einer Zärtlichkeit gegen den bekannt aussehenden Fremden zu verleiten. In Forster's Hause war Huber nur allzubald mit mehr als des Mannes Kleidung, er war mit dessen Pflichten-Negligé angethan.

So näherte sich der sorgenvollen Frau ein Freund von gleichem Alter mit ihr, wie ein Bruder theilnehmend, aufmerksam, Vertrauen erweckend, vertraulich. Er half ihr Forstern schonen, das gab eine großmüthige Heimlichkeit; er entschuldigte den weitstrebenden Freund, das

machte ihn noch liebenswerther; er ersetzte ihn durch Rath und Beistand, das machte ihn unentbehrlich. Huber war mehr als Forster für das Kleine, Allernächste: aber aus solchem besteht ja das alltägliche Leben, und es betraf eben Dasjenige, woran das Haus kränkelte. So erweckte der blasse Legations-Sekretär ganz unabsichtlich die Betrachtung in Theresens Herzen, daß der Boden einer glücklichen Ehe sich nicht immer aus ungewöhnlichen und seltnen Bestandtheilen mische, und daß weltumfassende Eigenschaften eines Mannes nicht auch nothwendigerweise das Haus beseligen, oder gemacht sind, durch Liebe befriedigt zu werden. Und wie leicht tauchte da der alte Mädchenwunsch wieder auf, gerade den zu lieben, den sie am glücklichsten machen könnte! Hatte Therese aber schon früher zu Forster's Freude »über Vernünftigsein ihr Gefühl nicht eingebüßt:« durfte sie dann, selbst nach Forster's allgemein ertheilter Erlaubniß, diesen Huber, der ja so gut und edel war, nicht herzlich lieben?

In solchen Empfindungen gab sich aber Therese von jeher sehr unbefangen; wie wir ja wissen, daß Sömmering, der ernste und ängstliche Freund, mit ihrem Benehmen gegen Männer schon früher nicht sehr zufrieden gewesen war. Und sollte sie, auch nach so manchen trübseligen Jahren, doch nicht noch immer ein wenig enthusiastisch in der Liebe gewesen sein, wie Forster sie früher erkannt hatte? wenn er selbst vielleicht auch jetzt weniger, als damals, besorgt wegen der Dauer dieser Liebe zu ihm war; nachdem er, von wissenschaftlichen Bestrebungen, häuslichen Sorgen, kleinlichen Arbeiten,

gehemmtem Amte und verworrnen Pflichten herabgezogen und zerstückelt, auch aufgehört hatte, in der Liebe zu schwärmen.

Daß aber auch Huber schon früh eine tiefere Hingebung für Theresen gefaßt habe, läßt ein Umstand aus seinem Leben vermuthen. Er hatte nämlich, als er noch in Dresden, eine Zeitlang mit Schiller als Stubengenosse, wohnte, ein anerkanntes Verhältniß mit Körner's Schwägerin geknüpft, und wir wissen aus Körner's Briefwechsel mit Schiller, wie entrüstet beide Freunde über Huber's Benehmen waren, seit er in Mainz stand und die Geliebte oder Verlobte stillschweigend aufgab.

Wir begnügen uns damit, die unglücklichen Verhältnisse anzudeuten, durch welche Huber und Therese einander auf's Innigste vertraut wurden. Daß dies Verhältniß um die Zeit der Forster'schen Reise schon länger bestanden, ist nach der mitgetheilten Notiz aus Huber's Leben kein Zweifel; doch mag es immerhin durch des Freundes längere Abwesenheit, durch die Verlassenheit der mit jener Reise im Stillen unzufriednen Therese und durch Huber's Beeiferung ausgesprochner und gewissermaßen bestätigter geworden sein.

Und so verknüpfte sich mit dieser Reise, die Forster mit den schönsten Erwartungen angetreten hatte, das geheimnißvolle Verhängniß, das ihm durch Huber die Zukunft des Hauses, wie durch Humboldt die Mission für die Welt entzog. Wie der August 1784 den glänzenden Gipfel seines Lebens bezeichnet hatte, so fällt in das Frühjahr 1790 der nächtliche Tiefpunkt desselben.

Reise und Resultate.

Wir eilen unsern Reisenden nach, die den herrlichen Rheinstrom hinabgleiten, — Forster höchst vergnügt durch die beneidenswerthe Laune, womit Humboldt, durchdrungen vom Genusse der lieblichen Natur, auf der ganzen Fahrt die einförmigen Stunden verkürzt.

Dieser junge Mann »von der beweglichsten Phantasie und vom zartesten Sinne« veranlaßte Forstern merkwürdigerweise zu einer Betrachtung, wodurch er, wie mit prophetischem Blicke, die spätern Verdienste dieses ausgezeichneten Naturforschers voraus andeutet. — »Noch kann ich mir den großen Zweifel nicht lösen, schrieb er in sein Tagebuch, ob es befriedigender sei, Bilder des Wirklichen unmittelbar aus der umgebenden Weite zu schöpfen, oder sie von zahllosen Anschauungen bereits überall her gesammelt, erlesen, geordnet, zusammengesetzt, zu schönem Ganzen vereinigt aus einer reichen Menschenseele, unserm Wesen schon mehr angeeignet, in uns übergehen zu lassen. — — Da gesellen sich, von einer menschlichen Organisation aufgefaßt, die mannichfaltigsten Formen aus allen Welttheilen zugleich, aus der Vergangenheit und — darf ich es sagen? — aus der Zukunft zum Gegenwärtigen, und verweben sich mit ihm zu einem die Wirklichkeit nachahmenden Drama.«

So sehen wir, wie auf dieser Reise die Sinne und die Seele des jungen Humboldt für die Zukunft seiner

Weltfahrten aufblühen, Forster aber nur reife Samenkörner der Betrachtung in seinem Geiste sammelt. Da überkömmt ihn denn zwischen der tiefsinnigen Anschauung der Kunstschätze in Düsseldorf und dem Anhauche der Frühlingsnatur jene Seelenstimmung innerer Vollendung in der er ausruft: »Friede sei mit allem was da ist, Friede mit jedem Geiste, sein Wirken und Gebilde sei dem meinen so fremd, wie es wolle. — — Alles ist unzertrennlich von Allem; der blaue Bogen über mir, die hellleuchtende Sonne und Berg und Flur, Fels und Wald, Pflanzen und Thiere, der Mensch und seine Kunst, alles ist Theil eines großen, nicht zu umfassenden Ganzen!«

Von Düsseldorf aus besuchten sie Jacobi in Pempelfort, und ließen sich von dem liebenswürdigen Wirthe länger, als Forster es sich vorgesetzt hatte, festhalten. Froh und heiter gestimmt schwelgte der Freund in den Eindrücken dieses glücklichen Hauses bis zum Abschiede, den er mit einem früher nie so hohen Grade von wehmüthiger Liebe nahm. — »Solche Menschen finden wir auf der ganzen Reise nicht wieder!« sagte er zu Humboldt, als sie aus dem Hofe des Landsitzes fuhren. »Wenn ich einen großen, einen guten Menschen in meinem Herzen und in meinem Sinne trage, ist mir's, als trüge ich die Welt in mir, in einem schönen, umfassenden Bilde.«

So scheidend fuhren sie bei Mondschein die ganze Nacht hindurch nach Jülich, und hielten erst wieder in Aachen an, wo sie wieder manches zu beschauen und zu betrachten, das heißt zu bedenken fanden.

Was Forster abends in sein Tagebuch eintrug, waren keine jener flüchtigen Notizen, jener Witze, Einfälle und Gedankensprünge, wie sie in unsern spätern »Reisebildern« selten als Bienen, meist als Schnaken erscheinen. Forster's Aufzeichnungen haben einen Gehalt, eine Tiefe, daß sie, obgleich aus den individuellen und vorübergegangnen Zuständen damaliger Zeit geschöpft, doch eine dauernde, immer wiederkehrende Bedeutung enthalten. Oder ist es nicht wie für heut geschrieben, was er bei Betrachtung der aus einer fehlerhaften Constitution herbeigeführten damaligen Unordnungen in Aachen bemerkt? Mäßigung ist die Tugend, welche unserm Zeitalter vor allen andern am meisten zu fehlen scheint. Überall sind die Leidenschaften aufgeregt, und wo sie immer Gesetze geben, da ist jederzeit Gefahr, daß Ungerechtigkeiten eine Sanction erhalten, sie mögen gerichtet sein gegen welchen Theil der bürgerlichen Gesellschaft sie wollen. Das Volk ist selten zurückhaltender oder billiger, als der Despot; denn moralische Vollkommenheit konnte ihm ja der Despotismus nicht geben, und mit welchem Rechte will man Mäßigung von ihm erwarten, wenn man es geißelt, bis es in Wuth geräth, und seinen unbarmherzigen Treiber nun zu zertreten droht?« —

Von Aachen aus machten sie einen Abstecher nach Vaels zu Herrn von Clermont, Jacobi's Schwager. Dieser ausgezeichnete Fabrikherr, der auch einen großen Theil des Jacobi'schen Vermögens in Händen hatte, beschäftigte an hundertsechzig Weber mit Fertigung von Tü-

chern, die leichten, lockern, einem Grosdetours ähnlichen Gewebes von bewundernswürdiger Präcision mit weißen Leisten großen Theils nach der Levante gingen. Die Reisenden erfreuten sich an dem Aufschwunge, den dieser Ort genommen hatte, seit hier, nach der Vertreibung der Protestanten aus Aachen, Katholiken, Lutheraner, Reformirte, Juden und Menoniten einträchtig neben einander bei freier Religionsübung auch der Freiheit genossen, mit ihrem Vermögen und ihren Kräften nach Willkür hauszuhalten. Die fruchtbarsten Gedanken über das Phänomen des fortwährenden Austausches verschiedner Producte der Natur und der Kunst, womit die Ausbildung des Geistes so innig verbunden ist, drängten sich hier dem Freunde auf; indem er lebhaft den gerechten Stolz empfand, den der Wahlspruch über der Thüre des Wohnhauses ausdrückte: Spero invidiam, — ich hoffe beneidet zu werden. Doch beschäftigte sich seine, vielleicht ahnend beunruhigte Seele mit etwas, seinem eignen Geschicke näher Liegendem. Er wählte, wenigstens in Gedanken, unter den liebenswürdigen Töchtern des Herrn v. Clermont — für Huber. Die feinweibliche, geistreiche, talentvolle und dabei so unbefangne Fritze war nicht mehr frei, sonst hätte er Hubern unbedenklich zur Bewerbung angetrieben. Von der muthwilligen Christel fürchtete er eine Übermacht des ersten Eindrucks, der seinen jungen Freund unfähig machen würde, mit ihrem Charakter eine zergliedernde Analyse vorzunehmen. Christel, ein liebes Mädchen, müßte aber einen Mann haben der sie führe, nicht der von ihr geführt würde, und es fragte sich, ob Huber so viel Überlegenheit habe.

Aus dem friedlichen, gewerbthätigen Vaels kamen unsre Reisenden nach Lüttich und so recht in eine politische Aufregung hinein. Der General von Schlieffen, der ehemalige Minister und Forster's Gönner in Kassel, vor kurzem aber in preußische Dienste zurückgekehrt, hielt mit 6000 Mann seit vier Monaten die Stadt und die Citadelle besetzt. Auf die revolutionären Bewegungen in Frankreich und Brabant hatte sich nämlich das lütticher Volk im vorigen Jahr erhoben, und die Abschaffung des Edicts von 1684 gefordert. Mittelst dieses Edictes hatte der damalige übermüthige Fürstbischof die uralte Verfassung des Landes so wesentlich verletzt, daß das Volk sich politisch vernichtet und durch die schwerste Steuerlast unterdrückt sah. Zu der aufgewachsnen ungeheuern Staatsschuld war nun noch die zunehmende Eigenmacht des jetzt regierenden Bischofs gekommen, und hatte die gewaltsame Krise beschleunigt. Sobald sie aber eintrat, gab er nach, willigte in die Herstellung der ehemaligen Rechte des Volkes und erschien persönlich auf dem Rathhause. Der Jubel war groß, bis der gepries'ne Fürst aus seinem Lustschlosse nach einer Abtei bei Trier entfloh. Das Reichskammergericht in Wetzlar hatte hierauf von Amtswegen gegen die Lütticher als Empörer Execution erkannt und der wieder ermuthigte Bischof um die unbedingte Vollstreckung dieses Urtheils angestanden. In Folge dessen waren — damals nicht Baiern, sondern Preußen eingerückt.

Die Reisenden fanden die Einwohner bis zum Überströmen voll von ihren politischen Verhältnissen, und »wie alle freien Völker mit den öffentlichen Angelegen-

heiten beinahe mehr, als mit ihren Privatbedürfnissen beschäftigt.« In den Wirths- und Kaffeehäusern politisirte selbst der gemeine Mann von den Rechten der Menschheit und allen den neuen Gegenständen des Nachdenkens, die seit ein paar Jahren endlich auch auf dem festen Lande in Umlauf gekommen waren.

Darüber blieb allerdings unsern Reisenden kein Zweifel, daß über die wichtigen Fragen, worüber sie urtheilen hörten, kein Köhler oder Schwertfeger entscheiden könne; doch meinte Forster zu solcher Einrede gegen den s. g. »beschränkten Unterthanenverstand« mit Recht: »Wahrhaftig! wenn niemand sich unterstehen dürfte über Dinge zu sprechen, oder vielmehr seine Verstandeskräfte an Dingen zu üben, die er nicht rein bis auf die letzten Gründe entwickeln kann; so gehörte die große Masse der fürstlichen Automaten, des ungebildeten und ausgearteten Adels, der juristischen Tröpfe, der Theologen die ihre Dogmatik nur auswendig wissen, zu den ersten, denen man Stillschweigen gebieten müßte, indeß nur wahre Weise sprechen, und — was mehr ist — regieren dürften.« —

Über Brüssel, wo die politische Lage von Brabant den Reisenden viel zu bedenken gab, und über Antwerpen, wo Forster über die niederländische Kunst und Meister Rubens manches für uns noch immer Lehrreiche aufzuzeichnen fand, gelangten sie nach dem Haag. Hier ward die wehmüthigste Erinnerung an Petrus Camper lebhaft in Forster's Herzen, — an diesen außerordentlichen Mann, »der durch die Universalität seiner Kenntnisse und Fähigkeiten, durch naturwissenschaftliche Lei-

stungen bei richtigem Sinn für das Schöne der Kunst zu den merkwürdigsten Männern gehört, welche die Niederlande hervorgebracht haben.«

Ein zweiter seltner Sohn Hollands lag sterbend, der elegante und gelehrte Hemsterhuis, — »der Plato, nicht etwa nur der hiesigen akademischen Schattengänge, sondern unseres Jahrhunderts«, wie ihn Forster etwas stark über Gebühr bezeichnet, ein Geist, der in schwächlichem Körper sich empfindlich für Harmonien aller Art ausgebildet hatte, der uns schon bekannte Freund der Diotima — Gallitzin.

Nach England übergesetzt verlor unser Forster an die Unermeßlichkeit von London viel Zeit, an die Gleichgültigkeit und mißtrauische Zurückhaltung der Engländer viel Mühe, ohne viel Gewinnst. Nach zwölfjährigem Aufenthalt in Deutschland war er dieses fatalen Zugs im englischen National-Charakter entwöhnt. Indeß raffte er wissenschaftlich zusammen, was er vermochte, darunter einige gute Correspondenzen, womit er zuletzt sich doch zufrieden gab. Heyne's Aufträge wegen Herausgabe eines englischen Virgils hatte er besorgt, und bei dieser Gelegenheit mit Vergnügen erfahren, wie geehrt und geliebt sein Schwiegervater in England war, und wie hoch Göttingen als Universität in Ansehen stand. Um aber für sich selbst, namentlich in Beziehung auf die unbelohnt gebliebene Reise um die Welt, noch etwas zu erlangen, fand er die Zugänge zum König zu sehr versperrt. Auch mußte er den gehofften Verlag und etwaige Unterstützung seines herauszugebenden Pflanzenwerks und

der geographischen Geschichte der Südseeinseln aufgeben. Der Einzige, der durch sein Ansehen als Naturforscher und durch seine Stellung als Pair und als Präsident der königlichen Gesellschaft etwas für dies literarische Unternehmen thun konnte, wäre Sir Joseph Banks gewesen, der die erste Reise Cook's mitgemacht und den Brotbaum nach den amerikanischen Inseln verpflanzt hatte. Allein kalt gegen Gelehrte überhaupt, hegte er im Herzen einen Widerwillen gegen jeden, der auch etwas von der Südsee wußte.

Die ersten drei Wochen in London war Forster unwohl und durch die zufällig erhaltne Nachricht der ihm von Theresen verschwiegnen Impfung seiner Kleinen sehr beunruhigt. Auch Humboldt hatte sich auf der Reise zuletzt nicht zum besten befunden. Er hatte damals über fortwährende Kränklichkeit durch immer wiederkehrende Verderbniß der Säfte zu klagen. Forster aber meinte, der zu thätige Geist störe des jungen Mannes Gesundheit, und die »logische« Erziehung der Herrn Berliner habe seinen Kopf sehr mitgenommen.

Nach einem flüchtigen Ausfluge nach Birmingham und Oxford verließen die Reisenden am 19. Juni England.

Im Ganzen war es eine verfehlte Reise. Von allen Absichten auf baare Gewinnste war keine eingeschlagen, und was der Freund als vortheilhaft für seine geistige Förderung ansehen mochte, — die ihm nach Verabredung mit einem londner Buchhändler fortan zuströmenden englischen Bücher, Flugschriften, Charten u. d. gl. vermehrten nur seine Ausgaben, und erschwerten Frau Theresens

»einseitiges« Sparen. England gab jetzt, statt der gehofften Subsidien, vielmehr nur eine neue Rubrik seines Ausgabe-Budgets.

Nur das eine stille Project, einen reichen jungen Engländer zu finden, der ihm zur Erziehung anvertraut, zu hübschen Reisen übergeben würde, und der ungemein gut bezahlen sollte, schlug nicht ganz fehl. Ein junger Mann von bedeutender Verwandtschaft, Thomas Brand, ernsten Geistes, edler Sitten, kenntnißreich und wissensdurstig kam, um die deutsche Sprache zu erlernen und Kant's Schriften zu studiren, zu Forstern in Haus und Kost. Aber auch dies zu keinem sonderlichen Vortheil für Forster; indem der Freund, dessen rechnender Verstand gar leicht an seinem handelnden Herzen scheiterte, seine Forderungen auf deutsches Maß und Münze stellte. —

Von den Bewegungen in Frankreich angelockt, nahmen Forster und Humboldt den Rückweg über Paris. Dort versprach eben noch alles den besten Erfolg der neuen Einrichtungen. Der allgemeine Enthusiasmus auf dem Marsfelde unter den Zubereitungen zum großen National-Feste, so rein und einfach alle Volksklassen durchströmend, und mit Hintansetzung des Privatvortheils auf das allgemeine Beste gerichtet, war für den Freund herzerhebend.

Reich an Stoffen, und angeregt zu neuen Arbeiten, traf der Freund mit seinem Gefährten am 11. Juli gesund und glücklich in Mainz wieder ein.

Nachwehen und Vorspiele.

Von der londoner und pariser Weltbewegung blieb anfangs eine gewisse reizbare Aufgeregtheit in Forster's Gemüth zurück. Wir erkennen sie noch in brieflichen Erörterungen zwischen ihm und Vater Heyne. Er hatte nämlich in den göttinger Anzeigen verschiedene Werke aus Fächern, in denen er auch zu rezensiren pflegte, sehr abweichend von seiner Art besprochen gefunden, und besorgt, in den Verdacht der Autorschaft zu kommen, war er darüber ziemlich empfindlich geworden. Auf Heyne's ruhige Erklärung aber bereute er seine Hitze, und gelobte Besserung. Bald aber fühlte er sich und tiefer von Heyne selbst verletzt. Als er nämlich seine Reisenachrichten angekündigt hatte, jenes klassische Buch der »Ansichten vom Niederrhein«, das wir bereits als reifste Frucht seines Geistes bezeichneten, schrieb ihm der ängstliche Papa: — »Mir wird bange dabei! Wie werden Sie die Reisenachrichten für das große Publikum interessant genug machen können! Wie werden Sie allen Beleidigungen Eines und des Andern ausweichen! wie werden Sie der Empfindung, der Phantasie und dem Hang über Religion zu sprechen immer steuern können! Sie gehen auf Kohlen, und ich wünsche, daß Sie nichts schreiben, was Ihre Ruhe untergräbt.«

Forster fühlte sich »niedergeworfen« von diesen Bedenklichkeiten. — »Meine Lage als Schriftsteller, ant-

wortete er unter andern, ist doch in der That traurig, wenn ich bei den wenigen Gelegenheiten, wo ich mich mit meinen eignen Arbeiten zeigen kann, so ängstlich besorgen muß, auf dem Wege, der Andre zur Ehre, zum Ruhm und zu anderweiten Vortheilen führt, zu scheitern, und sogar das Wenige, was ich schon genieße, mir zu verbittern. — — — Sie, mein gütiger, väterlicher Freund, haben bei Ihren Erinnerungen gewiß meinen wahren Vortheil im Auge. Dieser, so viel ich es beurtheilen kann, besteht in eigner Ausbildung, in zweckmäßigen Arbeiten für meine Zeitgenossen, und im Fortrücken zu einer für mich und die Meinigen vortheilhaften, bequemen Lage. Daß dies durch ewiges Übersetzen nicht erreicht werden könne, wissen Sie am besten. — — Meine Reisenachrichten, dachte ich, wären gerade von der Art, daß sie mich so, wie ich nun einmal bin, bekannter machen. — Ob das größere Publikum meinen Beobachtungen einen Geschmack abgewinnen könne, mußte ich, wenn ich hoffen wollte den bessern Köpfen zu gefallen, dahin gestellt sein lassen. — — Sicherlich werde ich suchen in den Schranken zu bleiben, die Billigkeit und Wahrheitsliebe mir vorschreiben. Wer sich dennoch beleidigt fände, — sollt' ich um dessentwillen lieber nicht schreiben? — — Phantasie und Empfindung hoffe ich vertheidigen zu können, so lange sie nicht falsch und erkünstelt, sondern wahr und natürlich sind. Nie war ein Zeitpunkt an Phantasie und Empfindung der guten Art ärmer, als der unsrige, und nie stand man wohl mehr in Gefahr, die kalte Vernunft auf Kosten des Gefühls zu einem allangebeteten Götzen zu erheben. Es kann also um so

weniger schaden, wenn jemand einmal wieder die Rückseite der Medaille zeigt. Über Religion zu sprechen ist nicht meine Absicht, obgleich dieser Gegenstand auch einer von denen ist, worüber man eben jetzt sich am meisten verständigen sollte.« u. s. w.

Jetzt war die Reihe des Begütigens am guten Papa, und er that es nicht mit professorlichen, sondern mit herzlichen Worten. —

Die geistliche Polizei in Mainz hatte damals noch nicht die heutige Ausbildung ihrer Spürorgane und Maßregeln erreicht; sonst wäre Forster ohne Weiteres in den Verdacht gekommen, die Influenza der Revolution aus Paris eingeschleppt zu haben. Denn für weniger als Revolution sah man den Studenten-Tumult nicht an, der bald nach Forster's Rückkehr vorfiel; obgleich derselbe sechs Wochen früher sein burschenmäßiges Vorspiel in Göttingen gehabt hatte. Forster ließ es für ein bloßes Possenspiel gelten. Es war eine ziemlich ernsthafte Schlägerei zwischen Studenten und Handwerksburschen, wobei Professor Niklaus Vogt eine Kopfwunde davon trug, als die angreifenden Handwerker in das Gymnasial-Gebäude eindrangen. Und doch gewann dabei die Zeitstimmung einigen Einfluß. Denn als die Handwerker obgesiegt, traten die Meister auf, und drangen auf Abstellung alter Mißbräuche. Mainz war eben von seiner Besatzung entblößt. Denn nachdem die Preußen aus Lüttich, wo ein edles Völkchen um seine alte Verfassung kämpfte, sich aus — »strategischen« Gründen zurückgezogen hatten, waren die Pfaffensoldaten von Mainz, Köln, Trier zur Exekution aufgeboten worden. Die mainzer

Staatsmänner geriethen in solcher Hülflosigkeit in die hergebrachte Angst und gaben hergebrachterweise die besten Zusagen, bis über Nacht Truppen aus Darmstadt einrückten, worauf die Versprechungen zurückgenommen, und — »zur Herstellung der landesherrlichen Autorität« die strengste Untersuchung eingeleitet wurde. — »Diese Art zu regïeren geht denn so lange sie gehen kann!« meinte Forster. Allein, — geht sie nicht heute noch immer wieder? Und ging sie je großartiger, als in jüngsten Tagen, wo die Herstellung landesherrlicher Autorität in einer Weise geschah, daß nach bewiesener Furcht auch noch der Tadel verdient wurde? Fürstliche Ritter mit Furcht und Tadel!

Es läßt sich schon aus dieser hingeworfenen Bemerkung Forster's abnehmen, daß er die Maßnahmen der deutschen Regierungen gegen die Freiheitsbewegungen nicht großartig genug finden mochte, um die Bedeutung und den Einfluß der französischen Revolution damit zu verdecken und zu vertreiben. Sah doch selbst Johannes Müller, so nahe er in des Kurfürsten Kabinet diesen Vorkehrungen stand, über sie hinaus, und erklärte in einem französischen Billet an Forster die Revolution nicht für der Franzosen, sondern für Gottes Werk. »Man sagt, es wird nicht dauern, setzte er hinzu, — ich sage, es wird dauern und wird sich verbreiten. Auch in 1517 glaubte man nicht, daß Luther sich halten würde. Ich sehe in allem dem eine Vorbestimmung, Wege der Vorsehung.«

So nahe in der innersten Überzeugung standen sich damals zwei Männer, Predigersöhne, Professoren, Poli-

tiker und alte Freunde, die nachmals im Handeln so verschiedene Wege gingen, wie Müller, der sich durch die Kabinette der Könige drückte, und Forster, der sich in den Kampf des Volkes stürzte.

Jetzt bewegte sich unser Freund noch im Gebiete der bloßen Betrachtung. Und hier führte den einschmeichelnden Eindrücken, die er aus Paris mitgebracht, ein englischer Staatsmann berühmte »Bemerkungen über die französische Revolution« entgegen. Burke's Schrift kam unserm Forster eben jetzt in die Hände, und er besprach sie in seiner Geschichte der englischen Literatur von 1790 für die Annalen von Archenholz. —

Die Beredsamkeit des englischen Staatsmannes, sein Scharfsinn, sein Witz, sein tiefer erfahrner Blick wurden damals allgemein bewundert. Dies schüchterte aber Forstern nicht ein, die Reflections nach dem ersten Eindrucke des Gelesenen für elendes Gewäsch zu erklären, das er nicht zu übersetzen wage. Bei ruhiger Betrachtung blieb er dabei, daß die Schrift keinen Leser befriedige, vielmehr das Gefühl von Freund und Feind empöre; indem man aus dem Wahren der Beobachtung das Schiefe der Stellung, die Parteilichkeit des Gesichtspunktes, die Nichtigkeit unerwiesner Machtsprüche, den blendenden Staub der Autoritäten und die Unhaltbarkeit eines Raisonnements herausfinde, das von falschen Grundsätzen ausgeht, welche, absichtlich im Dunkel gehalten, das Urtheil des Lesers zur Beistimmung in die Schlußfolge des Verfassers verführen können.

Und von dieser Prüfung erhebt sich der Freund zu seinen eignen großen Gesichtspunkten. — »Die Natur

der willkürlichen Gewalt, sagt er, läßt sich nicht verkennen, sie werde von einem Tyrannen und seinen Satelliten, oder von einer zwölfhundertköpfigen Hydra verübt; sie trotze auf Erbrecht, Herkommen und Vorurtheil, oder sie trage die Larve der alles richtenden Vernunft.« — — — »Im großen Gange menschlicher Begebenheiten liegt weit mehr Unwillkürliches, als das stolze, denkende Thier in seinem Freiheitstraume zugestehen will. Die Revolution ist wirklich anzusehen, als ein Werk der Gerechtigkeit der Natur. Der Stolz der Vernunft mit seiner Gleichheit, seinen Rechten der Menschheit, seinen metaphysischen Theorien ist jetzt an die Reihe gekommen; sonst war es der Stolz der Geburt und der Heiligkeit, womit man sich für besser als andre ausgab, um ungestraft schlechter sein zu können. Nicht die Weisheit oder die Thorheit der Nationalversammlung hat den in Lüsten erschlafften hohen Klerus und den mark- und hirnlosen Adel vernichtet, sondern die gänzliche Unfähigkeit dieser beiden Gesammtheiten hat sie gestürzt. Wenn es Sterblichen vergönnt ist, sich Wege des Schicksals, der Vorsehung, der Gottheit zu denken, so sind es gewiß nicht die armseligen Combinationen, die eine menschliche Klugheit dafür ausgibt; sondern die Geschichte des Vergangnen kann sie lehren, wo sie uns Revolutionen aufbewahrt, die den allzusichern Frevler überraschten.«

Könnte Forster richtiger und besonnener in der Mitte stehen zwischen Denen, die Revolutionen machen, und Jenen, die — »mit der Revolution brechen?« Wirklich, die revolutionären Bewegungen überflutheten von weitem noch nicht sein Schreibschränkchen von Acajou.

In den Winter hinein saß er den Tag über, wie in der Galeere, an die Feder geschmiedet, theils um Bibliothek-Geschäfte zu treiben, theils zu übersetzen, theils an seinen Reisebriefen zu arbeiten, woran er nur nach Laune schreiben konnte, was ihnen freilich auch, wie die Sonne den Trauben, die durchsichtige Reife gab. Die französischen Blätter las er über Tische, bis er Ausgescholtnes darüber von Frau Theresen bekam. Noch im September hatte er zu der von ihm besorgten Übersetzung von Benjowsky's Memoiren als Vorrede einen Aufsatz über historische Glaubwürdigkeit geschrieben (Bd. 5. d. sämmtl. Schften.). Ja, er verlor sich in die indische Poesie des Kalidasas, indem er das Schauspiel »Sakontala« nach der englischen Übersetzung des Sir William Jones bearbeitete. Unter dem abendlichen Spiel mit den Blumen Indiens dachte er an Vater Heyne, dem er sie zu einem Kranze für die ehrwürdige Schläfe bestimmte. Sie sollten einen mit der Phantasie der Griechen, Römer und andrer berühmten Völker vertrauten Geist zu Vergleichungen anregen, um wahrzunehmen, wiefern die schöpferische Energie des Menschen sich in ihren Äußerungen überall gleich bleibt, und wie sie durch Localverhältnisse sich verändern läßt. —

Diese Arbeit fiel schon in die Zimmer der neuen, dem Bibliothekar gleich anfangs zugesagten freien Wohnung, die er in einem der von der Universität erbauten Häuser bezog. Die ruhige Gasse geht nach dem nahen, für den Universitäts-Fonds eingezogenen Altmünsterkloster, einer Seits durch diese Häuserreihe, andrer Seits durch die lange Mauer gebildet, die den Garten des damals Schönborn'-

schen Palastes einschließt. Forster und Therese ließen sich noch im November das Tapeziren und Möbliren so angelegen sein, daß Vater Heyne über ausbleibende Briefe zu klagen fand, und meinte, die lieben Kinder gingen, wie im Evangelium, dahin, unter den Sorgen und Reichthümern des Lebens erstickend und keine Frucht bringend.

Ja wohl unter Sorgen! Denn bald genug hatten sie den Einstand in die neue Wohnung mit beiderseitigem Unwohlsein zu zahlen, und statt eines Tischrückens der Freunde wurde ihnen das Krankenbett gerüstet. — Da konnte wenigstens die deutsche Politik, trostlos wie heute, nichts dazu beitragen, einen Mann von Forster's Gesinnung in seiner körperlichen und gemüthlichen Verstimmung zu erquicken. Der Winter von 1790 auf 1791 mag ihn mit ähnlichen Empfindungen berührt haben, wie uns der von 1850 auf 1851. Minister von Herzberg, der Mann des Fürstenbundes, der damaligen Union, unterstützte die kämpfenden Patrioten in den Niederlanden, um Östreich niederzuhalten. Aber Kaiser Leopold gewann in Berlin, ja in der Umgebung des Königs einflußreiche Leute gegen den Minister und gegen die ganze Geltung Preußens. — »Preußen ist die dupe dieser Sache, wie überhaupt der ganzen Negociation mit Östreich,« schrieb Forster in Betreff Lüttichs. »Es muß eine traurige Zerrüttung im preußischen Kabinette stattfinden, daß alle Maßregeln Herzberg's zu Wasser werden. Hätte Preußen im Frühling losgeschlagen!«

Und ein andermal:

»Der kaiserliche Hof verfährt in der lütticher Sache

mit einer unerwarteten Geringschätzung des Königs von Preußen; allein das berliner Kabinet ist, durch seine innerlichen Zerrüttungen und durch entgegengesetzten Einfluß — — auch überall verächtlich geworden.« — — »Im Preußischen hofft alles sehnlich auf den Krieg als das einzige Rettungsmittel gegen die Kabale, die den König beherrscht und sein Kabinet überall so verächtlich macht, ungeachtet seines großen politischen Gewichts.« — — »Durch das schwache Zaudern hat Preußen alles verloren. So wird es auch noch in Szistowe gehen, denn die Kaiserlichen sind einmal im Vortheil.«

Wir können nicht umhin, noch aus der damaligen Politik anzuführen, daß die Execution in Lüttich, an der auch Pfalzbaiern Antheil genommen, dem unglücklichen Ländchen an 3 Millionen Gulden kostete. Forster meinte: »Die deutschen Fürsten wissen die Händel, in welche sie sich unter dem Vorwande der Aufrechthaltung der Constitution, mischen, als eine Finanz-Operation zu nutzen.« Er setzt dann hinzu:

»Das ist denn die Verfassung, worauf man in Deutschland so stolz ist! Die Corruption ist wirklich so weit gekommen, daß man sich wundern muß, wie alles noch zusammenhält. Desto eher stürzt alles mit einemmal über den Haufen!«

Gefahren der Revolution.

Auf dieser, Mainz so hart umwogenden Politik schaukelte um diese Zeit der Kabinetsrath Müller. Er hatte seit Leopolds Kaiserkrönung wiederholt seine Entlassung gefodert, unzufrieden nicht bloß mit dem Gang der Politik, sondern auch verletzt von der persönlichen Behandlung des Kurfürsten, über den Forster damals das, auch auf jüngere Kurfürsten passende Wort eines angesehenen Mannes hörte: Il a le besoin d'être ingrat. Man sprach von zurückgenommener Rangerhöhung und Adelsertheilung für Müller und von einer Berufung desselben nach Wien. Als man endlich in der That besorgte, diesen, als Widersacher des Fürstenbundes in Wien sehr willkommenen Mann zu verlieren, setzten es seine Gönner durch Vermittlung der Frau von Coudenhove durch, daß der Kurfürst ihn um seiner Brauchbarkeit willen, und vielleicht noch mehr wegen seiner geheimen Mainzer Erfahrungen auf's Neue gewann und festhielt.

Um diese Zeit ward es in Mainz wieder lebhaft, ja mit jedem Tag unruhiger. Der eintretende Frühling führte die mainzer Executions-Truppen mit Siegesstolze aus dem lüttticher Lande zurück, — die Gemeinen grob und vorlaut, die Officiere brutal und mit dem durch vermeintliches Heldenthum verdoppelten Anspruche ihres

Adels sich überhebend. Außerdem trieben die Stürme der französischen Revolution immer mehr Springwellen der Auswanderung gegen das Rheinufer. Die hohe Politik des alten Kurfürsten schwoll immer höher. Sein Hochmuth und Ehrgeiz strebte nach einer bedeutenden Rolle in den deutschen Angelegenheiten. Zu dem Ende hatte er an dem Freiherrn von Albini einen gewandten Staatsmann zu sich berufen. Dieser hatte als geheimer Reichs-Referendar zu Wien im Vertrauen Kaiser Joseph's gestanden, und ging nach Leopold's Thronfolge als Staatskanzler nach Mainz. Hier ward nun die Verbindung der deutschen Großmächte gegen das revolutionäre Frankreich eifrig betrieben. Zugleich gefiel sich der alte Herr in der Rolle eines Beschützers der vornehmen Emigranten, — kühn oder unbedacht genug, die gefährliche Unzufriedenheit des französischen Republikanismus auf Mainz zu ziehen, ja doppelt unbedacht, auf demselben Wege die innere Unzufriedenheit seiner Residenz und seines Landes zu erregen, und durch Ekel am französischen Royalismus bedenkliche Sympathien für die französische Revolution anzuschüren. Denn die zahlreichen adligen Flüchtlinge prächtig zu bewirthen, wozu den Kurfürsten seine prachtliebende Eitelkeit trieb, ließ er es sich, oder vielmehr die öffentlichen Kassen etwas kosten. Dem Prinzen Condé wurde das bischöfliche Schloß in Worms eingeräumt. Seine Freundin, die junge blonde, possenhafte Fürstin Monaco, umgaukelte den alten verliebten Kirchenfürsten. Andre vornehme Mätressen wurden hier fetirt, und als der Graf von Artois durch Mainz kam, verschlang jeder einzelne Tag dieses liederlichen Vollblutes

2400 Gulden. »Die höchste Schuhuperrücke in Mainz« wackelte vom Schmunzeln des alten Herrn, wenn das nichtsnütze Völkchen ihm mit dem schmeichelhaften Namen père et protecteur huldigte, und sie bedeckte das welke Ohr, wenn dieselben Undankbaren ihn im Rücken l'Abbé de Mayence und gentilhomme parvenu aushöhnten. In der Stadt aber empörte die Sittenlosigkeit, die Frechheit und Anmaßung dieser Maden des Königthums die ehrbare Einwohnerschaft, die mit gerechtem Unwillen neben den Günstlingen und Favorittinnen des alten fürstlichen Priesters an diesen Emigrirten noch einen dritten Schlund erblickte, der den öffentlichen Wohlstand verschlingen half. Die Theuerung nicht gerechnet, die mit jedem Tage stieg. Der gar bald merklichen Finanznoth abzuhelfen, machte der Kurfürst einen besondern Finanzminister, ohne zu bedenken, daß hier weniger ein Arzt als eine Apotheke fehlte. Überhaupt wurde damals gewirthschaftet, daß fünf gerade sein mußte. »Es gehen hier Sachen vor, schrieb Forster im Januar 1791 an Heyne, wovon man in keinem deutschen Lande, das nach Gesetzen regiert wird, einen Begriff hat. Es giebt kein willkürlicheres, despotischeres Verfahren in der Welt.« Und an Jacobi etwas später: »Unsere Politik ist, alle Leute zu betrügen, mit allen zu negociiren und keinem Wort zu halten.«

In Betreff der hohen Politik, an der sich der Kurfürst mit Stolz betheiligte, meinte Forster nach der unglücklichen Flucht des Königs von Frankreich:

»Jetzt fehlt der gestärkten National-Versammlung nur noch ein auswärtiger Krieg, und die europäischen

Fürsten scheinen unbesonnen genug, um ihn doch noch anfangen zu wollen. Wir hätten noch ein Jahrhundert ohne Revolution ausgehalten; der Krieg beschleunigt ihre Erscheinung um mehr als 50 Jahre; allein der deutsche Adel ist ganz blind vor Wuth.«

Wie heut, wo er mit der Revolution bricht! —

Auf dem höhern Standpunkte, von welchem Forster die Revolution betrachtete, ließ er sich auch nicht irre machen, als ihr Prozeß sich trübte, und die deutsche Begeisterung an den blutigen Parteikämpfen erkaltete. Man habe die Menschen, meinte er, lehren, erziehen, zu reifen Wesen bilden sollen, statt dessen aber habe man sie schändlich gemißbraucht, sie dumm und blind zu machen gesucht, und zu Befriedigung seiner Leidenschaften sich die Herrschaft über freie Intelligenzen angemaßt. Ob es da ein Wunder sei, wenn die Ausbrüche des endlich erwachten Gefühls nicht ganz rein und ungemischt blieben. — Ja, er fand immer noch zu bewundern, daß so viel Mäßigung, so viel echte politische Tugend bei einem Volke möglich sei, das Jahrhunderte lang von den elendesten Despoten und einem intellectuel und moralisch tief gesunknen Adel unterdrückt worden.

Dennoch sah der Freund auch mit so günstigen Blicken für Deutschland kein Heil in einer Rückwirkung der Revolution auf unsere Staaten. Bei uns sei es noch auszuhalten mit den Mängeln, Mißbräuchen und Unterdrückungen, und es mache ihm keine Freude, wenn sich hier und dort in Deutschland etwas rege, was der zahmen Gelehrigkeit der Nation eben nicht das Wort rede. »Die Reihe ist jetzt nicht an Deutschland«, ruft

er in seinen pariser Umrissen, »durch eine Revolution erschüttert zu werden; es hat die Unkosten der lutherischen Reformation getragen, so wie Holland und England, jedes zu seiner Zeit, den Schritt, den sie zur sittlichen und bürgerlichen Freiheit vorwärts thaten, mit einem blutigen Jahrhundert haben erkaufen müssen. Jetzt gilt es uns, und ich wünschte so herzlich, man möchte sich am französischen Feuer wärmen und nicht verbrennen. Aber ach! durch Schaden klug werden, und am Unglück Anderer sich spiegeln ist nicht Jedermanns Sache!«

Bei solcher Gesinnung war wohl von den in gewissen mainzer Kreisen, besonders unter den exaltirten Mitgliedern der Lesegesellschaft, zunehmenden revolutionären Sympathien für Forstern nichts zu besorgen. Zum Überfluß fanden sich um diese Zeit gar manche Anliegen und Sorgen zusammen, ihn zu beschäftigen und von jenen Kreisen abzuziehen. — Der Monat August brachte angenehme Besuche mit sich, die Forster machte oder empfing. Am Pult erkrankt, wurde er vom Arzt zu einer kleinen Erholungsreise angetrieben, und fand auch in Carlsruhe bei Goethe's Schwager, dem Geheimrathe Schlosser, einen erquickenden Umgang und innige Theilnahme. Eben so belebend erschien bei ihm in Mainz Graf Friedrich Leopold Stolberg mit einer ganzen »Clerisei«, worunter nebst einem Sohne Jacobi's die Gräfin Sophie von Redern dem Freund einen Himmel auf Stirne, um Mund und Auge entgegen brachte. – Im Spätherbste kam auch Vater Heyne auf etliche Tage in's Haus.

Weniger erfreulich blieb noch immer seine dienstliche Stellung. Alle Versuche zu einem Bibliotheksgebäude

zu gelangen, liefen fruchtlos ab. Von den Millionen der zum Fonds aufgehobenen Klöster waren viele Hunderttausende neben der Universität weggeschmolzen; so daß man daran dachte, durch anderweite Verwendung von Professoren die Schulanstalten zu erleichtern, mithin sich noch entschiedner gegen neue Ausgaben sträubte.

Da tröstete denn über die zahlreichen Bücher, die kein ordentliches Unterkommen fanden, ein eignes, das im Publikum umherlaufend sein Glück machte. Es war das erste Bändchen der »Ansichten vom Niederrhein«. Das Schönste, was wohl damals, zugleich sehr treffend, über dies klassische Werk Forster's gesagt worden, kam von Lichtenberg. Wir erinnern uns gern wieder einmal dieses alten und treuen Freundes, dessen sonst so schalkhafte Feder vielleicht wärmer und poetischer floß, seit er verheirathet war, und seiner lieben Frau und des kleinen Jungen so herzlich gedachte. Schon früher hatte er den Hauch der Philosophie bewundert, der Forster's Kenntnisse durchwehe, daß sie mit einer Art von Verklärung hervorgingen, die vielleicht Niemand weniger, als er selbst bemerke. Und nun schrieb er:

»Ich sage Ihnen, daß ich Ihre Ansichten für eins der ersten Werke in unserer Sprache halte. — — Ich habe einmal in einem Feenmärchen eine sehr angenehme Vorstellung gelesen; der Held nämlich reiset, und unter der Erde reis't ihm beständig ein Schatz nach, wohin er auch geht. Bedarf er etwas, so pocht er nur leise an die Erde, so steht der Schatz still und öffnet sich ihm. Sie sind mir, bester Freund, auf Ihrer Tour hundertmal so vorgekommen, wie jener Glückliche in der Feen-

welt. Auch da, wo Ihr Stab den Boden nicht anschlug, sah ich immer den Schatz Ihnen folgen. Wer Ihre Worte zu wägen weiß, kann es auch unmöglich übersehen. Die Gabe, jeder Bemerkung durch ein einziges Wort Individualität zu geben, wodurch man sogleich erinnert wird, daß Sie die Bemerkung nicht bloß sprechen, sondern machen, habe ich nicht leicht bei einem Schriftsteller in solchem Grade angetroffen. O die innigste Theilnahme an allem, was den Verfasser angeht, verbreitet über das Werk ein unbeschreiblich angenehmes Licht!«

Hätten solche goldnen Worte sich nur auch für die Bedürfnisse des Lebens vermünzen lassen! Denn Forster befand sich gegen den Winter hin in der drückendsten Lage seines Lebens, wie er gegen Jacobi klagte. »Das ganze Jahr hindurch habe ich unabläſſig mit eisernem Fleiß und großer Anstrengung des Geistes gearbeitet. Meine Kräfte sind erschöpft, mein Körper ist keiner Anstrengung mehr fähig, mein Geist ist erlahmt, und ich habe die betrübteste Aussicht auf den Winter und auf das künftige Jahr vor mir. Es ist, als ob mir alles zu Wasser werden müßte, nichts gedeiht mir; je mehr ich arbeite, je mehr ich hoffe zu gewinnen, desto ärger zerrinnt mir's unter den Händen, und ich stehe jetzt mit leeren Händen da, unfähig wie bisher zu arbeiten, und doch nicht im Stande, ohne die Fortsetzung der bisherigen Anstrengung mit meinem Haushalt auszukommen.«

Lassen wir uns von Theresen einige Nachricht über die Ursachen dieser Noth geben, so war solche der täglichen Hausordnung Forster's, wenn man sie mit seinem

festgestellten Einkommen verglich, keineswegs zuzuschreiben. Sein Tisch war sehr frugal, seine Frau beschäftigte sich wenig mit Putz, beide besuchten selten das Schauspiel, spielten niemals, und ihre Gastfreiheit konnte bei der Einfachheit ihrer Bewirthung in jener wohlfeilen Zeit gar nicht unter die Unkosten gerechnet werden. In Wohnung und Hauseinrichtung that freilich der Freund etwas mehr, als gerade nothwendig war. Sich überall beengt und verkümmert fühlend, suchte er darin einen täuschenden Ersatz. -- Aber er unterwarf sein Bedürfniß gelehrter Hülfsmittel keiner Berechnung, und seine kränkliche Unruhe, sein zur Gewohnheit gewordnes Bedürfniß eines steten Wechsels von äußern Eindrücken veranlaßten Ausgaben und Reisen, die ihn in steter Nothwendigkeit, auf Geldmittel zu sinnen, erhielten. —

In solcher Bedrängniß tastete seine Verzweiflung immer wieder nach dem großen Werke über die Pflanzen aus der Südsee. Dies Herbarium duftete immer noch von der Hoffnung, mit der es der Weltumsegler angelegt hatte. Die Materialien dazu waren bloß noch zu ordnen, die Kupfer nur noch auszumalen. Aber es fand sich »kein Verleger, der das Werk honorirt hätte, kein Fürst, der wenigstens die Eitelkeit, in einer Dedication als Unterstützer des Werkes zu prangen und im Reiche der Wissenschaft unsterblich zu werden, mit ein paar hundert Louisd'or bezahlen mochte.«

Statt der Verleger und der Fürsten hätte Forster die Verlegenheit der Zeit anklagen sollen. Wer hätte sich vor den einbrechenden Stürmen einer Revolution um die Pflanzen der Südsee bekümmern mögen! Allein

eine gegenwärtige Noth so heimlich quälender und erschöpfender Art beengt leicht den Blick und verstimmt das Urtheil. So meinte Forster jetzt auch gegen Jacobi, an den Orten, wo er sonst gewohnt, habe er Ressourcen, bekannte Freunde zu Rath und That gehabt, — gerade Dasjenige, was er allerwärts mit ewigen Klagen entbehrte. Und so fühlte er sich nun in Mainz »durch die Nothwendigkeit sich abzusondern, und durch die Leere der Menschen, die für ihn keinen Berührungspunkt hätten,« unglücklicher als irgendwo früher.

Wir möchten Forstern ungerecht nennen, wenn wir bedenken, daß es damals in Mainz an ausgezeichneten und theilnehmenden Männern, Gelehrten und Weltleuten, durchaus nicht fehlte. Allein wir wissen schon, wie wenig anschließend und wie wählig für Umgang und Hingebung Forster sein konnte. Wie scharf urtheilte er z. B. um diese Zeit über Heinse, der ihn bei seiner ersten Bekanntschaft in Düsseldorf so angezogen hatte! »Heinse thut sich trefflich bene! So gern ich ihn lieb hätte, so unmöglich macht er mir's doch an ihn zu kommen. Das Futteral, das er anhat, ist nicht von Holz, sondern von Leder, und das zieh' ihm der Teufel ab; — — — denn ich glaube das Leder hat sich mit seiner eignen Substanz identificirt. In der That sein Egoismus ist bewundernswerth, weil er sich wohl und glücklich dabei fühlt.«

Freilich galt es dem Freunde jetzt um einen »Berührungspunkt,« den er allerdings bei dem Kabinetsrathe Müller vergebens gesucht hatte. Dieser fand sich durch Forster veranlaßt zu beklagen, daß er jetzt ohne Mittel

sei, ihm beizuspringen; sein Sparpfennig liege in den kaiserlichen Fonds; was er bereit habe, decke nur die laufenden Bedürfnisse, da er als ein Mann, der Bücher und so mancherlei anzuschaffen habe, von seiner sonst artigen Besoldung zu 2500 Gulden kaum etwas erübrige. Leider brauchten jetzt auch alle Fürsten ihr Geld; die Ausgaben seien überall ganz außerordentlich, die gewöhnlichen Hülfsmittel aber theils unanwendbar, theils unergiebig. — Eben so vergebens scheint Forster einen Vorschuß aus den öffentlichen Kassen betrieben zu haben. Müller wünschte die genaue Summe zu wissen, die er verlange, wahrscheinlich nur um ihn bei dieser Gelegenheit aufmerksam zu machen, daß durch die Kaiserkrönung und den täglichen Aufwand die Staatskassen in dem schlechtesten Zustande seien.

Gerade in dieser Bedrängniß unseres Freundes tritt uns das wunderliche Zartgefühl, das beide Ehegatten in Geldsachen und häuslicher Noth für einander hatten, recht ausgesprochen entgegen. Forster bittet nämlich in seinen nach Pempelfort adressirten Klagen, Jacobi möchte, wenn er in seiner Antwort diesen Sorgenpunkt berühre, es doch auf einem besondern Blatte thun. Er leide gern allein, was er zu leiden habe, und möchte in dem lieben Briefe, nach welchem a l l e haschten, Niemanden der ihm nahe sei, etwas darin finden lassen, was Unruhe und Kummer verursachen könnte. — Er meinte doch wohl Theresen mit diesem Jemand, der ihm nahe sei, und glaubte so, wie es scheint, durch einseitiges Leiden still zu verbüßen, was ihm Therese durch ihr »einseitiges Sparen« ebenfalls im Stillen zu Schulden legte.

Leider sollte nicht ausbleiben, was beiden gemeinsam zu tragen schwer genug beschieden ward.

Nach seinem Röschen waren dem Freunde noch zwei Mädchen, das jüngste im letzten Frühjahre, geboren worden. Beide wurden im November zum Schutze gegen herrschende Pocken geimpft, und das jüngste, schwächliche Louischen starb. Das lebenskräftigere Clärchen überstand dagegen »diese Zuchtruthe des Menschengeschlechts,« und kam bald wieder zu Kräften. Die Mutter hatte sich brav gehalten, blieb aber matter und angegriffner, als sie es gestehen mochte. Forster selbst war geistig tief gebeugt. Heyne's herzliche Theilnahme führte ihn durch die Bemerkung, daß wir im Denken leider! über eine gewisse Linie hinausgegangen seien, auf religiöse Gedanken. Die Betrachtung beschäftigte den Freund, wie die Religion, bestimmt, bloß Sache des Herzens und der Gefühle zu sein, selbst gegen die Absicht Christi in das System der bürgerlichen Regierungen verwebt und ein Mechanismus geworden sei, wodurch ränkevolle Menschen und Gesellschaften ihre herrschsüchtigen Absichten erreichen wollten. Dagegen empfand er auch lebhaft, in welchen Widerspruch eine zu sinnlich gedachte Fortdauer des Menschen nach dem Tode mit der Unentbehrlichkeit der Organe gerathe, die ja doch im Tode zerstört würden. Allein, ruft er aus, wenn meine Vernunft mir wehrt, Vorstellungsarten der sinnlichen Welt in die übersinnliche zu übertragen, so gestattet sie mir doch immer noch eine Ideenfolge, bei welcher ich ruhig erwarten kann, was die Zukunft erst enthüllen wird. Das Wesen, das durch mich und von mir ward, hat eine nähere Verwandtschaft

mit meinem Wesen, als jedes andere. Zwischen dem Gleichgearteten herrscht eine Verbindung, die ich mir nicht wegläugnen kann. So wenig also ich im Stande bin, mir die Art meiner Existenz nach dem Tode zu denken, so wenig ich begreife, was aus der Seele meines Kindes wird, das vor mir stirbt; so unumstößlich bleibt mir der Satz, daß es wegen seiner Gleichartigkeit mit mir nicht aufhört, in einem engern Verhältniß mit mir zu stehen; so klar die Wahrscheinlichkeit, daß verwandte Wesen sich da leichter wieder aneinander schließen, wo sie einander wieder antreffen.

Und so sehen wir denn gegen das trübselige Ende des Jahres den Freund von betrübten Gedanken nach dem Jenseits hingezogen, unter Umständen, in welchen ein zerfallender häuslicher Wohlstand den wachsenden Stürmen einer Staatsumwälzung oft nur allzuleicht zugänglich wird, und persönlicher Mißmuth die öffentliche Unzufriedenheit leichter aufnimmt.

Forster neutral.

Aus eigentlich revolutionären Bewegungen in Mainz hätte sich zu Anfang des Jahres 1792 das große Verhängniß noch nicht vermuthen lassen, das schon mit dem Herbst über die Stadt kommen sollte. Streitende Verhandlungen in der Lesegesellschaft, laute Kannegießerei in

den Weinhäusern waren mit Parteinahme noch weit entfernt von andern Unternehmungen. Die kurfürstliche Regierung hatte die freimüthigen Äußerungen politischer Meinung lang ruhig hingehen lassen, ja es nachgesehen, daß Professor Hofmann in seinen Vorlesungen über philosophische Geschichte eine baldige deutsche Revolution, und zwar von der Gerechtigkeit des Himmels erwartete. Nun glaubte sie doch mehr Aufmerksamkeit auf die Neuigkeiten richten zu müssen, die von der Lesegesellschaft ausgingen, wo man nicht bloß die französischen Zeitungen, sondern auch die leidenschaftlichsten Flugschriften und geheime briefliche Nachrichten aus Frankreich zu lärmender Verhandlung ausbeutete. Der Director der Lesegesellschaft, der bekannte Hartleben, Professor des römischen Rechts, der neben dem Staatsrechtslehrer Frank durch seinen Pandekten-Vortrag selbst norddeutsche Studenten nach Mainz lockte, ließ sich herbei, dem Ministerium die dort eingebrachten und aufgelegten Blätter und Schriftstücke mitzutheilen. Dies aber entdeckt erregte einen solchen Sturm, daß selbst ein so jovialer Mann wie Hartleben, der einst dem Jesuiten-Colleg entsprungen war und als Cavallerie-Officier im siebenjährigen Kriege gedient hatte, nicht widerstehen konnte, sondern das Directorium niederlegte; worauf die Gesellschaft zerfiel und eine neue sich beim Buchhändler Sartorius einrichtete.

Unter den Bürgern lief die hauptsächliche Mißstimmung gegen die Emigrirten und gegen die Begünstigung aus, die denselben vom Hofe zu Theil wurde. Das ganze Rheingau wimmelte von ihnen; alle Wirthshäuser füllten sich an, wodurch den lustigen Mainzern die ge-

wohnten Ausflüge verkümmert wurden. Bald gaben auch die Vorkehrungen, die der Kurfürst seit dem letzten Spätherbste gegen einen Überfall von Mainz angeordnet hatte, einen Gegenstand der Besorgniß und des Tadels ab.

Bei dem langjährigen Frieden und den freundschaftlichen Beziehungen zwischen Frankreich und Östreich hatte man die Festungswerke unachtsam verfallen lassen. Man hatte nicht bloß den Aufwand der Unterhaltung zu sparen gesucht, sondern Gräben und Wälle für die Hofkammer und stückweise für den Gouverneur auch noch ökonomisch nutzbar gemacht. Aber auch jetzt noch, wo die kriegerische Stimmung in Paris immer drohender wurde, griff man die Vertheidigungswerke nur spärlich an, und der umfassende, selbst von französischen Ingenieuren gebilligte Herstellungsplan des mainzer Ingenieur-Majors Eickemeyer wurde nur unzureichend, durch einige Ausbesserung und Herstellung von Zugbrücken, Thoren und Gattern, durch Verpallisadirungen und Überschwemmungseinrichtungen, ausgeführt.

Forster sah diesen Vorkehrungen mit Ruhe zu. Er theilte die Besorgniß vor einem Kriege nicht. Sein politischer Blick traute den europäischen Kabinetten mehr Staatsklugheit zu, als sie noch in demselben Jahr bewiesen. Sie würden, meinte er, Frankreich lieber in seiner innern Zerrüttung erhalten, und es eher zur Fabel von Europa werden lassen, als es zum Beispiel für dasselbe machen helfen. Viel mehr, als die mainzer Anstalten regten ihn kleinliche Ängstlichkeiten aus Göttingen auf. — Nach dem letzten, über Gebühr beschäf-

tigten Sommer und den Erlittenheiten des Vorwinters brachte er die harten Monate in Abspannung und Unthätigkeit hin. Doch hatte er in den göttinger Anzeigen eine Schrift Brissot's recensirt, dieses überspannten Republikaners, der aus einem französischen Polizeispion für England ein amerikanischer Demokrat geworden war, und in Quäkertracht, ungepuderten Haares, unter den Girondisten unermüdlich gegen die auswärtigen Mächte handirte. Die Recension, gewaltig charakterisirend, machte Aufsehen. Anfragen an Heyne wegen des Verfassers setzten den ängstlichen Papa in Besorgniß für Forstern, wenn die Recension nach Mainz käme. Er warnte den Schwiegersohn, die Schrift Brissot's ja nicht zu übersetzen, ihn und die Seinigen in Göttingen und sich selbst nicht um einer Grille willen aufzuopfern, oder auch nur in Gefahr zu bringen. — »Glauben Sie nur, schrieb er, den großen Haufen erleuchten wir über das Politische sowohl, als über das Theologische nie; nur Autorität, Faction und Fanatismus setzt ihn in Bewegung. — Ich kenne ihren schönen Enthusiasmus, der in Ihrem Hause je zuweilen mehr angefacht wird, als gut ist, und weiß an meinem eignen Beispiel, wie leicht man sich hinreißen läßt.«

»In meinem Hause, erwiederte Forster, wird so viel und mehr aristokratisirt, als für die andre Seite gesprochen, und was mich persönlich betrifft, so gehöre ich in keinem Falle zu den enragés, weder der einen noch der andern Seite. Gerade diese Billigkeit aber ist allen Narren oder Schurken, die Partei ergriffen haben, verhaßt.«

Er hatte nicht daran gedacht, Brissot zu übersetzen. Für sich unbesorgt, gab er der mainzer Regierung das gute Zeugniß: »Wer so die Wahrheit sagt, ist hier nicht gleich in die Acht erklärt.« Und mit edlem Unwillen setzte er hinzu: »Auf die Gnade von Hannover werde ich doch nicht Rücksicht nehmen sollen. Als die Logen in ganz Deutschland vom Herzog von Braunschweig aufgefordert wurden, einen Beitrag zu geben, um meines Vaters Schulden in England zu bezahlen, waren Hannover und Göttingen die einzigen Orte, die keinen Pfennig hergaben.« — — Wie sollte es mir einfallen einen Umsturz predigen zu wollen, den ich selbst nicht wünsche, sondern vielmehr für ein so großes Unglück in Deutschland halte, daß ich alles aufbiete, um es abzuwenden.« — —

Bald drängten deutsche Angelegenheiten sich vor das drohende Frankreich, und schoben die vom Kurfürsten heimlich begünstigte Contre-Revolution der Emigrirten etwas bei Seite. Kaiser Leopold starb am 1. März. Das Kabinet des Reichs-Erzkanzlers, von welchem die Vorkehrungen zur neuen Kaiserwahl ausgingen, kam in athemlose Geschäftshast. Welche Erwartungen spannten sich nicht auf den neuen Kaiser! Man versprach sich von dem jungen Franz ein Ablenken von der Politik Leopold's in das verlaßne Fahrgleis josephinischer Reformen, — eine Selbsttäuschung, die man wohl mehr aus dem gefühlten Bedürfnisse der Zeit, als aus der Persönlichkeit des jungen Erzherzogs schöpfte. —

Zwei persönliche Erlebnisse, die in denselben Monat März fielen, zogen unsern Freund — als ob sie seine

gerühmte Neutralität bestätigen wollten, nun auch von einer lebhaften Theilnahme an der öffentlichen Angelegenheit des alten deutschen Reiches ab. In der Woche des Sonntags Lätare ward ihm ein Knabe geboren. Wir wissen von Röschens Geburt her, daß Forster die Thorheit, Kinder des einen Geschlechts denen des andern vorzuziehen, nicht kannte. Aber es freute ihn doch, daß nun ein Junge da war, — »weil es eine Aussicht eröffnete, zu einer Art der Mittheilung von Ideen, welche bei Mädchen gar nicht möglich ist.» Und daß Therese sich gesund fühlte, wie sie es lange nicht war, erheiterte ihm den Blick in die Zukunft.

Das zweite war ein Begegniß der Freundschaft. Sömmering, seit dem December mit Margareth Elisabeth Grunelius in Frankfurt verlobt, heirathete, und erfüllte so endlich Lichtenberg's Catonisches Ceterum censeo uxorem esse ducendam.

Aber auf den heitern März folgte der April, und seine Wechsel blieben für Forster's Stimmung nicht aus. — »Es ist zum Erstaunen, klagte er gegen Lichtenberg, was man nicht alles über sich muß ergehen lassen, was man nicht alles erfahren muß, bloß um es erfahren zu haben. Ich glaube, ich bin seit Jahr und Tag um zwanzig Jahre älter geworden, und das nicht im bessern Sinne des Wortes; ich fühle mich erstorbener, als ich es sollte, wie eine Pflanze, die vom Froste gerührt ist, und sich nicht wieder erholen kann. Ich fühle meinen Kopf so leer, wie einen ausgehöhlten Kürbis, und von meinen Schenkelknochen kann ich leider nicht rühmen, daß sie noch Mark hätten. Es ist mir seit geraumer

Zeit ganz unmöglich, etwas Ordentliches zu schreiben. Wie der zweite Band der Ansichten fertig geworden ist, begreife ich selbst nicht.

Hinter diesen Klagen versteckte sich, neben körperlichem Mißbehagen, freilich wieder die alte Geldnoth. Daß seine »Ansichten« so wenig öffentlich besprochen würden, wollte er weit ruhiger ansehen, wenn er eben nicht trotz aller Anstrengung »ein armer Teufel« bliebe, und folglich auch diese Mittelchen, vorwärts zu kommen, nicht ganz verschmähen dürfte. Er gestand sich selbst ein, daß er, so viel er auch erarbeite, doch noch mehr ausgebe, — bald zu kleinen Erholungsreisen, bald für Bücher, Landcharten u. d. gl.; so daß er seine Reputation eines raschen Arbeiters sehr theuer erkaufe. Und am Ende, als ob er voraussehe, worauf ihn die Freunde, denen er seine Noth vorjammerte, tröstend verweisen würden, läßt er sich seltsamerweise gerade vom Bewußtsein seiner Ohnmacht auf sein eignes Ich zurückführen, überzeugt, alles in der Natur sei darauf berechnet, daß der Mensch nach Verlauf der Jugend mehr an sich selbst, als an allem andern haben solle; wozu denn die leidigen Wahrnehmungen gut seien, die einen oft unsanft genug vom Rückfall in jugendliche Schwärmereien heileten.

Richtig wiesen denn auch die theilnehmendsten Freunde auf dies eigne Ich des unglücklichen Mannes, auf seine Kräfte und Leistungen. Schon früher hatte Dohm, der mit seiner Familie fünf schöne Winterwochen bei Jacobi in Pempelfort verlebt hatte, ermunternde Zeilen nach Mainz gelangen lassen. »Sie haben alles in sich, was

Sie aufrichten und ermuntern kann, schrieb er. Sie haben auch das, was das Wichtigste ist von allem, den Willen und festen Entschluß, sich durch die äußern Dinge nicht unterdrücken zu lassen. Sie genießen dabei auch einer Unabhängigkeit und eines Gebrauchs Ihrer Zeit, daß Sie Ihre Lage schwerlich irgendwo in Deutschland verbessern könnten.« — Der wohlgesinnte Mann fügte noch andre Andeutungen hinzu, — wie sich Forster etwa mit seinem botanischen Werke unmittelbar an den König von England, diesen hohen Freund der Botanik, wenden, oder den Kaiser von Östreich, der beträchtliche Summen zur Erweiterung der Naturkunde bestimmt habe, mit seinem Vorhaben angehen, oder bei der berliner Akademie eine Unterstützung jenes Werkes nachsuchen möchte. In letzter Hinsicht brachte er den Freund auf den Gedanken, an den Minister Grafen Herzberg zu schreiben, und erbot sich, bei diesem die Angelegenheit mündlich zu unterstützen. Hinter all' diesen Winken fiel freilich ein trüber Seitenblick Dohm's auf die Ungewißheit des allgemeinen Zustandes in nächster Zeit, die in alle Angelegenheiten und Entwürfe etwas Abschreckendes bringe.

Ähnliche Ermunterungen kamen von Heyne, der sich besonders gegen die selbstquälerischen Zweifel des Schwiegersohnes darüber, daß er mit allen Bemühungen nichts Gutes stifte, ereiferte. Er schalt es Hypochondrie, um es nicht Sünde wider den guten Geist zu nennen. Herzlich war das väterliche Wort: »Stößt Ihnen eine jählings dringende Noth auf, so wissen Sie, daß ich Sie nicht verlassen werde.«

So war auch Jacobi's Urtheil über des Freundes

Einleitung zu den neuesten Reisesammlungen recht erquickend. Er dankte »für die mannichfache Belehrung, welche sie für ihn enthalte, für den schönen Umgang, den sie ihm unter dem Lesen mit einem kenntnißreichen, edeln philosophischen Manne gewährt, und vielleicht am meisten für die Lust an seinem Freunde, die sie ihn empfinden ließ.«

Zwischen diesem und desgleichen Zuspruch rückte, vielleicht noch wirksamer, der Monat Mai herbei. Forster's Befinden besserte sich, seine Kräfte kehrten wieder. Er ward seiner Hypochondrie inne, und glaubte in seinem zu langsamen Blut einen Grund seiner Schwermuth und der Trägheit im Wollen und Entschließen zu erkennen. Mit dieser Einsicht in sein Übel meinte er schon weniger krank zu sein. Er erkannte mit jenen Freunden die Arbeit als einzige Nothhelferin an; nur hatte er am Übersetzen einen ordentlichen Widerwillen genommen, und fühlte zum eignen Schaffen, z. B. am dritten Theile seiner »Ansichten«, noch keinen innern Antrieb.

Bei dem allen folgte er den revolutionären Bewegungen in Paris mit der alten Aufmerksamkeit. Das Unerfreuliche daran entging ihm nicht; allein er war geneigt, die Ausartungen der Revolution nur dem Hof, dem Adel, den Priestern und den auswärtigen Mächten in's Gewissen zu schieben. Sein Unwille traf die reactionären Maßregeln, die fort und fort mit gänzlicher Verwerfung alles Dessen, was Vernunft und Billigkeit foderten, offenbar und heimlich gegen die Sache der Revolution gerichtet wurden. Dennoch, so beißend oft seine Bemerkungen, besonders auch über die ganz ehr-

und grundsatzlose Politik der Großmächte ausfielen, ließ er sich doch — so zu sagen — den revolutionären Zahn förmlich ausziehen. Wenigstens bildlich. Das schlechte Wetter suchte ihn nämlich mit Schmerzen an einem kranken Zahne heim. Nachdem er ihn hatte ausnehmen lassen, schrieb er an Papa Heyne unter andern:

»Es ist lächerlich, bei einem so kleinen Verluste an das allmähliche Absterben zu denken, und doch kann man in dem Augenblicke, wenn man den Höllenschmerz des Ausreißens erlitten hat, und nun die Lücke fühlt, sich einer solchen Reflexion nicht erwehren. Da wünschte ich denn immer nur auf dem Punkte zu sein, daß, wenn es einmal nicht länger mit dem baufälligen Leimhüttchen zusammenhalten will, ich wenigstens mit einem beruhigten Abschiedsblick auf Diejenigen, die ich zurücklasse, hinscheiden könnte. Ich glaube, lieber Vater, eine solche Sinnesart und ein solcher Wunsch ist wohl die sicherste Verwahrung gegen das Jakobinerwerden, weil doch das wohl am allerweitsten liegt — gegen jede zu excentrische und gewagte Anwendung meiner geringen Kräfte.« —

Daß der Freund aber mit solchem Abschlusse sich nicht etwa kleinmüthig auf die entgegengesetzte Seite der Reaction schlage, wie wir es heute wieder oft genug sehen: dafür sorgte, wenn es noch nöthig gewesen wäre, der Kurfürst mit seiner hohen Politik, die er so gern aushängte, und nun mit jedem Tage in einer trotzigeren Sprache vernehmen ließ. Über diese Thorheit entrüstet, sprach Forster sein unwilliges Ultimatum gegen Heyne dahin aus:

»Meinetwegen mag doch geschehen, was immer will; es ist nicht der Mühe werth, daß man sich um Fürsten noch um Nationen bekümmert. Klötze mit Scheermessern schnitzeln wollen (ein beliebtes Bild des Freundes!), macht nur das Messer stumpf, der Klotz bleibt, was er war. Wo alle unmittelbare Theilnahme am Schicksal der Menschen ein Verbrechen ist, dort giebt es keinen Gemeingeist, dort bleibt keine Pflicht, als für sich selbst und für die Seinigen zu sorgen.« —

Entsetzliche Wahrheit, die Forster hier ausspricht! Wo der Gemeingeist aufhört, da bleibt nur die Selbstsucht. Und erkennen wir diesen Segen der siegenden Reaction nicht im Großen und Ganzen an dem traurigen Particularismus der Stämme, an dem feigen Egoismus der Einzelnen in Deutschland, der nach der allgemeinen und edeln Erhebung wieder eingetreten ist? Da erblicken wir das von der Reaction gebenedeiete Glück ihrer hohen Weisheit, daß Jeder nur für sich sorge, Keiner sich um das öffentliche Wohl bekümmere und höchstens — ein Treubund zusammenriesele. Aber was will der nackte Egoismus in einer bevölkerten Welt? Bald wird er sich selbst seiner Blöße schämen, zum Beweis, daß er sich eben nicht im Paradiese fühlt. Er wird sich nach Feigenblättern umthun. Und wenn er nicht mehr erblickt, was ihn vereinzelt, wird gerade von daher ein neuer Trieb zu Vereinigung in ihm erwachen und ihn Verbindung zu knüpfen treiben, ein Treubund der Nationen.

Vielleicht stand Forster einer Parteinahme nie näher,

als da er von Fürsten und Völkern nichts mehr wissen wollte. Für welche Sache wird er sich entscheiden? Und was wird den Ausschlag geben?

Hohe Politik.

Derselbe Monat Mai, der unsern Freund neu belebte, hatte denn auch der trotzig herausfodernden Politik des alten Herrn auf dem mainzer Stuhle eine gute Gelegenheit geboten, die imponirenden Blicke aufzuspannen.

Seit dem 20. April war, auf Andrang des jakobinischen Ministeriums, von Frankreich der Krieg an Östreich erklärt. Mit Mainz und dem deutschen Reiche hatte das französische Kabinet den Weg der Unterhandlung noch offen gehalten. So angemessen für die Lage von Mainz eine kluge Neutralität gewesen wäre: so auffallend hatte sie der Kurfürst bisher verletzt; indem er mit dem Herzoge von Würtemberg und dem Prinzen Condé Verabredungen gegen Frankreich traf, in Mainz die französischen Nationalfarben beschimpfen ließ, und den Emigrirten Waffenübungen in Worms und Bingen, Anlegung von Magazinen u. d. gl. gestattete. Nun erschien zu freundlichen Unterhandlungen und um dem alten Fürsten sein und seines Landes wahres Interesse begreiflich zu machen, in der Person eines Herrn von Villars ein französischer Abgeordneter jakobinischer Farbe. Der Kur-

fürst ließ ihn 14 Tage auf eine Audienz warten, empfing ihn dann nicht ohne auffallende Vernachlässigung auf dem pomphaft umgebenen Thronhimmel, erwiderte kurz und kalt die Anrede des Franzosen, und entließ ihn ohne die gewöhnliche Einladung zur Tafel. Während bei seiner feierlichen Auffahrt ein zahlreiches Volk sich mit Theilnahme um das Schloß drängte, und die Franzosenfreunde Zeichen des Beifalls gaben, hatten die wüthenden Emigrirten einen Scheerenschleifer unter den Fenstern des Gesandten am Hause eines Kaufmanns aufgestellt, und drängten sich, ihre Säbel zu schleifen, prahlerisch herbei. Sie verhöhnten und beleidigten ihn, wo er sich zeigte, und der Hof war unklug genug, einen in der Eigenschaft eines Gesandten aufgenommenen Mann unbeschützt und unberücksichtigt zu lassen. Man rechnete auf die zugesagte preußische Armee, um dann den Emigrirten auch noch die vorbereitete bewaffnete Erhebung zu gestatten.

Unter solchen Bewegungen kam die Wahl und Krönung Franz des Zweiten herbei. Als ob im Vorgefühle, daß es der letzten Kaiserkrönung gelte, hatte sich am 14. Juli ein unermeßliches Volk zu dieser Feierlichkeit in Frankfurt zusammengedrängt. Auch Forster war mit Huber und seinem jungen Engländer hinübergefahren.

Die Jugend des Kaisers, als er auf dem Zug nach der Kirche unter der Last des Hermelinmantels und der Krone die großen blauen Augen auf der Menge der Zuschauer umherirren ließ, hatte selbst für Forstern etwas bis zu Thränen Rührendes, — Empfindungen, die, wie der Freund meinte, ein so schönes Verhältniß zwischen

Regenten und Regierten als möglich zu erkennen gäben, zugleich aber auch des Mißbrauchs wegen so gefährlich wären. Bange machen galt auch damals schon von Seite Derer, die einen jungen Herrscher gern beherrschen mögen, und so wurden an den Tagen der Krönung verschiedene Franzosen festgenommen unter dem Vorwand, es sei ein Complott gegen das Leben des Kaisers.

Der Kurfürst hatte die versammelten Fürstlichkeiten nach Mainz eingeladen, und die zahlreichen Gäste trafen am 18. Juli ein, nachdem der jakobinische Gesandte auf Albini's Erklärung, daß man ihm länger keinen Schutz gewähren könne, etwas hasenherzig die Stadt verlassen hatte, ohne nun seinem Hofe berichten zu können, ob Mainz und das Reich neutral oder kriegsrüstig gegen Frankreich gesinnt sei.

Da war nun vom 19. bis 22. Juli, auf der Sommerhöhe des Jahres, Mainz »der Sammelplatz von allem, was in Deutschland wichtig war oder sich wichtig dünkte, von gekrönten Häuptern, Fürsten, Ministern, Gesandten und zahlreichem Adel. Man zählte gegen zehntausend Fremde. Alle Gasthöfe waren mit Prinzen besetzt, die in den kurfürstlichen Palästen nicht Platz mehr gefunden hatten, und alle Privathäuser beherbergten Gäste oder Fremde aus irgend einem entfernten Winkel von Deutschland. Vom frühen Morgen an wimmelten die Straßen von wohlgekleideten Personen, und gegen Mittag ward das Gewühl der Kutschen rauschend genug, um einer Hauptstadt den Rang streitig zu machen. Bei Hofe folgten Feste, Schmäuse, Konzerte, Bälle, Erleuchtungen,

Feuerwerke, verherrlicht durch den unnachahmlichen Zauber der Gegend und die majestätische Pracht des Rheins mehrere Tage hindurch in ununterbrochner Reihe aufeinander. Vor allem trugen die Erleuchtungen den Beifall der Kenner davon. Die Gärten der Favorite, die Schiffbrücke, die Jachten auf dem Flusse, die Kirchthürme von Kostheim, Kastell und Hochheim zauberten im Dunkel der Nacht einen künstlichen Tag hervor. Im unermeßlichen Spiegel des Rheins verdoppelten sich die brennenden Thürme, und die vom Ufer in die Lüfte steigenden Feuergarben. Die anbefohlne Erleuchtung war ungeachtet der kurzen Vorbereitungsfrist außerordentlich wohl gelungen. Überall brannten im bunten Lampenscheine schwergereimte Glückwünsche an das neue Reichsoberhaupt und dessen Gemahlin und geistreiche Anspielungen auf das gute Vernehmen der beiden Adler; hier und da ermannte sich sogar ein loyaler Hofbedienter, den vereinigten Waffen Sieg zu prophezeihen! (Forster's sämmtl. Schften. 6r Bd. S. 358 u. f.)

Unter diesem Glanze, der vor allem die Blicke des revolutionären Frankreichs auf sich ziehen mußte, versammelten sich täglich in einer kleinen Schenke des nahen Dorfes Weißenau am Rheinufer die kaiserlichen, die preußischen und einige andere Minister und bereiteten die Gegenstände der Berathung für ihre Herren. »In diesem Fürsten-Congreß ward das Schicksal Europens gewogen und über Frankreichs Provinzen das Loos geworfen. Hier ward die Ausführung jener Plane zum letztenmal verabredet, die man in Pavia und in Pillnitz genehmigt hatte.

Unzählige Gerüchte über die Schicksale Frankreichs und die Rheinländer irrlichterten, wie es sich denken läßt, um dies weißenauer Geheimniß. Forster warf einen Blick auf Frankreich, wo alles auf's Äußerste gespannt war, und die letzten Gräuel in Paris den Grad der Erbitterung bewiesen. Jetzt nur Tollheiten von Seite der deutschen Ligue, so geht das Gemetzel an! rief er aus. Und auf Deutschland blickend fürchtete er, daß Abstellung der Mißbräuche, die so leicht gewesen, wenn man sie unter der Hand vorgenommen hätte, endlich auch hier, wie in Frankreich, das Werk einer Gährung sein werde, die um so länger dauern müsse, als es überall an einem großen Manne fehle, der sich zum Haupt einer Partei aufwerfen, und als solches behaupten könnte, aber auch eben so wenig wahre Größe unter den wirklich Machthabenden anzutreffen wäre.

Man sollte glauben, der Freund spräche von unserm gestern, und spräche von heut, wenn er gegen Heyne hinzufügt: »Der Gang der Begebenheiten — der Reaction — zeugt überall von Übereilung, Übertreibung, Frühreife.«

Niemand fühlte sich an diesen glanzvollen Tagen von Mainz glücklicher, als der Wirth eines so außerordentlichen Congresses, der Kurfürst, der jetzt hohe Politik trieb. Professor Hofmann scherzte in seiner oft etwas derben Weise darüber, wie vergnügt der alte Köter mit dem Schweif wedle, weil er jetzt mit den großen Hunden umherlaufen, und ihre politischen Äußerungen beschnüffeln dürfe. Nur schade, daß er selbst das Bein nicht so hoch wie sie aufheben könne! Die rastlose Be-

mühung desselben, Gegenrevolution in Frankreich zu bewirken, sollte nun gekrönt werden. Wirklich erschien, als die Prachtblüthe der Feste abzuwelken begann, die große Frucht der weißenauer Berathungen. Aus den Pressen der Hofbuchdruckerei ging das berühmte Manifest des Herzogs von Braunschweig als obersten Befehlshabers aller gegen Frankreich vereinigten Armeen hervor. »Es fodert die französische Nation feierlichst auf, den deutschen Heeren überall offnen Zugang zu lassen, und sich ihren Waffen nicht zu widersetzen. Gegen den Geist der Freiheit, der die neue Verfassung geschaffen hat, flammt es Rache und Vernichtung, und erklärt auf das kaiserliche und königliche Wort der beiden verbündeten Monarchen, daß die geringste, dem Könige von Frankreich und den Seinigen zugefügte Beleidigung die gänzliche Zerstörung der Stadt Paris und die Hinrichtung der Aufrührer nach sich ziehen soll.«

Paris einzuäschern und der Erde gleich zu machen, war fortan ein Lieblings-Ausdruck der Bekenner jener hohen Politik, und viele unter denselben rochen bereits den Brand. Forster dagegen meinte:

»Wahrhaftig, wenn man es darauf angelegt hätte, die Franzosen zur Gegenwehr anzuhetzen, so hätte man es nicht klüger anfangen können. Und das sind die Menschen, deren Maßregeln man billigen soll? Wohl dem, der einen Winkel gefunden hat, wo er ruhig dem wahnsinnigen Treiben zusehen kann!« —

Dennoch blieb er nicht in diesem Winkel, als am 22. Juli die hohen Häupter Mainz verließen. Der König von Preußen begab sich mit seinem Gefolge in den

prächtig geschmückten kurfürstlichen Jachten nach Koblenz zu der dort marschfertigen Armee. Eine Menge großer und kleiner Fahrzeuge, mit unzähligen Neugierigen besetzt, die zum erstenmal in ihrem Leben ein Lager anzustaunen wünschten, zogen nach. Der Strom war zu mächtig, um Forstern nicht mit fortzureißen. Er begleitete die befreundete Familie des Kriegsrathes Reichard aus Gotha bis Koblenz. Selbst Heyne scherzte, er müsse ein Aristokrat geworden sein, und pries ihn als welterfahrnen Mann, der nun auch eine Kaiserkrönung gesehen habe; setzte aber hinzu: Ich beneide Ihnen doch mehr, daß Sie die Häupter von Otaheiti gesehen haben.

Frederic North, der dritte Sohn des Grafen Guilford, machte die Fahrt mit, nachdem er sich etliche Tage bei Forster aufgehalten hatte. Ein drolliger Mensch, voll der seltensten Kenntnisse von Sachen, Menschen und Sprachen, der dem Freunde Lust zu machen suchte, ihn auf seiner im Jahre 1794 vorzunehmenden Reise nach Griechenland zu begleiten.

Wie verlockend für den immer reisebereiten Weltumsegler, der nicht ahnete, welche Wendung es mit seiner nächsten Zukunft in Folge der hohen Politik jener glanzvollen Festtage nehmen werde! Ein schmerzliches Vorzeichen begegnete ihm bei seiner Rückkehr von Koblenz. Kaum war er angelangt, als das schwächliche Söhnchen starb, das ihm in der Lätare-Woche geboren war.

Fünftes Buch.

Scheidewege.

So war denn der Glanz der mainzer Feste für Forster und Therese mit einer häuslichen Trauer erloschen. Für beide ein schweres Ereigniß! Therese kränkelte schon länger an einem dauernden Brustleiden, das ihren zu lebhaften Geist mit Ahnungen eines frühen Todes dämpfte, aber auch zu den Kämpfen ermuthigte, die ihr bevorstanden. Forster ergab sich darein, zu dulden und zu schweigen, weil sonst des Fragens doch kein Ende sei, warum gerade hier diese Verkettung, hier der Schlag. Und in der That, je mehr er unmuthig von der Sache der Könige und der Völker abgewendet, sich auf seinen engsten Lebenskreis zurückzog, desto heftiger löſten sich die Bande, die sein Herz mit Liebe oder mit Pflichten fesselten; als ob sein Verhängniß ihn zu irgend einem Unternehmen ledig — oder irgend einem Unglücke Preis geben wollte.

Befürchtungen dieser Art regten sich wirklich sogar bei entfernten Freunden. Ein Brief von Jacobi lief in

diesen Tagen ein, und sprach die Besorgniß aus, Forster möchte im Falle sein, Mainz zu verlassen. Forster's bekannte Gesinnung und gewohnte Freimüthigkeit mag so ängstliche und weltkluge Leute, wie Heyne und Jacobi, bedenklich um des Freundes Stellung gemacht haben. Wir wissen, daß Forster weder die Politik seines Fürsten, noch die Manifestationen des mainzer Congresses angemessen und weise fand. Am mainzer Hof und in der Atmosphäre der Emigrirten herrschte aber jetzt eine zugleich so übermüthige und reizbare Selbstzufriedenheit, daß Jeder, der die gegen Frankreich erhobenen Schritte nur für bedenklich oder gefahrbringend erklärt hätte, als Jacobiner oder Propagandist angesehen worden wäre. Die während der Anwesenheit der Fürsten zurückgewichnen und unbeachteten Emigrirten waren um desto vorlauter hervorgetreten, gaben den Ton an, und rüsteten sich mit kurfürstlichen Waffen zu dem »Spaziergang nach Paris«, wo alle dort zurückgebliebenen, selbst dem König treuen Männer gehenkt, und alle Jacobiner geköpft werden sollten.

Forster verstand die Andeutung Jacobi's genug, um die Innigkeit der Theilnahme an seinem Schicksale darin zu erkennen. Er suchte den Freund zu beruhigen. Seine Antwort verräth aber zugleich auch das von Trauer gebeugte Herz. — »Ich nehme ja keinen Antheil an allem, was vorgeht, schrieb er; ich sehe mit gleichgültigem Auge, was hier geschieht, ohne nur meine Meinung darüber zu äußern, und wenn ich fehle, so ist es durch negatives Verhalten, weil ich nicht heucheln und da meine Anhänglichkeit bezeigen kann, wo ich meine Achtung ver-

weigern muß. Freilich giebt es Menschen, die von dem Spruche: »»wer nicht für uns ist, der ist wider uns«« eine böse Anwendung machen, und gern Jeden, der noch so gemäßigte Grundsätze im Busen trägt, für den Anhänger der verhaßten Gegenpartei ausschreien, gegen welchen jede Verleumdung, jede Verletzung der Treue und des Glaubens gilt. Allein gegen Widersacher dieser Art kann ich mich nicht schützen, und muß also geduldig abwarten, was über mich ergehen mag.«

Aus so tief bewegtem Herzen scheint denn auch ein erster Seufzer des Freundes über sein eheliches Unglück in denselben Brief übergegangen zu sein. Zur Entschuldigung so mancher Ausdrücke seines Mißmuths und seiner Traurigkeit, wodurch er dem Freunde Jacobi Besorgnisse erwecke, möchte Forster gern einmal alle Fäden seines Herzens berühren, die es in Bewegung setzen, und bekennt, daß er Augenblicke habe, »wo eine andre Gattung von Unglück« ihn das Drückende seiner äußern Lage tiefer empfinden lasse. Dieser Kummer unterscheidet sich also von seiner »äußern Lage«, das heißt von den uns und Jacobi bekannten Geldverlegenheiten und häuslichen Sorgen. Auch kann mit dieser leisen Andeutung die Trauer des väterlichen Herzens nicht gemeint sein. Denn warum sollte er den Verlust seines Knaben nicht ausgesprochen haben? »Es ist unbeschreiblich, setzt er hinzu, was der Mensch erfahren kann, und wenn alles Böse, was uns widerfährt, wie ich nicht zweifle, zu unserer Besserung geschieht; so muß ich wirklich schließen, daß an mir ganz ungeheuer viel zu bessern gewesen ist. — — Das Beste von allem ist ein kleiner Rest von

Muth, der mir noch übrig bleibt, und immer noch wiedergekommen ist, so oft ich nur zu erträglichen physischen Kräften gelangen konnte.«

Diesen Muth zu beleben, ließ sich für Forster's »äußere Lage« manches günstig an. Als ob die Stille, die hinter dem verrauschten Congreß in Mainz eingetreten war, durch keinerlei Besorgniß gestört werden sollte, ließ der Kurfürst unmittelbar auf die Abreise seiner hohen Gäste alle Festungsarbeiten wieder einstellen. Der Kostenpunkt mag den alten Verschwender hauptsächlich dazu bestimmt haben; denn darin trieb er es im Staate, wie's Forster im Hause machte, daß er in Nebendingen zu viel aufwendete, um dem Nothwendigen genügen zu können. Indeß erschien ja doch auch jede Vorsicht und Vertheidigungsmaßregel überflüssig hinter so kühnen Manifesten, so tapfern Erwartungen und so kriegerischen Preußen, die alle Revolution, wo sie solche nur anträfen — »werfen« würden. Nun zeigte sich der alte Herr auch wieder für die Angelegenheit der Bibliothek eifrig.

Schon seit dem Winter war man damit umgegangen, das Jesuiten-Colleg zur Aufnahme der verwaisten Bücher einzurichten. Die Jesuiten-Kirche, die sich besser geeignet hätte, wagte man nicht zu nehmen. Die geheimen Jesuiten, die viel Anhang unter den hohen Beamten hatten, wußten im Volke eine lebhafte und eifersüchtige Anhänglichkeit gerade an diese Kirche zu unterhalten. Zum Überflusse ward auch in einem anonymen Drohbriefe gefragt, ob dies der Dank — des Protestanten (Forster's?) für das gute mainzer Brot sei,

daß man dem Volke auch noch diese Lieblingskirche nehmen wolle.

Bald aber überzeugte sich Forster durch den Gang der Verhandlungen, daß es der Universität, den Jesuiten und allen, die in solchen Sachen etwas mitsprechen dürften, kein Ernst mit einem Bibliotheksgebäude sei, und noch weniger mit einer zweckmäßigen Vermehrung der Bibliothek. Dagegen wollte man auch nichts von den doppelt vorhandnen Büchern veräußern lassen. Die noch vorhandnen ehemaligen Jesuiten waren auf jedes nur einigermaßen gute Buch ihrer Anschaffung so eifersüchtig, als ob man ihnen ein Stück aus dem Leibe schneiden wollte, wenn von dessen Veräußerung gesprochen wurde.

Jetzt aber verfiel der Kurfürst und der Coadjutor sogar auf die Jesuitenkirche selbst. Auch war dieselbe eine durchaus geeignete Räumlichkeit, die nach Forster's wiederholter Ausmessung den ganzen Bücherschatz bequem aufzunehmen versprach. Indeß meinte Forster selbst, wenn just in den jetzigen Zeiten aus dem Bibliothekbau Ernst würde: so gehöre dies unter die sonderbarsten Erscheinungen.

Doch wenn dieser Gegenstand nur Forster's Thätigkeit belebte, ohne seine Lage zu verbessern: so ergab sich von einer andern Seite auch noch Aussicht auf Gehaltszulage. Der Professor der Naturgeschichte wurde nach wiederholten Blutstürzen aufgegeben, und der Prorector, in jenem Jahre der Professor des deutschen und mainzer Rechts, Hof- und Regierungsrath Bodmann, drang in unsern Freund, diese Lehrstelle zur Bibliothek

mit zu übernehmen; wodurch ihm freilich ein Fixum von 600, mindestens 400 Gulden zuwachsen mußte. — Fixum war ein köstliches Wort für Forster, etwas, was er nicht abweisen zu dürfen glaubte, zumal ein paar Stunden die Woche in einem ihm nicht fremden Gebiet ihn nicht überladen konnten. Auch Heyne ermunterte ihn zu einem solchen Nebenamte, das einen lebendigen Verkehr, eine gesunde, frohe Thätigkeit neben dem gelehrten Grab einer Bibliothek fortzuführen gemacht sei. Forster that demnach die nöthigen Schritte, und obgleich er der Sache in seinen Briefen nicht mehr erwähnt, wissen wir doch, daß er die Stelle mit einer Zulage von 400 Gulden wirklich erhielt.

Inzwischen ging er auch wieder an seine literarischen Arbeiten, die bei soviel abwechselnden Auftritten in Frankfurt und Mainz, bei so mancherlei Besuchen von reisenden Officieren, Feldärzten, Feldpredigern u. d. gl. und unter der Benutzung des Sommerwetters zu Erholungsgängen ziemlich still gelegen hatten. Da schlang sich gerade um eine seiner flüchtigsten Federn ein sehr aristokratischer Faden, als ob des Freundes Verhängniß, indem es so manches Herzensband löste, ihn durch neue Verknüpfungen fesseln und führen wollte, um ihn vor solchem revolutionären Andrang der Zeit nicht ganz los und ledig zu lassen. — Der Buchhändler Voß in Berlin hatte ihn für eine Darstellung der Begebenheiten des Jahres 1790 gewonnen, die für 1793 in Kalenderform, mit Bild und Biographie des Grafen Herzberg, erscheinen sollte. Während Forster an diesem historischen Versuch arbeitete, kam ihm dieser berühmte Staatsmann

durch eine besondere Aufmerksamkeit entgegen. Der Minister des Hubertsburger Friedens und des Fürstenbundes, der Vertraute des alten Fritz, hatte sich unter dem jetzigen Könige halb und halb von den Geschäften zurückgezogen (vielleicht, weil er mit der berühmten General-Declaration an Östreich nicht nach — Olmütz gehen wollte!) und beschäftigte sich mit einer Sammlung von Staatsschriften seiner Zeit. Von diesen ließ er durch den Verleger Voß Forstern ein Exemplar zustellen, wobei er sich über jenen historischen Kalender gegen den Buchhändler geäußert hatte. Herzberg sah sich nämlich bei diesem literarischen Unternehmen persönlich gar sehr betheiligt. Im Jahre 1790 war sein Ministerium am thätigsten gewesen, und bei der von Voß beabsichtigten Vergleichung zwischen ihm und Pitt hielt er sich für zu interessirt, um nicht zu wünschen, daß solche, auch in einem kleinen Gemälde, mit treuer Wahrheit geschehe.

Forster nahm in seinem Dankschreiben an Herzberg Gelegenheit sich über sein Vorhaben bescheiden und entschuldigend zu äußern. Er legte es dem Publikum zur Last, daß ein abhängiger Schriftsteller auch mit einer ernsten Arbeit, für die er eine angemeßne Form wählen sollte, sich den Launen der Leser und der Toilette flüchtiger, leichtsinniger Zeitgenossinnen untergeben müsse. Er erwähnte seiner äußerst eingeschränkten Lage, die ihn in die Nothwendigkeit versetze, allerlei literarische Arbeiten nicht aus eigner Wahl, sondern nach dem Verlangen der Verleger zu unternehmen; wobei er bedauerte, daß eine so unbedeutende Arbeit, welche höchstens das Verdienst haben könnte, den großen Haufen urtheilsunfähi-

ger Leser auf eine richtige Ansicht der Dinge zu führen, für den Staatsmann, den erfahrnen Lenker der politischen Angelegenheiten einer großen Monarchie, den gelehrten Geschichtskenner und den ersten Mitwirker in den politischen Ereignissen unserer Erde, nicht das mindeste Interesse haben, oder ihm auch nur eine Idee darbieten könne, welche sein Scharfblick nicht schon längst aus der genauern Kenntniß und Übersicht aller geheimen Triebfedern der Kabinette richtiger und treffender geschöpft hätte.

Herzberg nahm dies Schreiben sehr freundlich auf. Er fand den Plan des historischen Kalenders schön und interessant, aber auch schwer, weil die meisten solcher Begebenheiten noch mit dem fast undurchdringlichen politischen Schleier des Geheimnisses, welches ja die Stärke des neuen Staatssystems sein solle, verhüllt seien. Forster würde vieles aufklären können, meinte er, wenn er ihm nur den dritten Theil seiner öffentlichen Schriften, der schon gedruckt sei, mittheilen dürfte, was ihm aber der König auf das Schärfste verboten habe. Herzberg erbot sich sogar, wenn ihm das Manuscript des Werkes, das ja in Berlin gedruckt werde, auf einen oder zwei Tage vorgelegt würde, dafür zu sorgen, daß es interessant und völlig wahr und unparteiisch werden, und nichts hinein kommen solle, was allen Theilen anstößig und dem Absatze nachtheilig sein könnte. Zugleich hatte er eine vermehrte Biographie von sich dem Verleger für Forstern übergeben.

Wir haben diesen berliner Faden soweit in unsere Erzählung hereingezogen, weil uns die unerwartete Anknüpfung desselben von Bedeutung erscheint. So kurz

vor der verhängnißvollen Stelle, wo Forster's Lebenspfad zur Revolution umbog, streckte sich ihm eine mächtige Hand entgegen, die unter Umständen so leicht hätte dazu kommen können, ihn zur Diplomatie hinüber zu ziehen. Freilich hatte Graf Herzberg den rechten Fuß bereits aus dem Ministerium des Auswärtigen auf die Curatel über die Akademie zurückgezogen; doch mit dem linken stand er jetzt noch in des Königs Achtung und Gunst. Aber die historische Arbeit Forster's, durch die eine so klare und würdevolle, in den drei Sprachen gewandte Feder sich zur Historiographie für die laufende Geschichte, zur Schriftführung über die brennenden Fragen der Kabinette, zum Sekretär für Manifeste hätte empfehlen können, verspätete sich leider! bis zum Falle von Mainz, mit welchem auch der Freund selbst in's Schwanken kam. Ob freilich ein Mann, der vor Revolutionen — »ohne Hosen« nicht erschrak, vor eingebildeten oder vorgespiegelten Revolutionen »in Schlafrock und Pantoffeln« schwach und erbärmlich genug geworden wäre, um auf seinem Posten zu bleiben, ist eine nicht zu beantwortende Frage. Im Übrigen zweifeln wir nicht, daß Forster einem solchen Berufe unter günstigen Bedingungen gefolgt wäre. Wir haben wiederholt in seinem Leben eine, oft freilich allzurasche Bereitwilligkeit zu den verschiedensten Bestimmungen und eine mit freien, umfassenden Weltansichten verbundne große Fügsamkeit seiner Arbeitskräfte wahrzunehmen gehabt. Dabei herrschte, wie es scheint, über seinem Leben ein ungünstiger Planet, so daß er sich mit seinem Kopf in alle Richtungen desselben — mit seinem Herzen aber in keiner von allen

die volle Zufriedenheit finden konnte. Und zu diesem Zwiespalte kam nun noch ein wunderbares Spiel des Verhängnisses mit jenen entzweiten Kräften; indem dasselbe, wie eben jetzt wieder, dem Freunde immer nur halbe Gelegenheiten, sich zu helfen und zu retten, immer nur neckische Winke von entgegengesetzten Seiten gab, die ihn nur verwirren, nicht aber mit sich fortreißen konnten, wessen er doch öfter so sehr bedurft hätte.

Wir werden bald finden, daß die mächtige Hand, die dem Freunde jetzt nicht helfen konnte, doch zur rechten Zeit noch eine Geldunterstützung darreichte.

Entscheidende Flucht.

Die so von einem Staatsmanne begünstigte Arbeit zog auch den diplomatischen Hausfreund Huber mit heran. Forster und er lasen vertheilt, und besprachen gemeinsam alles, was die Ereignisse des Jahres 1790 anging. Sie lebten mit ihren Gedanken zwei Jahre hinter diesen Augusttagen. Bald aber machte sich die Gegenwart mit Trommeln und Pfeifen vernehmbar genug. Der Kurfürst hatte seinen hohen Verbündeten ein Regiment von 2000 Mann zu dem gegen Frankreich bestimmten östreichischen Heere zugesagt. Dies wurde nun gerüstet, die Rekrutenschaft eingeübt und ein Lager vor dem Gauthore abgesteckt.

Diese Spannung in der Nähe erleichterte doch keineswegs die ängstliche und in der Theilnahme der Mainzer zwiespältige Erwartung von dem Einbruche der Preußen in das französische Gebiet. Das Vorrücken derselben war langsam, auf grundlosen Wegen. Ob die französischen Festungen sich ohne weiteres ergeben, die französischen Regimenter mit ihren dreifarbigen Fahnen zu den Verbündeten übergehen würden, war die hinüber und herüber schwankende Frage. Der Anhang der Emigrirten betheuerten es, die heimlichen Freunde der Revolution lachten dazu. Und Forster weissagte gleich hinter dem Abzuge der hohen Häupter, daß man sobald nicht nach Paris kommen, und Frankreich in keinem Fall ganz bezwingen werde.

Unter diesem Waffenlärm, unter dieser Schwüle der Meinungen und Erwartungen überraschte den Forster'schen Kreis ein Besuch, der wie eine erlösende Erscheinung an die heitersten Tage des Vaterlandes erinnerte. Goethe, seinem Herzoge folgend, der mit dem preußischen Heere nach der Champagne zog, verweilte zwei Tage in Mainz. Von der Mittagtafel beim preußischen Residenten von Stein, »der sich in Haß gegen alles Revolutionäre gewaltsam auszeichnete«, kam der kriegerische Dichter zum Abende in den Kreis von Sömmering, Forster, Huber und andern Bekannten und Studiengenossen, — Männern die im Gegensatze republikanische Gesinnungen nicht ganz verläugneten, aber weniger leidenschaftlich sich auf dem Boden der Wissenschaft und heitrer Lebensbezüge hielten. Die Politik entfernt, von der besten Stimmung mit ergriffen, fand Goethe nach schnell abgelegter steifen

Haltung den geselligen Ton milder, leichter Anspruchlosigkeit. Am ersten Abende bei Wein erinnerte der poetische Gast durch gute Einfälle mit Raisonnement, durch lebhafte, launigkräftige Mittheilung die in Frankfurt heimischen Freunde an die Art seiner Mutter. Von ihr wurde ihm denn auch manches glückliche, treffende Wort wiederholt. Am zweiten Abende machte das vorgezogne Bier die Unterhaltung etwas schwerfälliger. Goethe that noch das Beste durch Erzählungen aus Italien, in denen er sich launig und gemüthlich gehen ließ.

Hinter ihm her, der des andern Tags über Bingen nach Trier reis'te, hatten die Freunde an diesem wunderlichen Feldzug eines Dichters viel zu räthseln. Da wurde Forster freilich wieder lebhaft an den »Groß-Cophta« erinnert, den ihm Goethe selbst, nach pomphafter Ankündigung, vergangnen Frühjahrs zugeschickt hatte. Er nannte das Stück — ein Ding ohne Salz, ohne einen Gedanken, den man behalten könne, ohne eine schön entwickelte Empfindung; ohne einen Charakter, für den man sich interessire. »Dieser platte, hochadlige Alltags-Dialog, rief er aus, — diese gemeinen Spitzbuben, diese bloß höfische Rettung der Königin! Ich that einen Sprung, als ich das Pettschaft aufriß, und — o what a falling-off was there!«

Da blieb denn auch Huber mit seinen Bemerkungen über Goethe selbst nicht zurück. Er fand des Dichters Physiognomie etwas in's Sinnliche erschlafft, und zweifelte an dessen Begeisterung für ein höheres Ziel, als das Studium einer weisen Sinnlichkeit, das er in Italien genommen habe, und nun mit mannichfacher, gegen

seinen ehemaligen Schwung oberflächlicher Beschäftigung mit wissenschaftlichen und realen Gegenständen verbinde.

In der That schien der zu Feld ziehende Dichter die Losung zu den kriegerischen Unternehmungen für Mainz hinterlassen zu haben. Auf seinen Geburtstag, den 28. August, bezog die erste Abtheilung des ausrückenden Regiments das Lager vor dem Gauthore. Die gedankenlose Menge strömte hinaus, um, wie Forster meinte, auf das gute Glück des Feldzuges ihrer vaterländischen Waffen gegen die Volksfreiheit die Bierfässer leeren zu helfen, aus denen der Kurfürst seine Krieger begeistern ließ. Und doch hatte man bereits nöthig gefunden, durch gedruckte Anschläge in den Wirthshäusern alle Unterhaltung über die öffentlichen Angelegenheiten bei Strafe zu verbieten. Desto prickelnder waren die Bemerkungen geworden, die man an öffentlichen Orten und besonders auf der Lesegesellschaft über die Maßregeln der Regierung nicht zurückhielt. Am heftigsten tadelte man es, daß der Kurfürst, nachdem er das revolutionäre Frankreich auf beleidigende Weise herausgefordert, nun die Stadt und Festung doch von Truppen entblöße, und jedem feindlichen Angriff bloß stelle.

Die unzufriedne Stimmung erhielt immer frische Nahrung durch die schlimmsten Zeitungen aus dem preußischen Lager. Die Desertion war dort schon ungeheuer und schien zuzunehmen. Krankheiten griffen um sich. Die französischen Prinzen und Emigrirten wurden bald genug von den Preußen ohne Schonung und Rücksicht, ja mit Verachtung behandelt, und was von deren An=

hang noch in Mainz war knirschte vor Wuth mit den Zähnen.

Mit Anfang September zog die erste, und nachdem auch die zweite Abtheilung einige Tage gelagert hatte, das ganze Regiment mit sechs Kanonen gegen Speier zu dem unter Befehl des Generals Grafen von Erbach stehenden östreichschen Heere. Nur ein paar hundert alte Soldaten blieben in Mainz, zu denen man noch ein 5 bis 600 Mann Reichstruppen, Fuldaer und Nassauer, in die Festung zog. Als gegen Mitte Monats das Erbach'sche Corps sich mit den Preußen in Lothringen vereinigte, blieben nebst einigen hundert Östreichern die Mainzer unter dem Obersten von Winkelmann zum Schutze der Speirer Magazine zurück. Dieser Oberst, ein cholerischer Verfechter des reinsten Despotismus, der bei den Worten Freiheit, Menschenrechte u. d. gl. in Wuth gerathen konnte, versprach sich einen glänzenden Triumph über die verächtlichen Nationalgarden, die unter General Cüstine heranrückten. Statt dessen wurde er am 29. September von Cüstine's 8000 Mann völlig geworfen; seine Officiere wurden auf Ehrenwort entlassen, die Gefangnen nach Straßburg gebracht.

Ein unbeschreiblicher Schreck kam mit der Nachricht von diesem Unglück unter den mainzer Adel, die Geistlichkeit und die vornehmen Emigrirten. Der Gouverneur, General von Gymnich, verzweifelte am Vertheidigungsstande der Festung, und als der Regierungs-Präsident von Frankenstein den officiellen Bericht über den unverhofften Schlag in's Zeughaus brachte, wurde mit Zuziehung des Ingenieur-Majors Eickemeyer schnell ein

Vertheidigungsplan entworfen. — Die Bürgerschützen-Compagnie und Husaren wurden zur Beobachtung des Feindes außerhalb der Festung verwendet; die Linientruppen in die wichtigsten Außenwerke vertheilt, die innern Festungswerke aber von den Bürger-Compagnien besetzt. Alle Bau-Professionisten und Pferde auch des Adels wurden zu Festungsarbeiten und Aufführung des schweren Geschützes aufgeboten. Junge Handwerksleute sollten zur Bedienung der Kanonen unterrichtet, die Studentenschaft bewaffnet und zum Dienst aufgefordert, und jene Landleute, welche vormals im Miltair gestanden, einberufen werden. Nach Darmstadt und Hanau wurden Abgeordnete geschickt, um Verstärkung der Besatzung zu erwirken.

Der abwesende Kurfürst traf am Morgen des 2. October in Mainz ein, genehmigte die getroffnen Maßregeln, ernannte den Domdechanten von Fechenbach und den Kanzler Albini zu Statthaltern, und verließ im Dunkel des Abends halbzehn Uhr die Stadt, seine Wappen von den Reise- und Gepäckwagen abgekratzt.

Der Mann der hohen Politik bedachte nicht, wie leicht sein abgeschälter Stammbaum sich in einen Freiheitsbaum verwandeln, und hinter dem fliehenden Kurhute die Jakobinermütze eindringen könnte.

Und wie ungestüm stürzte nun hinter dem ausgebrochnen Schlußsteine des mainzer Staates alles nach, was am Gewölbe aristokratisch gefügt und beamtenherrlich behauen war! — Auf die Nacht der Entweichung des Kurfürsteu folgte vier Tage lang eine allgemeine Flucht und ein verzweifeltes Flüchten. —

»In keines edeln Mainzers Seele kam der Gedanke: Widerstand. Jeder dachte zuerst auf Rettung seines Eigenthums, als hätte er vom Staate und von seinen Pflichten gegen denselben im Zeitpunkte der gemeinschaftlichen Noth und Gefahr in seinem Leben nichts gehört.« —

Mit dieser schmerzlich bittern Empfindung wandelte Forster in diesen Tagen durch die Gassen der Stadt und am Ufer des Rheins, — bisher noch ohne einen revolutionären Gedanken im Herzen, und nun ein Zeuge der conservativen Gesinnung, der Anhänglichkeit an die Monarchie von Seite dieses Adels, der eben auf seine Weise mit der Revolution brach!

Schnell waren die Pferde aus dem Dienste der Festungswerke zurückgezogen, um die bewegliche Habe ihrer Herrn an das Rheinufer zu schleppen. Hier drängten sich unzählige Fahrzeuge von aller Größe, mit Waaren und Besitzthum tief beladen, Jachten und Nachen mit hunderten von Passagieren, alles nach Koblenz eilend. Man zahlte unglaubliche Summen für die Fracht der Personen und Güter, und die zuletzt Abgehenden schätzten sich glücklich, um zehnfach den Preis, den es die Ersten gekostet hatte, fortzukommen. Über 200,000 Gulden sollen zur Beschleunigung der Flucht ausgegeben worden sein. Und ein Darlehn kaum der Hälfte dieses Betrags hätte Mainz in einen haltbaren Festungszustand zu versetzen hingereicht. Und was nicht noch von den geflüchteten Sachen den Eigenthümern verloren ging! Denn viele vergaßen in der Verwirrung ihre Habe zu adressiren. — »Zu Lande ging die Auswanderung nicht

besonnener von Statten. Alle Pferde in der Stadt, alle alten und neuen Fuhrwerke fanden ihre Ladung, und die Brücke war mehrere Tage lang vom frühen Morgen bis zum Thorschlusse mit einer ununterbrochnen Reihe von Equipagen, Phaetons, Wiskis, Kutschen, Chaisen, Frachtwagen und Karren bedeckt. Viele französische Emigrirte, die neben den mainzer Emigranten weder Pferde noch Wagen bezahlen konnten, flüchteten zu Fuß in's Rheingau und in die benachbarten nassauischen und hessischen Gebiete.

Auch die Reichthümer und Kostbarkeiten der Kirchen, der Domschatz von mehreren Millionen Werth, wurden eingepackt und von einem Domkapitular nach Düsseldorf geflüchtet. Das Reichsarchiv, das sich am Sitze des Reichserzkanzlers befand, und die Landeskassen gingen unter Aufsicht der Archivare und Kassebeamten denselben Weg. Die kostbarsten Effecten des Hofes blieben eben so wenig zurück.

Daß diese Angst sich auch auf die wohlhabenden Bürger verbreitete, und ihnen unter den Fußsohlen heiß machte, läßt sich denken. Doch kaum hatte der Adel und die hohe Geistlichkeit ihre Kostbarkeiten gerettet, so erging ein strenges Verbot die Stadt zu verlassen und Besitzthümer fortzuschaffen. Der Staatskanzler Albini versammelte die Bürgerschaft und forderte sie auf, die Stadt und ihr Eigenthum auf das Äußerste zu vertheidigen. In seiner Rede nannte er die Bürger — Brüder, eine in Mainz so unerhörte Herablassung, daß ein derber Handwerksmeister seinem gerührten Erstaunen nur durch einen Faustschlag auf die Tafel und einen kolossalen

Fluch Luft machen konnte. Leider störte auch diesen rührenden Auftritt die große Dissonanz der letzten Tage! Ein allzudienstgefälliger Bürger rief im Augenblick in die Versammlung, daß Seiner Excellenz, des gnädigen Herrn Bruders Packwagen die Schiffbrücke so eben glücklich passirt wären.

Capitulation.

An einem Manne von Forster's Gesinnung konnten die Vorgänge dieser Tage nicht ohne nachwirkenden Eindruck vorübergehen, wenn sich ihm gleich anfangs auch noch keine Folgerungen aus dem Eindruck aufdrangen. Begreiflicherweise mußte ein so reißender Strom der Flucht auch die ruhigste Atmosphäre der öffentlichen Meinung in eine Strömung versetzen, und wer mit guter Überzeugung dem Zuge nicht folgen konnte, mochte sich leicht gedrungen fühlen, der Richtung selbst zu widerstreben, oder alsbald eine entgegengesetzte zu ergreifen. In der That erschien über Nacht die dreifarbige Kokarde am Hut von Männern, wie Professor Hofmann, und in der Schustergasse wurde dies Abzeichen französisch-republikanischer Gesinnung auch schon zum Verkaufe gehalten. Doch scheint dieser tricolore Regenbogen der Freiheit auf dem mainzer Sturmgewölke nur erst bruchstückweise und vorübergehend erschienen zu sein. Forster steckte diese

Farben noch nicht auf, und puderte auch noch seinen kurfürstlichen Zopf. Aber seine Äußerung bei dem strengen Verbote des Auswanderns für die Bürger, das entrüstete Wort: »Die letzte Zuckung des sterbenden Despotismus ist eine himmelschreiende Ungerechtigkeit mehr« — konnte seine Freunde, wie eine Losung zur republikanischen Wendung, besorgt machen.

Zu diesen würde wahrscheinlich Sömmering gehört haben. Er befand sich aber mit seiner jungen Frau eben auf einer Reise nach Wien. Doch auch Huber, der als sächsischer Geschäftsträger in Abwesenheit des Gesandten von Bünau mit andern Diplomaten sich nach Frankfurt zurückgezogen hatte, drang fortwährend in Forster, Mainz zu verlassen. Zwar bekannte er sich so wenig zu einer unbedingten Hofpolitik, daß die Aristokraten ihm demokratische Gesinnung zutrauten, während die Demokraten ihn für einen Aristokraten hielten. Doch mochte er in dem was bevorstand mancherlei Gefahren für einen Mann von Forster's Herzen besorgt haben; wobei denn freilich auch für ihn selbst durch Theresens Abwesenheit jedes abendliche Niederlegen ein unvollendeter Akkord war, dem die letzten, nun schon so gewohnten Töne fehlten.

Forster hatte ihm gleich anfangs erklärt, daß er schon der Confusion wegen Mainz nicht verlassen werde. Anfangs vielleicht in Sorglosigkeit um den Einfluß, den die französische Bewegung auf ihn haben könnte, fand er sich auch von Seite Theresens nicht beängstigt, da sie gewohnt war, jeden Tag mehr in dessen Wirkung auf andre, als auf sie selbst zu berechnen. Nun suchte Huber

von Frankfurt aus dem Freunde vor dem Eigensinne der wieder aufgenommenen Vertheidigungsanstalten bange zu machen, die zum Schutz unzureichend, den andringenden Feind nur erbittern könnten. Dies sei auch ohne die andern Rücksichten schon Antrieb genug, den Fuß von der Stelle zu setzen.

Forster in seiner vereinsamten Straße, wo alles bis auf ein einziges Nachbarhaus fortgelaufen war, verwarf alle freundschaftlichen Capitulations-Vorschläge, und beharrte bei seinem Entschluß auszuhalten, entrüstet über die Menschen, die, selbst auf der Flucht, andre zur Wehr aufforderten, ohne einen Begriff von Verantwortlichkeit für das, was kommen konnte. Auswandern hieß ihm die Feigheit beweisen, die er doch mit jedem Gutdenkenden an dem Adel und der Geistlichkeit verabscheute. Er rechnete sich für Mainz nichts Gutes aus den Umständen heraus. Der Rhein war weithin zu Berg und Thal ohne Preußen, ohne Kaiserliche, und Hessen-Darmstadt hatte, unter Flüchtung seiner Truppen nach Gießen, den von Mainz nachgesuchten Beistand mit einer feigen Neutralitätserklärung abgeschlagen. So lag die Stadt der Willkür des anrückenden Feindes rücksichtslos preisgegeben da. Was es da von dem Feinde selbst ertragen würde, mußte er mit Ergebung abwarten.

Forster konnte sich wegen des bedenklichen Scheins oder Argwohns, den sein Bleiben auf ihn werfen möchte, um so leichter beruhigen, als selbst Heyne, der ängstlich Umschauende, des Schwiegersohnes Entschluß billigte. Nur vor einem zu vertraulichen Verkehr mit französischen Officieren, wenn die Stadt genommen würde, warnte

er; damit Forster, vielleicht schon um seines Namens willen lebhaft nachgesucht, nicht etwa in den Verdacht des Einverständnisses mit dem Feinde fallen möchte.

Doch für ein unbedingt unthätiges Verhalten war Forster von vornherein nicht gestimmt. Wenn Noth an den Mann ginge, meinte er, und bei Vertheidigung der Stadt etwas für das allgemeine Beste zu gewinnen wäre, möchte es die Zeit sein, sich für seine Mitbürger wirklicher Gefahr auszusetzen. Dazu rechnete er aber nicht den übertriebenen Eifer, jetzt schon persönlich Wachtdienste zu thun, wozu sich auch der Prorector Bodmann einfand, der Doctor beider Rechte, der es auch der Statthalterschaft gern recht machen wollte. Forster gönnte lieber jenen Bürgern, die jetzt ohne Verdienst waren, die 40 Kreuzer, wofür ein Wachtdienst stellvertretend gern übernommen wurde.

So stand mithin der Freund Mitte Octobers noch auf dem Gedanken einer tapfern Vertheidigung der Stadt. Allein in der Weise, wie große Blutverluste Nervenfieber nach sich ziehen, mag man sich den angst- und erwartungsvollen Zustand vorstellen, worin nach der großen Flucht des bisher so stolzen, so hoch pulsirenden mainzer Vollblutes die zurückgebliebene Bevölkerung fieberte. Aller Muth schien der Stadt wie abgezapft; obgleich das Abgezapfte eben doch der Muth nicht gewesen war. Zum Gefühle der Verlassenheit kamen die bedenklichsten, ja bedauerlichsten Nachrichten aus der Champagne über den Widerstand der Franzosen und den Zustand der Preußen. Dies, und was die bei Speier auf Ehrenwort entlaßnen Officiere, ehe man ihnen Stillschweigen auferlegte, und

die Gemeinen, die man schnell auf die Veste Königstein entfernte, von der guten Mannszucht des Generals Cüstine und von der Tapferkeit und dem brüderlichen Benehmen seiner Truppen erzählten, — alles erregte die Gemüther, verwirrte das Urtheil der Parteien, lähmte die Vorsätze und Entschlüsse der Bürger, und steigerte das Wechselfieber von Angst und Hoffnung im Herzen der Bevölkerung. Da wollte der Zuspruch des umherreitenden Gouverneurs, Generalfeldzeugmeisters von und zu Gymnich Excellenz, bei den untern Officieren der Besatzung schon nicht mehr verfangen, und seine Versicherung, die Stadt bis auf's Hemd zu vertheidigen, machte der Bürgerschaft eine Gänsehaut. Der noch zurückgebliebene preußische Resident von Stein, gewaltsam im Haß gegen alles Revolutionäre, durchstreifte mit den Landjägern die Umgegend, trieb aber nur erdichtete Neuigkeiten über die Flucht der Franzosen und die Siege der Preußen auf, woran Niemand glauben wollte. Bald fingen die zur Vertheidigung der Stadt vertheilten Generale ihre Werke und Wälle zu bezweifeln an; die wenigen noch Stand haltenden Aristokraten ereiferten sich allmählich darüber, daß man sie bis jetzt mit so falschen Nachrichten über »die edle und tapfere Nation der Franzosen« getäuscht habe; die Bürger bangten um ihre Habseligkeiten um so lebhafter, als der Adel die Seinigen glücklich gerettet, und dabei unversehens alle Vaterlandsliebe, Tapferkeit und Aufopferung mit eingepackt hatte.

Der umherschleichende Mißmuth fing endlich an zu murren. Man schalt es Unsinn, einem so tapfern Feinde mit ohnmächtigen Kräften — seinem republikanischen En=

thusiasmus mit dem Flickwerke deutscher Reichsbollwerke Widerstand leisten zu wollen. Dazwischen erschallte durch die Fenster der Lesegesellschaft zu den laut gelesʼnen französischen Journalen Händeklatschen und Beifallsjubel, hinter welchem her der Erlaß der Statthalterschaft vom 13. October mit der freundlichen Miene althergebrachter Nachsicht doch von der allgemeinen Angst ein wenig auffallend hinkte. Der Domdechant vertraute zu sehr dem gutdenkenden und »für seine eigne Ruhe rühmlich besorgten Publikum,« um der Neugierde der Einwohner jene Aufruhr predigenden Blätter noch zur Zeit zu entziehen, versah sich aber zu den Gliedern der Lesegesellschaft, daß sie nur den »nöthigen« Gebrauch davon machen, und sich keine applaudirenden Bemerkungen erlauben würden.

In solcher Stimmung konnte ein Husar auf Streifwacht eine Schafherde für feindliche Colonnen ansehen, und verhängten Zügels zur Stadt und die Stadt in die größte Unruhe sprengen. Ein falscher Alarmschuß bringt fuldaer und weilburger Besatzung auf die Beine, um — Reißaus über den Rhein zu nehmen; bei welcher Gelegenheit die niedergeschlagnen Einwohner einen für ein paar Tage erquicklichen Rheinschnakenwitz gewinnen; indem nun jeder aus Mainz Entflohene — ein Weilburger genannt wird, — in der mainzer Mundart ein Bürger der da weilt.

Da scheint freilich aller Muth und Trost sich zu den Generälen hinter die Festungswerke zurückgezogen zu haben, und sie halten bei so übeln Anzeichen Kriegsrath, unter Zuziehung des einzigen bürgerlichen Officiers, des

Ingenieurmajors Eickemeyer. Dieser legt einen Vertheidigungsplan vor, und entwickelt ihn mit muthigem Hoffen unter den immer verdrießlicheren Mienen der Generäle. Unglücklicherweise werden sie durch abermaligen Lärm über den annahenden Feind unterbrochen. Der Gouverneur hebt die Sitzung auf; allein Eickemeyer tritt ihm entgegen und besteht auf einer Beschlußnahme. Es gilt —

Ob's edler im Gemüth die Pfeil' und Schleudern
des wüthenden Cüstine zu dulden, oder
sich waffnend gegen eine Revolution mit ihr zu brechen? — —

Die Festung verlassen oder vertheidigen? lautet die kurze martialische Frage des Gouverneurs.

Verlassen! ist die noch kürzere Antwort der tapfern Generäle, und Eickemeyer packt seine Pläne ein.

Die Statthalterschaft war dieses Beschlusses nicht wenig erstaunt, zumal der Gouverneur, der Vertheidiger bis auf's Hemd, diese Erklärung in voller Uniform überbrachte. Inzwischen hatte sich der Lärm, der jene Ergebung herbeigeführt, als ungegründet erwiesen, und man konnte die Sache noch weiter und in bessere Überlegung nehmen. Dennoch ließ der Vorgang nichts Besseres erwarten; wenn nicht etwa ein von preußischer Seite betriebener Waffenstillstand und Separatfriede, worüber neue Nachrichten einliefen, den vorrückenden Cüstine aufhalten dürften.

Forster sah bei diesen Neuigkeiten weiter, als auf die zu solchen Anträgen drängende Noth der preußischen Armee, die am Verhungern war, deren Ruhrkranke die Spitäler füllten und deren abgetriebene Pferde fielen. —

»Welche Basis zum Frieden wird man nehmen?« fragte er. »Wer wird die Zeche bezahlen, wer wird das Opfer sein? Ehre ist nicht mehr das Wort, aber welche Infamie kann noch ersonnen werden, um die Schande zu decken?« —

Inzwischen benutzte man in Mainz die harrende Zeit zur Ausführung der Vertheidigungs-Anstalten. Auch rückte zur Besatzung eine östreichische Schwadron ein, und 800 aus den Spitälern entlaßne, und nach den Niederlanden bestimmte Kaiserliche wurden in die Stadt gezogen, bewaffnet und in die Werke vertheilt.

Am 19. October rückten endlich die Franzosen unter die Festung. Eine ansehnliche Colonne drang gleich, unbekannt mit der Umgebung, und von der verblüfften Besatzung unbehindert, zwischen die Linien zweier Hauptforts ein. General Cüstine schlug ein Lager, und foderte die Festung sich zu ergeben auf. Der Gouverneur hielt das Schreiben stillschweigend für sich zurück, um sich Bedenkzeit zu nehmen.

Innerhalb der Stadt ging es in diesen Tagen bunt genug zu. Bürgerposten verließen beim ersten Kanonengruße ihren Platz. Schreiner- und Schlossergesellen bedienten die Kanonen in Ermangelung der rechten Bemannung; an Schießbedarf war eben kein Überfluß, und selbst die Kugeln nahmen an der allgemeinen Verwirrung Theil, und gelangten mit ihrem verschiednen Kaliber gewöhnlich an die unrechten Batterien. Aus dem feindlichen Lager kamen einzelne, gerade nicht sehr unartige Kanonenmahnungen, von denen einige Kugeln in die Straße der Forster'schen Wohnung fielen. Sie

müssen doch nicht sehr schreckhaft gewesen sein; denn die kleinen Mädchen ließen sich von der Mutter aus »Tausend und eine Nacht« erzählen, und durften selbst über die Gasse zu Gespielinnen gehen, wo der junge Engländer sie nach Hause abholte.

Bald erfolgte eine zweite Aufforderung, begleitet von einer an die Bürgerschaft gerichteten beruhigenden, Freiheit verkündenden Ansprache. Diese behielt man im Kriegsrathe zurück. Man fürchtete eine Geneigtheit der Stadt für die Franzosen, gerade etwas, was man doch bei dem stillen Vorhaben, sich in Hemd und Uniform zu ergeben, als guten Beweggrund hätte benutzen können. Denn im Kriegsrathe, der nun wieder zusammen kam, erklärte sich alsbald der dem Kurfürsten verwandte General, Graf Hatzfeld, in der vom Gouverneur angegebenen Tonart, für die Capitulation. Die übrigen Generäle eilten presto mit ihren Abstimmungen nach, und der Gouverneur wußte auch die Dissonanz der Eickemeyer'schen Einwendungen schnell aufzulösen. Gegen die einsprechende Statthalterschaft berief sich der Gouverneur auf die zustimmende Ansicht des kriegskundigen preußischen Residenten von Stein, der sich auf das Brechen mit der Revolution verstand, bezog sich ferner auf seine eigne, bis auf's Hemd entkleidete Einsicht in die Lage der Sachen, und zu seiner vollsten Rechtfertigung auf seine vom Kurfürsten erhaltene Vollmacht.

Und so zogen sich die genehmigenden Statthalter, die eben keine Stadterhalter waren, auf die gewissenhafte Beruhigung zurück, daß doch durch solch' eine Capitulation das gute Mainz vor Bomben und glühenden

Kugeln, vor unwiderstehlichen Sturmleitern und republikanischer Plünderung mit Gottes Hülfe behütet werde.

In der Nacht vom 20. auf den 21. wurde durch Geheimrath Kalkhof und Ingenieur Eickemeyer mit den Franzosen unterhandelt, — bedeutsam genug in dunkler Octobernacht des Neumonds, von Sonnabend auf Sonntag, von Wendelin auf Ursula des mainzer Kalenders. Die guten Bürger der Stadt hörten erst davon nach dem ungestörten Frühstücke, als am 21. Morgens 10 Uhr der kaiserliche Hauptmann Andujar, da er auf seine schriftliche Anfrage wegen der Capitulation von des Herrn Gouverneurs von und zu Gymnich Excellenz keine Erklärung erhielt, mit 1100 übergabsunwilligen Östreichern klingenden Spiels über die Rheinbrücke abzog.

Unter der Mittagglocke öffneten sich die Thore. Haufenweise liefen die sonntäglichen Städter in's französische Lager, wo eben Nationalkokarden von gesponnener Wolle vertheilt wurden. Der Janhagel fiel über die Weinberge der Universität und des St. Victorstiftes wie ein gefräßiger Staarenschwarm her, und besorgte so die reife Octoberernte.

Versuchungen.

Noch am Abende des 21. besetzten die Franzosen jene Thore, die eine Verbindung des Lagers mit der Stadt offen hielten, und Cüstine bezog mit seinem Gefolge das Schloß und die Zimmer des Kurfürsten. Am folgenden Tage rückte die Besatzung der Reichstruppen aus. Cüstine bewilligte jedem Officier ein Reitpferd aus dem kurfürstlichen Marstalle und dem Gouverneur die sechs Isabellen des Kurfürsten. Sie wurden angenommen; aber jenseit der Brücke verpflichtet Herr v. Gymnich die Officiere bei Dienstentlassung, die Pferde an den Kurfürsten nach Erfurt zurückzuliefern. — »Hurrah die Gäul'!« — Wenigstens wollte er seinem Herrn doch die Gäule retten, nachdem er die Residenz und Reichsfestung verspielt hatte. »Verspielt« war die Parole der leichtherzigen Besatzung. »Wir haben Mainz verspielt!« war das kurze Soldatenwort, das eigentlich auf den Kurfürsten zurückfiel, der mit so lumpigen Matadoren von Generälen das Spiel seiner hohen Politik — remis oder gar bête gegeben. —

Die Franzosen zogen ein, nur von den Revolutionsfreunden mit Jubel begrüßt. Die Nationalgarden theilweise blau mit roth uniformirt, zur Hälfte zerlumpt in bunten Anzügen deformirt; ansehnlicher die Linientruppen; am vortheilhaftesten aussehend die Reiterei und das Geschütz mit guten Pferden. Im Ganzen charakterisirten

sich die Truppen durch leichte, lose Haltung in Schmutz und Frohsinn, durch Schwärmerei für Cüstine und Brüderlichkeit mit ihren Officieren. Gegen 15,000 Mann wurden als Besatzung untergebracht und einquartiert. Forster war glücklich genug, den Quartiermeister, einen Braunschweiger, zu gewinnen, der die ihm bestimmten 20 Mann strich, und sich dafür in's Quartier setzte.

Auch Forster war mit Frau und einigen Freunden vor das Thor hinausgegangen, wo sie zuerst einige lustige Soldaten erblickten, die einander die umherliegenden Kanonenkugeln zuschoben. Vive la république! rief ihnen Forster grüßend zu. War es, vielleicht unüberlegt, eine Orakel-Frage wegen seiner Betheiligung an der nächsten Zukunft: so erhielt er eine Antwort, die er sich konnte zur Warnung dienen lassen. — Sacré! — — — fluchte der Franzose, elle vivra bien sans Vous! —

Cüstine's erstes öffentliches Auftreten geschah auf dem Rathhause. Ein Mann von etwa 50 Jahren, natürlichen würdevollen Anstandes, übrigens nur durch einen mächtigen Schnurrbart und kleine, unruhige Augen auffallend, hielt er an die kleine Versammlung eine Anrede, worin er alles beim Alten zu lassen, und den Bürgern die Wahl einer Verfassung freizustellen versprach. Er werde sie bedauern, wenn sie zum alten Despotismus zurückgriffen, sie aber unterstützen, wenn sie die freie französische Verfassung vorziehen und sich zu einer rheinischen Republik ordnen wollten. — Nur einzelne Stimmen riefen: Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik! —

Nun betrieb auch gleich ein Adjutant Cüstine's die Bildung eines Clubs. Manche der anwesenden Mainzer stutzten; wer ihn aber auch lebhaft bestritt, war Forster, indem er nachwies, daß damit weder dem öffentlichen Wohl noch dem Privat-Interesse gedient sei. Der Adjutant konnte ihn nicht widerlegen; aber es fehlte nicht an überspannten Köpfen, die dennoch einen Club durchsetzten. Cüstine bewilligte zu diesen Versammlungen den prachtvollen Konzertsaal im Schlosse, und eröffnete dieselben mit einer Anrede.

Forster nahm keinen Antheil weder an dem Tische der erhitzten Sprecher und Tyrannenhasser, noch unter der von kalter Neugierde hingetriebenen Zuhörerschaft. Dagegen bemühte er sich für die Wiedereröffnung des Theaters, um die fremden Officiere zu unterhalten und das Publikum zu »humanisiren«, wie er es nannte.

Denn das mainzer Volk erschien ihm in diesen Tagen gar erbärmlich. Er hatte es noch nie in solcher Leere und Charakterlosigkeit erblickt. Verblüfft und wie stupid, konnte es sich in den Umschlag der Dinge nicht finden, und wußte weder wie ihm geschehen war, noch wie es ohne seine entflohenen gnädigen Herren auskommen sollte. Dadurch gewannen die paar zurückgebliebenen Regierungsmänner und auf dem Lande die kurfürstlichen Beamten einen geheimen Einfluß, die Massen zu ängstigen und mit Zweifeln zu verwirren. Bald waren auch Spione der Entflohenen und geheime Correspondenzen mit dem unstäten Hofe zu spüren. — Zwar den Kurfürsten haßte man allgemein, da er sein Land so schnöde verlassen, und die öffentlichen Kassen, sogar die Witwen-

und Pupillenkassegelder, mitgenommen hatte. Dagegen verlangte man und sendete auch nach dem Coadjutor. Ob dieser sich aber dazu verstehen werde, als bloßer Bischof von Mainz zu erscheinen, bezweifelte Forster. —

So bewußt und bedacht aber der Freund sich auch zurückhielt, war ihm doch nicht bestimmt, von dem großen Umschwung des mainzer Lebens unberührt und unergriffen zu bleiben. Und da ihn das Verhängniß an keinem Freiheitsschwindel, an keiner republikanischen Schwärmerei fassen konnte, ergriff es ihn bei seiner geistigen Bildung und Begabung. —

Von allen öffentlichen Anstalten sah sich nämlich zuerst die Universität in ihrem Fortbestande bedroht. Es blieb nicht bei jener Plünderung ihrer Weinberge, und daß der Pöbel ihren Holzvorrath von 200 Klaftern verschleppte. Eine dauernde Erschöpfung ihrer Existenz stand bevor; indem die Bauern von der neuverkündigten Freiheit wenigstens das Kapitel der aufgehobenen Zinsen und Zehnten sehr schnell begriffen, und sofort sich dieses fette Stück der eingebrachten Freiheit und Gleichheit herausnahmen. Drei Viertel der Universitäts-Einkünfte bestanden aber aus diesen Abgaben, und es sah bereits darnach aus, daß das letzte Besoldungsquartal der Professoren nicht ausbezahlt werden könnte, und falls nicht etwa ein Ersatz aus den Gütern des Domkapitels bewilligt würde, die Anstalt gänzlich eingehen müßte.

Daher fand es die Universität gerathen, mittelst einer feierlichen Begrüßung des Generals Cüstine aus ihrer Mitte sich um dessen Schutz und Beistand zu be-

werben. Forster's Gewandtheit im Französischen und im äußern Benehmen verschaffte ihm die Ehre an der Spitze der Deputation das Wort zu führen. Er hielt eine kurze Ansprache, wiewohl nicht frei, sondern vom Papier ab, und Cüstine antwortete aus dem Stegreif, wohlgeordnet und keines Punktes vergessend, so günstig, als es die Universität nur verlangen konnte; indem er statt der Zehnten, die freilich als ein Theil des gothischen Feudalgebäudes nicht fortbestehen könnten, nach dem Beispiele Frankreichs die Beschaffung andrer Fonds in Aussicht stellte. Er bat sich Forster's Aufsatz aus, und ließ den Freund nicht lang in Zweifel darüber, daß er von ihm, schon durch das vom gewöhnlichen mainzer Kauderwälsch sich unterscheidende Französisch, eine gute Meinung gefaßt habe.

Hiermit war es indeß nicht abgethan. Und wenn in ruhigen Zeiten ein brauchbarer Mann seine Neider hat, die ihn überall verdrängen, so fehlt es in den Tagen des Umsturzes den meisten Menschen nicht an Angst oder Klugheit — ihn recht gern vorzuschieben. Forster's Verhältnisse zur Universität brachten es mit sich, daß er auch mit dem General-Kriegs-Commissariat zu thun bekam, um die Lieferungen der Universität zu reguliren. Dabei fand er Gelegenheit, die nothwendige Versehung der Stadt mit Salz und Holz zu empfehlen. Und da man ihn hier als rechtschaffnen Mann kennen lernte, gewann er immer mehr Zutrauen, ohne daß er einen absichtlichen Schritt gethan hätte. Er bedachte nur, daß er sich solchen Geschäften ohne Undank gegen die Universität und die Mainzer selbst, unter denen er

bisher gut gelebt habe, unter den jetzigen Umständen nicht entziehen dürfe, und daß er zugleich mancherlei Hülfe oder Abhülfe leisten könne. So fand er sich, schon allein um Schutzwachen auf das Land zu verschicken, wo die Soldaten übel haus'ten, zu unzähligen Gängen veranlaßt; man wendete sich brieflich und mündlich an ihn; so daß er sich bald genug als ein Geschäftsmann im Kleinen vorkam.

Wie verlockend aber gerade eine solche Thätigkeit für Forstern war, der es immer beklagt hatte, daß des Schreibens zu viel und des Handelns zu wenig in der Welt sei, wissen wir schon aus jenem Selbstempfehlungsbriefe an d'Elhuyar, worin er seinen — penchant pour les affaires de preference aux Sciences bekannt hatte; nun noch doppelt verlockend, nachdem die unzureichende Schriftstellerfeder ihn so oft im Stiche gelassen, und so vielfach verdrießlich gemacht hatte, die jetzige Bewegung ihn aber gesund, heiter und gutes Muthes stimmte.

So überstäubte sich bald ein wenig das vielgereis'te Schreibschränkchen von Acajou, und jener aristokratische Faden am historischen Kalender für 1793 zerfaserte sich, da das Buch zu Michaelis nicht fertig wurde, in bruchstückartige »Erinnerungen aus dem Jahre 1790,« zu denen nun die vorbereiteten Kupfer verwendet wurden.

An diesen flüchtigen Bildern knüpfte doch Graf Herzberg noch einmal an, und die Absicht ist nicht zu verkennen, daß er Forstern, für den seine auswärtigen Freunde bereits bangten, noch am Scheidewege zur Revolution gern zurückgehalten hätte. Herzberg bezeugte

seine Dankbarkeit für die »vortreffliche Art,« wie Forster sein Ministerium geschildert habe, wie zu seiner Verwunderung der Sinn seiner Ministerial-Grundsätze vollkommen getroffen sei. Er deutete ihm dann einige der Hauptgesichtspunkte für seine ministeriellen Bestrebungen an, über die er nichts veröffentlichen dürfe, und schickte ihm durch Buchhändler Voß einige seiner literarischen, auch politischen und ökonomischen Schriften, aus denen Forster wenigstens im Großen sehen könnte, was er gethan habe. Zum Schlusse spricht er die Hoffnung aus, »daß Forster immer ein ächter Deutscher und ein guter Preuße bleiben werde,« und verspricht das Mögliche dazu beizutragen, wenn nur erst der liebe Friede hergestellt sei. Und um Forstern gleich ganz monarchisch zu zeichnen, möchte er ihm als Mitgliede der Akademie gern auf sicherm Wege die große silberne Medaille mit des Königs ungemein gut ausgearbeitetem Bildnisse schicken.

Übertritt zur Revolution.

Es war zu spät. Kurz vor jenem, den 13. November gethanen Schritte Herzberg's hatte Forster der Revolution eine Hand geboten, und wir fürchten, sie wird ihn festhalten.

Er hatte nämlich bei Gelegenheit jener Geschäfte für Mainz und die Universität bemerken wollen, wie der

Wille des Volkes sich immer deutlicher entwickle, indem man wahrnehme, daß der entflohne Fürst und Adel seine Ansprüche an Mainz gar nicht geltend mache, und die entschiedne Übermacht der Republik im ganzen Kampfe keine Hoffnung auf eine etwaige Wiederabtretung des Landes übrig lasse. Jetzt schien es ihm Pflicht, die noch unentschieden gebliebenen Wenigen zu einer Entscheidung aufzumuntern, und ihnen die Freiheit in ihrem wahren, wünschenswerthen Lichte zu zeigen. Er trug kein Bedenken mehr zur Volksgesellschaft zu treten, und ließ sich in der gewöhnlichen Abendsitzung des Clubs von dem eifrigen Doctor Wedekind, Theresens Arzte, dem er es bisjetzt standhaft abgeschlagen hatte, einführen. Hatte man dort allerdings die Augen schon lange auf ihn gerichtet, so daß es ihm auch gelang, die schon entzweiten Gemüther zu einigen: so blieb doch sein Schritt von Seiten der stillen Anhänger des Kurfürsten eben so wenig unbeachtet. Seine frühere Dedication, worin er die Verdienste dieses Fürsten und die von demselben empfangnen Wohlthaten öffentlich anerkannt, und es ausgesprochen hatte, daß ihm vom Kurfürsten das Vaterland wieder geschenkt worden sei, war nicht vergessen worden. Man zog sie hervor, und bezeichnete ihn damit als undankbar und verrätherisch. Daß der Kurfürst vom Sommer 1789 für Forstern ein Andrer war, als Erthal nach abgekratztem Chaisenwappen im October 1792, bedachten diese Altmainzer nicht, und eben so wenig, daß für sie selbst der Kurfürst nicht mehr der Alte blieb, nachdem er das Land, mit welchem es Forster noch immer hielt, so treulos verlassen hatte. —

Bedenklicher war ein zweiter Schritt, den Forster bald nach dem 5. November that.

Schon unter den Verhandlungen mit Cüstine und dessen Commissären hatte Forster die Vermuthung gefaßt, man beabsichtige, ihn zum Mitgliede der neuen Behörde für die Verwaltung des linken mainzer Rheinufergebietes von Speier bis Bingen zu machen. Aus bloß pflichtgetreuem Verbleiben in Mainz und in seinem Amte sollte er also in den Dienst der französischen Eroberung übertreten. Es galt nicht mehr bloß, sich bei den siegreichen Fremden für eine öffentliche Anstalt und für seine Mitbürger zu bethätigen, sondern eine Provinz administriren zu helfen, die von dem Feinde vielleicht dem Vaterlande entfremdet werden konnte. Dies war eine Sache der ernstesten Überlegung. Und wie Forster um jene Zeit die Lage der Dinge in's Auge faßte, läßt uns vermuthen, daß ihm diese Tage nicht ohne innern Kampf vorübergingen. Der Gedanke der Flucht aus den bevorstehenden Verwicklungen blieb ihm nicht fremd. Aber er gab ihn auf, weil er Frau und Kinder eben nicht aufgeben konnte. Sodann bot ihm Thomas Brand, der junge englische Hausgenosse, die Mitreise nach Italien an. Auch er trieb, aus Abneigung gegen die Franzosen und bekümmert um Forster's Geschick, den Freund an, Mainz zu verlassen. Allein, war dies etwas anderes als Flucht, und stand neben der Sorge für die Seinigen nicht auch seine bürgerliche Existenz auf dem Spiele?

Er hatte in dieser Angelegenheit auch mit Huber eine Zusammenkunft in dem, zwischen Mainz und Frankfurt gelegnen Städtchen Höchst, wohin er Sonntags den

28. October mit Theresen und Brand fuhr. Huber war immer noch dafür, daß Forster Mainz verlasse; wogegen dieser ihm begreiflich zu machen suchte, daß er selbst, von seinem Minister noch immer ohne Instruction gelassen, eben so gut in Mainz, als in Frankfurt sein könne, und daß er dabei vielleicht noch einen diplomatischen Dank verdiene, indem man unter den jetzigen Umständen von Dresden aus wohl eben so ungern verbieten als befehlen möchte. — Was aber auch bei dieser Zusammenkunft mag besprochen und verabredet worden sein: Forster blieb auf seinem Platze.

Aber er faßte mit ernstem Blicke seine eigne und die Lage von Mainz und von Deutschland in's Auge.

»Es ist eine der entscheidenden Weltepochen, in welcher wir leben,« war seine Ansicht. »Seit der Erscheinung des Christenthums hat die Geschichte nichts Ähnliches aufzuweisen. Dem Enthusiasmus, dem Freiheitseifer kann nichts widerstehen, als etwa die in Stupidität versunkne Verfassung Asiens.«

Dennoch hielt er Deutschland zu keiner Revolution reif. Unser rohes, armes, ungebildetes Volk könne nur wüthen, aber nicht sich constituiren. »Ich möchte bittend vor allen Fürsten Deutschlands stehen, sagte er, und sie um ihres eignen Lebens und um des Glückes ihrer Völker willen bitten, es bei dem, was geschehen ist, bewenden zu lassen, nicht alles auf's Spiel zu setzen, wo es unfehlbar verloren gehen muß, und zwar *wie* verloren gehen!« —

Und nun seine mit Mainz so innig verwebte Lage! Den Kurfürsten wußte man in diesem Augenblick in

Hannover, der Coadjutor mochte nicht nach Mainz kommen, und vom Kapitel bekümmerte sich Niemand darum, zum Besten des Adels, der Geistlichkeit und der alten Verfassung auch nur ein Wörtchen zu sprechen. »Feig und adelig fingen an synonym zu werden.« Was war in solcher Lage zu thun? Eine Art von Sein oder Nichtsein war hier die Frage. Sollte Forster sein Haus und was er alles besaß verlassen, und auf's gerathewohl mit Frau und Kind umher irren, bis es ihnen an Mitteln des Weiterkommens fehle; oder — sollte er bleiben, die Universität aufrecht zu erhalten, sich der Bürgerschaft anzunehmen, sie auf vernünftigem, gemäßigtem Wege so zu führen, daß ihnen bei dem Frieden die Wiedervereinigung mit dem deutschen Reiche, wenn sie nothwendig sein würde, nicht nachtheilig werde, und bei dieser Laufbahn zu wagen, was zu wagen sei? »Ich sehe ein, lautete sein Entschluß, daß ich das Letztere wählen muß, wenn ein Funken Liebe für das Wohl Aller, wenn einiges Gefühl von Würde in mir selbst, wenn Sorge für die Meinigen mit leitet.«

Und dazu trieb denn ferner auch die Gährung in der Stadt, die nahe Trennung der Bürger in Parteien, die Nothwendigkeit Ruhe, Einigkeit, Geduld unter ihnen zu erhalten. Und zu dem allen sollte ihm durch eine Theilnahme an der Landesverwaltung die günstigste Stellung geboten werden. — »Alles kommt hier auf die einzige Frage an, schrieb er aufangs November, was jetzt der wahre Vortheil des Landes sei, und ich beantworte sie mir ohne alle Rücksicht auf politische Verhältnisse des eventuellen Besitzes so, daß ich glaube, es sei

die Erhaltung des Privateigenthums. Demjenigen, der einst in Frieden Herr des mainzer Landes wird, wer es auch immer sei, muß es ein höchst erfreulicher Gedanke sein, das Land nicht erschöpft, den Bauer nicht zu Grunde gerichtet, den Handwerker nicht am Bettelstabe zu sehen.«

Wird nicht hier noch jeder Conservative unserm Forster die Hand reichen? — Aber vielleicht läßt er sie schon fahren, wenn er weiter hört:

»Zum eigentlichen Demagogen bin ich freilich mit meinem etwas philosophischen Zuschnitt verdorben; daß ich aber den Mainzern von Herzen Freiheit wünsche, will ich nicht leugnen, und daher werde ich auch ihren Bemühungen um dieselbe kein Hinderniß in den Weg legen, des festen Glaubens, daß — wenn die Frankenverfassung jetzt hier angenommen wird, und im Frieden Mainz doch wieder Deutsch werden sollte, Frankreichs Garantie uns unfehlbar eine modificirte, immer verhältnißmäßig freie Verfassung zusichern müsse.«

So fehlgeschlagen uns heut' auch diese letztere Erwartung erscheint, immer bleibt es doch merkwürdig, wie entschieden Forster schon damals die jetzt so verbreitete Überzeugung andeutete, daß unser in sich zertheiltes Deutschland seine politische Entwicklung nur mit Hülfe Frankreichs machen könne.

Über alle Zweifel und Besorgnisse scheint indeß der Freund mit seinen Betrachtungen doch nicht hinaus gekommen zu sein. Und wie er sich in solchen verworrenen Lagen des Lebens, wo ihn seine Berechnung verließ, mit dem Schwunge des Herzens zu erheben pflegte, wissen wir schon aus frühern Begegnissen. Auch jetzt faßte er

sich wieder in einer Empfindung, an der wir uns selbst heut' noch einmal erbauen können. —

»Wir leben in einem so seltsamen Zeitpunkte, wo man die Menschen kaum mehr richtig beurtheilen kann, wenn man sie nur nach ihren äußern Verhältnissen richtet; wo die Maßstäbe, womit wir sonst einander zu messen pflegten, — fast möcht' ich sagen, zerbrochen werden müssen, und nur der Eine, der Humanität, allein übrig bleibt. Grundsatz, Charakter, Wandel, Laufbahn, an dem allen kann man jetzt irre werden. Das Herz scheint das Einzige zu sein, welches, wo es vorhanden ist, das wahre point de ralliement unter redlichen Männern bleibt.«

Eine solche Fassung mäßigte einigermaßen seine anfangs sehr stürmische Gemüthsbewegung. Wie heftig diese in den ersten Tagen des mainzer Verhängnisses selbst in seine Briefe überströmte, läßt sich aus einem Antwortschreiben Heyne's ersehen. Der ängstliche Papa war ordentlich erschrocken, »als ob Forster schon mit Leib und Seele ein Jacobiner sei.« — »Brauchen Sie um's Himmelswillen Mäßigung, Vorsicht und Klugheit, rief er ihm aus Göttingen zu, — daß Sie nicht einmal, wenn die Sachen wieder auf den vorigen Fuß kommen, sich und Ihre Familie unglücklich gemacht haben. Sie werden doch nicht im Ernste glauben, daß alles so bleiben wird, wie es ist? Was soll das schreckliche Schimpfen auf die Gegenpartei helfen? — — Gehen Sie nicht so ganz in das Leidenschaftliche hinein, das Sie unfähig macht, irgend etwas mit Bestand der Sache zu beurtheilen!« u. s. w.

Da konnte für den so erregten Mann eine bestimmte und gemeßne Thätigkeit, die überdies auch gegen die beunruhigenden Verhältnisse selbst gerichtet war, nicht anders als willkommen erscheinen. Und sie ward ihm beschieden. General Cüstine, mit jedem Tag unzufriedner über die Widersetzlichkeit des mainzer Vicariats und die Widersprüche der Regierungsbehörde, denen er auch den schlechten Fortgang der französischen Sache unter den Einwohnern beimaß, hatte sich endlich dafür entschieden, die alte Regierung aufzulösen, und statt derselben ein »provisorisches Administrations-Conseil« für das eroberte Land von Speier bis Bingen einzusetzen. Diese aus 9 Mitgliedern bestehende Behörde sollte die Provinz verwalten, bis das Volk seine eignen Repräsentanten und öffentlichen Beamten gewählt haben würde. Die von Cüstine bei der Besitznahme der Stadt dem Lande verkündigte Freiheit, sich für die alte oder für eine neue Verfassung selbst zu bestimmen, ward hiermit schon in republikanische Formen, mithin zu Gunsten der französischen Sache, umgebogen.

Eine jener 9 Stellen ließ Cüstine unserm Forster antragen. Dies geschah zufällig durch einen Mann, für den Forster vor zwei Jahren sich um eine Professur in Göttingen, freilich ohne Erfolg, bei Heyne bemüht hatte. Es war Anton Joseph Dorsch. Schon damals, als er für denselben an Heyne schrieb, hatte unser Freund die schönen Kenntnisse und den ausgezeichneten Vortrag dieses kleinen lebhaften Mannes gerühmt. Dorsch war durch Beeiferung seiner Mutter unpassenderweise in den geistlichen Stand gerathen, und schon Kaplan in Findheim,

als der Kurfürst auf diesen trefflichen Kopf aufmerksam gemacht, ihn zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung nach Paris schickte. Eine gefährliche Schule für den jungen eiteln und sinnlichen Mann, dem die Mainzer nach seiner Rückkehr die leichtfertigsten und nicht ganz ehrlichen Liebeshändel nachsagten. Als Professor angestellt, zog er sich durch die kantische Philosophie, die er mit Eifer vortrug, die mainzer Orthodoxie viel zu dicht auf den Hals, als daß neben dem kategorischen Imperativ und der Erforschung des Dings an sich nicht auch die fortgesetzten Liebesgeschichten des jungen Kantianers beobachtet worden wären. Damals hatte er, der Priesterneckereien müde, an eine protestantische Universität zu kommen gesucht. Da es ihm aber nicht gelang, seine Hoffnung auf Gehaltsverbesserung fehlschlug, und die gute Hoffnung seines geliebten Käthchens ihn mit Verlegenheiten ängstigte, war er von Mainz nach Straßburg übergesiedelt. Von dort hatte ihn jetzt Cüstine kommen lassen, um sich seines Verstandes, seiner Gewandtheit und seiner doppelten Bekanntschaft mit Mainz und mit den französischen Einrichtungen zu bedienen. Ihn hatte er auch zum Präsidenten des Administrations-Conseils eingesetzt.

So interessant auch dies Zusammentreffen zweier früher Bekannten erscheint, so konnte doch der Einfluß dieses begabten und zur politischen Betriebsamkeit berufenen Mannes auf den Freund, der voraus für ihn eingenommen war, und von ihm als Präsidenten Arbeiten und Aufträge zu empfangen hatte, nur in's Parteiliche und Leidenschaftliche führen; wozu wir denn Forstern auch von jetzt an immer mehr geneigt finden. War nun

aber das neue Regierungsmitglied durch Dorsch für die französische Sache nicht bloß, wie früher, durch ideale Betrachtung, sondern durch wirkliche Theilnahme an ihrer besondern mainzer Entwicklung eingenommen: so kam in diesen Tagen auch noch ein alter Freund hinzu, von dem er vielleicht am wenigsten so viel Zustimmung erwartet hätte, als er durch ihn erhielt oder zu erhalten vermeinte. Der geheime Staatsrath Müller eilte von Wien herbei, um seine Sachen zu packen und nach Empfang seiner gebetnen Dienstentlassung in die Schweiz überzuziehen. Eine lebhafte Bewegung kam unter die Bürger. Das ehemalige Orakel des Fürsten schien nach dessen schnöder Flucht gekommen zu sein, um nun von dem verlaßnen Volke, von einer angstvoll zweifelhaften, von außen bedrohten, von innen aufgehetzten Bürgerschaft befragt zu werden. Das alte Mißtrauen gegen den protestantischen Rathgeber ihres Kurfürsten war wie dieser selbst verschwunden. Zu Hunderten drangen sie in die Wohnung Müller's, um sich Raths zu erholen. Und dieser Rath fiel dahin aus, — sie möchten sich, wenigstens vorläufig, zur französischen Republik halten, um sich durch Widersetzlichkeit keine feindselige Behandlung zuzuziehen, und dem alten Druck unbedingt heimzufallen, statt daß sie, auch wenn Frankreich das Rheinland nicht behaupten könnte, durch dessen Vermittlung beim Friedensschlusse eine mildere Verfassung erwarten dürften. Auch Forster suchte den befreundeten Rathgeber auf, nachdem er in einem französisch geschriebenen Briefe seine jüngsten Schritte zu rechtfertigen gesucht hatte. In diesem Schreiben beruft er sich darauf, daß ihm von jeher

die politische Freiheit für das kostbarste Gut gegolten habe, ohne welches ein Volk nie zur geistigen und sittlichen Vollkommenheit, dem höchsten Ziele seines Daseins, gelangen könne. Die Frage aber, wann für den besonnenen und rechtlichen Mann der Zeitpunkt eingetreten sei, der öffentlichen Freiheit die Wege bereiten zu helfen, entscheide der allgemeine Wille. Und wenn dieser freilich dermal im mainzer Lande noch fehle: so sei dafür der stark bewaffnete Wille der französischen Sieger eingetreten, und habe die Bewohner des eroberten Landes aufgefodert, sich für die Herrschaft der Freiheit auszusprechen. Widerstand könne da nur das Verderben des Landes herbeiführen. Und indem der Freund sich auch hier als Ziel seines Bestrebens für Erhaltung des Privateigenthums, als der Grundlage des öffentlichen Wohlstandes erklärt, beruft er sich mit edelm Bewußtsein auf seine strengen Grundsätze, auf seine, soweit man ihn kenne, anerkannte Rechtschaffenheit, auf seine Liebe, seinen Eifer für seiner Mitbürger Glück und Wohl, — Eigenschaften, die er zu Bürgen seiner Handlungsweise stellen könne. Möchten die politischen Wechselfälle immerhin unberechenbar sein: doch blieben Unparteilichkeit, Gerechtigkeit, Rechtschaffenheit und was überhaupt menschliche Tugend heiße, unabhängig von allen politischen Schwankungen.

Für seine Person erhielt Forster, wie sich nach dem den Bürgern ertheilten Rath denken läßt, nicht bloß zustimmende Äußerungen, sondern Müller ließ sich auch vertraulich über Wien und Berlin gegen den Freund aus. Es sei ein Elend, wenn man die Leute persönlich kenne, die dort das Ruder in Händen hätten; man halte frei=

lich auch im Publikum nicht viel auf sie; aber sie wären auch unter aller Kritik, so ganz ohne alle umfassende Idee. —

Müller, der behutsame, mit gutem Compaß des Rechtsgefühls in der Brust dennoch gern lavirende und muthlos die Segel streichende Staatsmann, mochte nicht erwarten, daß sein zwischen den Zimmerwänden ertheilter Rath sich in die Welt verlaufen würde. Allein Forster legte zu eigner Beruhigung und Rechtfertigung zu viel Werth auf jene Ansicht, um solche nicht in seinen Briefen an die Freunde hinaus zu schreiben. Ja während der Clubsitzung am 17. November berief er sich vor einer zahlreichen Versammlung in einer umfassenden Rede, die er jenen Abend »über das Verhältniß der Mainzer gegen die Franken« hielt, ausdrücklich auf Müller's Einverständniß mit den darin entwickelten Ansichten.

Müller beschwerte sich später brieflich über Forster's unbedingte Aussage; er habe seinen Rath nur mit der Klausel ertheilt, wenn die Mainzer nicht anders könnten, und pariser Blutscenen zu befürchten wären. Forster sei ein geborner Enthusiast, der immer nur Eins, nur eine Seite sehe. —

Am Ende, — um keinen von beiden Männern entschiednes Unrecht zu thun, begreift man leicht, wie in solchen Zeiten, unter solchen Umständen, ein Mann wie Müller sich etwas zweideutig ausdrückt, und ein Mann wie Forster es in seinem, eben sehr lebhaften Interesse auffaßt. Jedenfalls stehen wir hier am Scheideweg der Freunde: der edle Forster stürzt sich in die unglücklichen Kämpfe für die Freiheit des Volkes, —

dem Herrn Johannes von Müller zu Sylvelden voraus, der hernach den glänzenden Weg durch die Kabinette und Akademien besteigt. Beide finden dann — jener auf französischem Boden, dieser in deutscher, aber französisch unterjochter Erde ihr Grab.

Die oben angeführte Rede Forster's (Band 6 der sämmtl. Schriften) ist darauf gerichtet, die noch immer schwankenden, zwischen der französischen Republik und der deutschen Reaction fröstelnden Mainzer zu einer entschiednen Erklärung für die republikanische Eroberung zu vermögen. Es fehlt dem Sprecher nicht an lebhafter Beredsamkeit und an manchen eindringlichen Motiven; doch artet die Sprache schon in leidenschaftlichen Worten und parteilichen Bezeichnungen aus, und leider! finden wir bereits auch eine Ansicht ausgesprochen, die einen möglichen Abfall von Deutschland voraus andeutet. »Der Rhein, heißt es, ein großer, schiffbarer Fluß, ist die natürliche Grenze eines großen Freistaates, der keine Eroberung zu machen verlangt, sondern nur die Nationen, die sich ihm freiwillig anschließen, aufnimmt, und von seinen Feinden für den so muthwillig von ihnen veranlaßten Krieg, eine billige Entschädigung zu fodern berechtigt ist. Der Rhein wird der Billigkeit gemäß die Grenze Frankreichs bleiben; dies sieht schon jedes, an die politischen Verhältnisse gewöhntes Auge voraus«, u. s. w.

War nun allerdings Forster's sonst so gutes Auge, oder vielmehr sein Herz, in jener Luftschicht stürmischer Leidenschaften sehr getrübt; so reicht doch über die damalige Rheinfrage und die spätern Kämpfe um den deutschen Strom weit hinaus ein andrer Blick und Ausspruch

Forster's in jener Rede, und trifft unsere gestrigen Erlebnisse:

»Ihr wißt vielleicht nicht, wie leicht es den Fürsten wird, sobald sie Macht haben, alles Vorhergegangne, was nicht nach ihrem Sinn geschehen ist, geradesweges als ungesetzmäßig anzusehen, aufzuheben und noch obendrein Recht zu behalten.«

Drei Tage darauf, mit dem 20. November, trat Forster sein Amt im Administrations-Conseil an.

Ruf und Würde.

Wir stehn hier wieder vor einer jener wundersamen Fügungen, denen wir in Forster's Leben wiederholt begegnen. Ein unerwarteter Glückswechsel, der des Freundes eigenthümliche Begabung anspricht, seine verfahrne Lage zu ebnen verheißt, bietet sich dar; doch wie Forster ihn ergreift, findet er sich am Ende durch die Unzeit der Schickung oder durch Halbheit der Gewährung mehr verlockt, als begünstigt. So war ihm zuerst das Glück einer Weltfahrt, nur für den Knaben allzufrüh, beschieden worden, und hatte ihm jenes zahlreiche Gefolge körperlicher Leiden, Sorgen der Wirthschaft und Kümmernisse des Herzens hinterlassen. Und jetzt, da die Weite der Welt und die Traulichkeit des Hauses sich vor ihm zurückziehen, öffnet sich ihm ungesucht und neu das

Leben des Staates, das von Haus und Welt getragen, mit beiden im Wechselverkehr, den unglücklichen Mann zu entschädigen und in die angemessenste Thätigkeit zu versetzen die Miene annimmt. Nun aber vielleicht zu spät, und auf einem Boden, der bereits von den Stößen der Revolution schüttert, und wo der Freund auch was er noch besitzt — das Vaterland und sich selbst verlieren kann. Möglich, daß sein Leben, durch das Unzeitige verderbt, am Überreifen sich verzehre!

Schon vor Jahren hatte sich für Forstern eine flüchtige Aussicht auf den Staat gezeigt; damals als Jacobi vorhatte, den jungen, bedrängten Freund bei der Administration der Zölle in Vorschlag zu bringen. Damals war's zu früh für das noch zu schaffende Amt, im Gegensatz zu den Hoffnungen die jetzt unterm 13. November Graf Herzberg auf das monarchische Preußen gab, und die für Forstern zu spät und zu unbestimmt erschienen.

Forster's Programm zu seinem Geschäftsantritte lautet kurz in den brieflichen Worten:

»Das Beste des uns anvertrauten Landes und seiner sämmtlichen Einwohner wird mein Augenmerk sein, und es gehört nur ein halbes Auge dazu, um zu unterscheiden, daß politische Verhältnisse darin jetzt nichts ändern, und keine Rücksicht verdienen können.«

Die oben schon wörtlich angeführte Ansicht, womit er die Frage, was in seiner Lage zu thun sei, sich beantwortet hatte, wiederholte er in seinen Briefen nach allen Seiten. Man möchte glauben, in dem Eifer, womit er seine Absichten und Beweggründe wieder und wieder geltend zu machen sucht, verrathe sich doch eine ge-

wisse Unruhe — um nicht zu sagen des Gewissens, doch des Bewußtseins über den gethanen Schritt, sei es auch nur des Bewußtseins von dem Eindrucke, den sein Thun und Lassen in Deutschland machen werde. Er mochte etwas von den Urtheilen ahnen, die nahe und fern bald genug laut werden sollten, und die in solchen Zeiten nur unbillig und leidenschaftlich ausfallen können. — Nur wenige Wochen später schrieb selbst ein so christlicher Mann, wie Graf Friedrich Leopold von Stolberg an Jacobi:

»Ich bitte Dich, liebster Jacobi, laß dem mainzer Forster Deinen Schutz nicht länger angedeihen! Laß sein Andenken zugleich mit Kotzebues Büste in irgend einer Rumpelkammer vergessen sein! Es bedarf in diesem Augenblick einer tüchtigen Wurfschaufel, um den Waizen zu sichten, und heulenden Winden die Spreu zu überlassen.«

Und fand nicht schon früher Forster selbst durch einen, zwei Tage vor seinem Amtsantritte datirten Brief seines Vaters sich veranlaßt, zu erwidern: »Ich hoffe Ihr informing gentry in Halle wird mir erlauben, Ihnen zu schreiben, ohne davon Rechenschaft von Ihnen zu fodern.« Und weiter: »Wenn Sie es für jetzt nicht rathsam halten, Briefe von mir zu bekommen, wird es hinreichen, daß Sie mir es mit ein paar Zeilen melden« u. dgl. —

Wieweit Jacobi jener gräflichen Erbitterung sein forsterfreundliches Herz öffnete, wissen wir nicht; doch macht es uns bedenklich, daß schon seit dem August dieses Jahres sich kein Brief aus Pempelfort vorfindet.

Jenes electrische Band, durch welches Forster bei seiner Niederlassung in Mainz sich auf's Neue zu Jocobi gezogen, und mit Düsseldorf verknüpft fühlte, blieb auch fortan abgebrochen. Und so nähern wir uns denn, hinter Müller und Jacobi, der Lebensepoche und der Zeit, da noch manches andre inniger eingewebte Band sich vom Herzen des »mainzer Forster« lösen sollte.

Bei der ausgebreiteten Bekanntschaft, deren unser Freund besonders in den aristokratischen und gelehrten Kreisen genoß, konnte er auch aus vereinzelten Stimmen, die zu ihm drangen, sich die Höhe und Breite der öffentlichen Meinung über ihn von selbst ermessen. Glücklicherweise fehlte es ihm nicht an einer Zuflucht im eignen Hause, wo Therese den ringenden Mann verstand, und durch innige Theilnahme stützte. Wir besitzen hierüber ein schönes Bekenntniß von ihr selbst in einem Brief an ihren Vater, den ihr Forster im Drange seiner neuen Geschäfte zu beendigen überlassen hatte. — »Da bleibt mir nicht viel zu schreiben, heißt es, als daß ich Sie um die Ruhe und das Zutrauen auf die Sache der Wahrheit bitte, die ich habe, und die mich Armuth, Unruhe und — wenn's sein müßte — Tadel mit Muth erwarten läßt. Ich bin nicht fanatisch, aber ich sah, daß dies Forster's Weg war. Johannes Müller hat ihm aufgetragen, diesen Weg dem Volk im Club öffentlich in seinem Namen zu empfehlen. In Gefahr werde ich mich mit meinen Kindern nie setzen; ich würde im Falle der Noth nach Frankreich hineingehen, wo ich nur Stützen fände, und wo die Menschlichkeit der Einwohner nur Stütze ist, wie unsere Kriegsgefangnen täglich bezeugen.

Unser Weg ist ernst und mühsam. — Dies Erwachen der edelsten Kräfte anzusehen, winkt freundlich in jene Welt, wo alle Kräfte in vollem Leben stehen. Die Erlaubniß zu sprechen entwickelt den Geist dieser verklommenen Mainzer; sie stehen und denken laut über ihre Rechte, und fühlen zum erstenmal die göttliche Wärme eignen Werthes und Willens.«

Was Therese hier von der unter die Einwohner gekommenen Bewegung bemerkte, war einigermaßen Folge der Rede Forster's am Clubabende des 17. November, und wohl noch mehr des von Müller gegebenen Fingerzeiges. Wirklich kam man jetzt zahlreicher in den dazu bestimmten Stunden des Vor- und Nachmittags in das Clublokal, um seine Namen in das rothe »Buch des Lebens« einzutragen.

Dies war eine Erfindung Böhmers, des entschiedensten Phantasten im Club. Cüstine's Heeresstrom hatte diesen wormser Gymnasial-Professor entwurzelt und mit nach Mainz geführt, wo er den Sekretär des Generals machte. Die Mainzer zögerten ihm zu sehr sich für die französische Republik zu erklären. Um sie zu drängen, hatte er Tags nach Forster's Eintritt in den Club zwei Bücher in die Versammlung gebracht, — eines in rothen Saffian gebunden, auf beiden Decken mit der Freiheitsmütze geziert, und zum Zubinden mit tricoloren Bändern versehen; das andre merklich dünner und durch schwarzen Einband so wie durch Sinnbilder des Despotismus, z. B. durch kleine Ketten zum Verschließen abschreckend. In das erstere sollten sich alle Einwohner, vom 21sten Lebensjahre an gerechnet, einschreiben, die

sich für eine republikanisch-demokratische Verfassung erklärten, in's andre Buch diejenigen, denen es noch einmal nach dem altmainzer Despotismus gelüsten möchte.

Da dieser Sporn anfangs noch immer nicht genug antreiben wollte, so wendeten die Freiheitsmänner noch andre Hülfen an, wie solche unter Umständen auch von der Reaction nicht verschmäht werden. In der Stadt und auf dem Lande streute man die Drohung aus, — wer sich in's schwarze Buch oder auch gar nicht einzeichnen würde, dürfte sich nur auf doppelte Einquartierung und auf einen Schießprügel gefaßt machen, mit welchem er, im Falle eines Angriffs von Kaiserlichen oder Preußen, in Reihe und Glied gegen den Feind geführt würde.

Zu solchen Mitteln pflegen anfangs freilich nur die Übertriebenen einer Partei zu greifen; am Ende aber wird auch der Gemäßigte, wenn er einmal gegen dasselbe Ziel marschirt, zum Unziemlichen mit fortgerissen. Und so finden wir nicht viel später auch ausdrücklich Forstern neben Wedekind genannt, die bei der nächsten Präsidenten-Erneuerung für den Club am 25. November sich beeifert hätten, mittelst Vertheilung von Zettelchen mit der Aufschrift »Dorsch Präsident« ihren bevorzugten Mann durchzudrücken. Da hätte der Freund, der immer für Selbstbestimmung geeifert, nun an sich selbst die Erfahrung machen können, daß man sich mit Parteinahme auch von Parteitreiben kaum frei erhalte, und daß auf dem Wege zu gut geglaubten Parteizielen der Jesuitismus der Mittel sich auch der edelsten Gesinnung unvermerkt aufdringe. Freilich hatte er schon selbst gegen Heyne

bekannt, es sei unmöglich in einem gährenden Staate neutral zu bleiben.

Da war denn auch bald keine Rede mehr von Forster's anfänglichem Bemühen, Einigkeit im Club zu erhalten. Dieser riß allmählich in zwei Hauptparteien auseinander, die von Dorsch und Professor Joseph Hofmann vertreten wurden. Verschiedner, als diese beiden Männer, konnten auch nicht leicht zwei Parteiführer auftreten. Hofmann derb von Gestalt wie von Geschmack im Ausdrucke seiner Gedanken, aber in seiner Gesinnung offen und ehrlich; Dorsch, zierlich gebaut, eitel sogar auf seinen kleinen Fuß, und eben so zierlich in Stil und Manieren; Jener von einer streng römischen Republik träumend; Dieser von einer Republik mit Hofpracht eingenommen; Jener wahr und durch Wahrheit verletzend, Dieser artig und durch Artigkeit einnehmend. Zu Jenem hielten sich die jungen Leute, Studenten und wer noch für die neuen Ideen eigentlich schwärmte; an Dorsch wendete sich gern, außer den Fremden und Reisenden, die sich nach der neufränkischen Gestalt der Dinge umsahen, alle jene zum Theil verlumpten oder verlaufnen Subjecte, die beim neuen Umschwung der Verhältnisse durch den beim General einflußreichen Mann ihren Vortheil suchten.

In Forster's Augen ließ sich nun, zumal als nach dem Eintritte der neuen Verwaltung der Andrang zum rothen Buche zunahm, sich alles dazu an, daß in wenig Wochen Mainz mit der umliegenden Gegend sich zur Frankenverfassung bekennen werde, und sonderbarer Weise ohne Aufwallung ohne Enthusiasmus, so ganz als eine

Sache, die sich von selbst machte und nicht ausbleiben konnte. Auch schien ihm wie seinen Freunden, die Sache so wenig verwickelt, daß die Partei, die Jeder ergreifen müsse, Jedem klar einleuchte. Außer einigen Hofbeamten und Creaturen des Adels erblickte Forster keine Dissidenten mehr, und dieser Adel, diese Räthe und Beamten, die der Kurfürst jetzt sammt seinen Hofmusikanten zu einem Interimshofstaate an sich zog, schienen ihm so ganz von jedem Genius verlassen, daß ihr Ende kommen mußte. Und so hielt es Forster auch für wahrscheinlich, daß gegen Ende des Jahres der allgemeine Wunsch der Stadt und des Landes, ein Theil des französischen Freistaates zu werden, an den National-Convent abgehen werde.

Forster spricht diese Wahrscheinlichkeit als eine Erwartung aus, und wir entsetzen uns vor dem Gedanken, daß ein so edler und wackrer Mann dem Vaterland abfallen, und den Abfall einer so schönen Provinz, wenn auch im einseitigen Interesse derselben, begünstigen oder gar betreiben könnte. Und doch verknüpft sich zu gleicher Zeit dieser Schein politischen Verraths einem so männlichen Gehalt von Uneigennützigkeit und Überzeugungstreue, daß wir die Verirrung einer sonst so klaren als rechtschaffenen Seele kaum begreifen würden, wenn wir nicht aus Forster's früheren Leben wüßten, wie leicht seine Begeisterung für erhabne Erscheinungen des Lebens sich — wenn auch nur vorübergehend, trüben ließ.

Folgen wir nun dem Freunde nicht ohne Besorgniß in seiner öffentlichen Thätigkeit, so finden wir ihn als

neues Administrationsmitglied alsbald unter einer Last von Arbeiten und Verdrießlichkeiten, zum Glücke von ausnahmsweisem Wohlbefinden unterstützt. Indem aber sein Einfluß zunächst der Universität zu gut kam, deren Verschonung mit militärischer Contribution er durchsetzte, traf ihn auch gerade von daher der erste Rückschlag seiner Freiheitsbestrebungen. Die der Anstalt pflichtigen Bauern zahlten und lieferten nämlich nicht, und so blieb schon sein Professorgehalt aus. Von der Luft konnte er nicht leben, wie er seinem Schwiegervater schrieb, und fand sich so unvermerkt den Leuten zugesellt, die durch die französische Eroberung um Verdienst und Brot kamen. Denn auch die Felder der Übersetzung und der literarischen Production waren brach gelegt. Als Mitglied der Landes-Administration bezog er keinen Gehalt. Es war ein demokratisches Ehrenamt, bei dem es aber einem zugänglichen Beamten an Gelegenheit und Verlockung sich zu bereichern nicht fehlte. Die Gebiete der geistlichen Fürsten hatten wirklich, nach dem Ausspruche des himmlischen Meisters, das Ansehen, nicht von dieser Welt zu sein; insofern Herr und Diener mit dem irdischen Gute gar nicht ängstlich wirthschafteten, und die öffentlichen Gelder kein Gegenstand für Gewissenhaftigkeit zu sein schienen. Die Landes-Verwaltung war auf dem Wagen der Themis mit verladen, und die Rechtsuchenden gewöhnt, das Fuhrwerk zu schmieren. So kam es, daß alle Beamten, so wie die wohlhabenden Besitzer in der Rheinprovinz, ihre Unterhandlungen bei den Mitgliedern der Administration mit Bestechung oder Versprechungen anhoben. Bei den vielfältigen Lieferungen an die Ero-

berer war denn freilich dem Einzelnen Schonung oder eine Schutzwacht gegen requirirende Soldaten etwas werth, und es fehlte wohl am wenigsten dem geschäftsthätigen Forster an verlockenden Anbietungen. Selbst Therese gesteht nicht nur dies, sondern sogar, daß auch Forster einen Augenblick in Zweifel gewesen sei, ob es nicht für einen rechtlichen Austausch von Dienst und Lohn gelten dürfe, wenn er für Tausende, die er den Herrschaftsbeamten ersparte, ein Geschenk annähme. Am Ende seiner Erwägungen kam er jedoch zur Einsicht, daß nicht Forster eine Gefälligkeit, sondern der öffentliche Beamte nur seine Schuldigkeit gethan hatte, und lehnte beim ersten Anlaß für diesmal, und bei jeder Gelegenheit, Geschenke ab, so entblößt auch seine Kasse war.

Ja, er nahm sich auch, so bedenklich es damals war der Habsucht französischer Commissäre und Officiere entgegen zu treten, Derjenigen an, die solchen Republikanern unter die Klauen fielen. So wendete er sich einmal zu Gunsten eines gewissen Regierungsrathes Mieg in Heidelberg, auf dessen zwischen Worms und Oppenheim gelegner Besitzung ein Capitain Maugis alle Vorräthe von Fütterung und Lebensmitteln weggeführt hatte, an den General Cüstine. Am Schlusse des mit schöner Wärme und nachdrücklicher Offenherzigkeit französisch geschriebenen Berichtes, konnte Forster mit edlem Bewußtsein von sich aussagen:

»Ich habe alles verlassen, um meinen Mitbürgern Freiheit verschaffen zu helfen, und seit Sie Mainz eingenommen, arbeite ich Tag und Nacht dafür. Ich habe nie die Kunst der Verstellung gekannt, nie von dieser so

gerühmten Kunst etwas zu hoffen gehabt, und sollte es jetzt noch lernen, da mein Loos geworfen ist? Nein, ich werde immer aussprechen, was ich denke, überzeugt, daß dies der rechte Weg ist, das Gute zu bewirken.«

In derselben Zeit seiner entschiednen häuslichen Verlegenheit erschien von einer entgegengesetzten Seite ein Anbieten das, anfangs vom Freunde als reactionäre Versuchung angesehen, einen noch edleren Stolz seiner Armuth herausfoderte.

Die vom Grafen Herzberg angekündigte Büchersendung traf mit einem Schreiben des Verlegers Voß und einem andern Brief ein, worin dem Freunde eine Summe Geldes als Vorschuß zur Verfügung gestellt wurde, — preußische Thaler für einen Mann, »der ein guter Preuße bleiben möge.«

Forster erwiderte:

»Ich bin in polnisch Preußen, eine Stunde von Danzig geboren, und habe meinen Geburtsort verlassen, ehe er unter preußische Botmäßigkeit kam. Insofern also bin ich kein preußischer Unterthan. — — Heißt ein guter Preuße sein, wenn man in Mainz unter französischer Herrschaft steht, soviel, als allen Preußen Gutes, einen baldigen Frieden, Erholung von allen Übeln des Kriegs wünschen, so bin ich ein guter Preuße; heißt es aber, daß ich in Mainz meine allbekannten Grundsätze verleugnen, mich nicht freuen soll, daß es eine freie Verfassung erhält, aufgefodert wie ich bin, nicht dazu mitwirken, in einer Gährung, einer Krise entweder ganz unentschieden bleiben, oder das mainzer Volk zu überreden suchen, es thue besser die alten Gräuel beizubehalten, als mit den

Franken frei zu werden, heißt also ein guter Preuße sein, Grundsätze annehmen, die nie die meinen waren, und die nie das Wohl der Einwohner Preußens, sondern das Wohl des Kabinets, des Hofes, der Geisterseher im Auge behalten sollen; so verlangt man etwas, wofür ich verdiente, an den nächsten Laternenpfahl aufgeknüpft zu werden. — Jetzt begreifen Sie, daß es meine dringendste Pflicht ist, auf den angebotnen Vorschuß gänzlich Verzicht zu thun, obschon ich nie so arm war, wie jetzt, und durch die getäuschte Hoffnung noch ärmer geworden bin. Ich mag aber lieber alles Elend über mich ergehen lassen, als meinen Grundsätzen ungetreu werden.«

Diese muthige Fassung in sich selbst und an seinen Grundsätzen that Forstern vielleicht niemals nöthiger, als so unmittelbar vor einem Ereigniß, das nicht nur den Freiheitsbewegungen in Mainz eine unerwartete Wendung geben, sondern auch in den innersten Lebenskreis des Freundes eine verhängnißvolle Auflösung bringen sollte.

Das frankfurter Unternehmen.

Noch am Abende des 21. October, an welchem Cüstine die Thore von Mainz besetzen ließ, hatte er auch einen starken Heerhaufen aus reitenden Jägern und

Nationalgarden, unter Anführung des Jägerobersten Houchard, nach Frankfurt entboten. Hier lagerten sie am Frühmorgen des 22., zur Überraschung der Bürgerschaft, vor den verschloßnen Thoren und aufgezognen Brücken, die sich aber öffneten, als General Neuwinger des Nachmittags die französischen Kanonen gegen dieselben vorrücken ließ. An 4000 Mann zogen ein, Houchard an der Spitze, dessen von Säbelhieben entstelltes Gesicht mit einem tief herabgezognen Auge und einem emporgezwickten Mundwinkel der erwartungsvollen Menge eine ominöse Miene zeigte.

Die Absicht des Unternehmens blieb nicht lang ein Geheimniß. Ein an den Magistrat gerichtetes Schreiben Cüstine's beschuldigte die Stadt und Kaufmannschaft, daß sie die flüchtigen Aristokraten freundschaftlich aufgenommen, daß sie mit Geldern des östreichischen Kaisers und des Königs von Preußen Geschäfte machten, durch welche sie im Handel mit falschen Assignaten den Credit der echten untergraben, und aus Frankreich das baare Geld gezogen hätten. Cüstine erklärte deshalb Frankfurt für eine feindliche Stadt, und legte ihr zu einiger Entschädigung eine Contribution von 2 Millionen Gulden auf.

Die Franzosen wurden nun einquartiert, machten es sich bequem, indeß der Magistrat sich beeilte, durch eine Deputation nach Mainz den General Cüstine zu besänftigen. Sie wurden von ihm unfreundlich aufgenommen, erhielten aber eine halbe Million an der Foderung erlassen. Hiermit nicht zufrieden versuchte der Magistrat durch eine zweite Beschickung des Feindes die Contribution noch weiter zu mildern, unterließ aber nicht, einst-

weil einen Theil derselben flüssig zu machen. In der Stadt ging es unruhig zu. Die Soldaten lärmten, prahlten und brachten vor allem durch Unreinlichkeit und Ungeziefer die guten Frankfurter zur Verzweiflung. Die Bürger wehrten, die Wäscherinnen weigerten sich, und indeß das republikanische Gesindel an den Ufern des Mains die Wäsche selbst besorgend sein lustiges Ça ira sang, machte sich der frankfurter Pöbel an den Straßenecken über Cüstine's volksfreundliche Proclamationen lustig.

Inzwischen ward bis zum 25. October doch ein Theil der Contribution abgeliefert, und am 27. erschien Cüstine selbst in Frankfurt mit ansehnlichem Gefolge, unter welchem Doctor Böhmer im rothen Rock hervorstach. Die Garnison zu wechseln, führte der General selbst die neuen Regimenter und Kanonen durch das Bockenheimer Thor ein, verkündigte dem Volke, daß nur den Reichsten in der Stadt die Contribution auferlegt sei, und nahm christliche und jüdische Geißeln aus, die im rothen Hause festgehalten wurden.

Zugleich unternahmen die Franzosen einen Ausfall in's hessische Gebiet, nach Nauheim, wo sie die ansehnlichen Salzvorräthe der dortigen Saline theils nach Mainz abführten, theils in herabgesetztem Preise verwertheten. Neben den Salzsäcken brachten sie 120 Mann gefangene hessische Soldaten ein.

Am 1. November war eine Million abbezahlt. Wegen Erlasses der andern halben Million hatte sich der Magistrat an den National-Convent nach Paris gewendet. Cüstine gab nun die Geißeln wieder frei, und

kehrte, als General Neuwinger eintraf, unzufrieden mit der Stadt, nach Mainz zurück.

Die franzosenfeindliche Gesinnung der frankfurter Einwohner verrieth sich noch deutlicher, als bisher, bei der am 10. November einlaufenden Nachricht, daß die anrückenden Hessen bei Weilburg die Franzosen zurückgedrängt hätten. Und als am 28. der preußische General Graf Kalkreuth, Befehlshaber des verbundenen preußisch-hessischen Armee-Corps, bereits bis Bergen und mit seinen Vorposten sogar bis an die nahe Friedberger Warte vorgerückt, durch einen Stabsofficier mit einem Trompeter die französische Besatzung von 1800 Mann auffodern ließ, wurde dieser Parlementär mit Lebehoch für die Preußen empfangen.

Allein die Franzosen waren nicht Willens zu weichen; vielmehr begehrte der Commandant, General van Helden, ein sonst billiger und wohlwollender Mann, die Kanonen der Stadt zur Verwendung, und die Pulvervorräthe zum Ankauf. Das Volk wurde aufrührerisch, und der Magistrat, in Besorgniß um die Stadt, suchte hier den Commandanten von der beabsichtigten Vertheidigung, draußen den preußischen Heerführer durch Abgeordnete von einem Angriff abzubringen. Die Kanonen aber wurden verweigert.

In der Ungewißheit, die ungeachtet des von beiden feindlichen Seiten versicherten Wohlwollens für die Stadt immer beängstigender wurde, traf unerwartet General Cüstine wieder ein, begab sich auf den Römer, und ertheilte die Versicherung, daß er, obgleich entschlossen seine Position gegen die Preußen zu behaupten, doch

bei einem für ihn unglücklichen Ausgang des Treffens sich nicht in die Stadt werfen, und sie keiner Belagerung aussetzen werde.

Mit dieser Beruhigung verließ er die Stadt, und kehrte zu seinen Truppen zurück, mit welchen er, von Mainz herauf vorgerückt, eine vortheilhafte Stellung genommen hatte. Die Garnison zog unter ihren Fahnen mit Sack und Pack auf, und besetzte die Wälle der Stadt. Die Hessen rückten dicht heran, ohne jedoch den Verkehr der Stadt mit dem Lande zu stören. So geschah es denn auch, daß am 30. November die, des Buß- und Bettages wegen, feiernden Handwerksgesellen zu hunderten auszogen, den Hessen einen Besuch an der Friedberger Warte zu machen.

Hier wahrscheinlich schöpften sie aus brüderschaftlichem Trunk und Händedruck jenen Muth, womit sie am 2. December eine kriegerische Rolle hinter den Coulissen des Treffens glücklich ausführten.

An diesem Tage nämlich, dem ersten Adventssonntag, als bei friedlichem Sonnenscheine sich alles nach den Kirchen begab, brach plötzlich die heftigste Kanonade los. Granaten fielen in die Stadt; es entstand Feuerlärm.

Unbekümmert um Brand und Angst der Stadt traf der Commandant seine Anstalten zur Vertheidigung, und ließ noch die zwei Kanonen vor seinem Quartier nach den Wällen abfahren. Doch jetzt thaten sich die Handwerksgesellen hervor. Sie hielten die Kanonen und Munitionswagen an, spannten die Pferde aus, zerschlugen die Räder. Den Franzosen, die von den Wällen ab- und zuliefen, nahmen sie höflich oder mit Gewalt

die Gewehre ab und entluden sie; ja sie entwaffneten eine französische Thorwache, und ließen, mit Lebensgefahr vordringend, die Zugbrücke nieder, über welche die tapfern Hessen in die Stadt eindrangen, und mit blinder Wuth gegen die fliehenden Franzosen ihren guten Namen bewährten.

Unmittelbar nach der Einnahme zog der König von Preußen mit dem Herzoge von Braunschweig und andre Fürstlichkeiten in die Stadt, und wurde mit Zujauchzen empfangen. Vor dem Neuthore war es am heißesten zugegangen; hier lagen die hessischen Grenadiere hingestreckt. Das donnernde Wetter des Treffens zog sich indeß über Bockenheim, nach Rödelheim und dem nidbaer Wäldchen hinter den Franzosen her, die langsam gegen Mainz zurückwichen.

Hier in Mainz lebte man der Erwartung eines siegreichen Ausgangs für Cüstine's Bewegung mit den Preußen. Man wußte am 1. December von kleinen Scharmützeln, in welchen die Deutschen sollten zurückgewichen sein. Forster, der Cüstine an Macht der preußischen Armee überlegen glaubte, zweifelte, daß es zur Schlacht kommen werde, und wenn dennoch, daß es bei Höchst diesen oder den folgenden Tag geschehen müsse.

So wandelte er an jenem 2. December Nachmittags bei mildem Sonnenscheine, der in die leichtbeschneite Landschaft fiel, mit Theresen, seinem englischen Tischgenossen und einquartierten Franzosen über die Brücke nach Castel. Hier waren Soldaten und Bauern mit Hauen und Spaten an der nahe beendigten Befestigung

des Platzes beschäftigt. Während sie sich von einigen Officieren die Verschanzungen erklären ließen, eilte plötzlich alles umher von der Arbeit hinweg einem französischen Reiter zu, der gleich darauf vorüber jagend unter heftigem Erzählen die Worte — trahison, massacre, vengeance hören ließ.

Bald verbreitete sich die Nachricht von dem übeln Ausgang des Treffens und von dem Unternehmen innerhalb der Stadt. —

In welchem Lichte Forster besonders die Vorfälle innerhalb der Stadt sah, läßt sich begreifen, wenn man bedenkt, daß er dem Schauplatze der Begebenheit eben so entfernt, als dicht an der Stelle stand, woher eine politische, mithin die grellste Beleuchtung auf jene frankfurter That geworfen wurde. Er hatte schon früher den Zuruf eines Frankfurters an den General Cüstine in der neuwieder Zeitung öffentlich beantwortend, die Rechtmäßigkeit der von Cüstine geforderten Kriegssteuer aus dem Gesichtspunkte der Kriegsgesetze vertheidigt, indem er die Speculation mit falschen Assignaten als eine gegen Frankreich gerichtete Feindseligkeit darstellte, und solche durch eine behauptete Mitwissenschaft des frankfurter Magistrats noch verschärfte. (Sämmtl. Schriften 6. Band.) Nun erschien in der mainzer Zeitung vom 6. December ein declamatorischer Bericht von Daniel Stamm, einem Cüstine'schen Adjutanten, über das frankfurter Ereigniß, welches als »Gegenstück zur Bartholomäusnacht und zu den sicilianischen Vespern« dargestellt wurde. Doch Cüstine ließ sich von keinem Adjutanten überbieten. Im Moniteur № 349 erschien sein Bericht an den National-

Convent, dessen Unzufriedenheit der Bürger-General wohl zu fürchten Ursach haben mochte. Dieser Bericht vom 7. December, in Fallstaff'schem Stil abgefaßt, legt den Verlust von Frankfurt — zehntausend Meuchelmördern zur Last, die mit ihren Messern — 300 seiner Waffenbrüder im glorreichen Kampfe für die Freiheit gemordet hätten. 150 Zimmerleute wären aus Nassau, welches dem Landgrafen von Hessen gehöre, in zwei Schiffen angelangt, um von Innen der Stadt die Thore einzuschlagen. Eins dieser Messer, von einem Soldaten erbeutet, war dem Berichte beigelegt, und indem Cüstine verdächtigende Seitenblicke auf den General van Helden wirft, schließt er den possirlichen Bericht mit der wunderlichen Nachricht, daß neben mehr als 4200 gebliebenen Preußen und Hessen, er selbst nur »ungefähr« 300 Brüder verloren habe; so daß mithin im Ganzen, mit Inbegriff des Treffens, weniger Franzosen geblieben waren, als jene tausende von Messern innerhalb der Stadt bereits gemeuchelt hatten, nämlich volle 300!

Wie übereilt scheint solcher Bericht durch seine Ungeheuerlichkeiten und Selbstvergessenheit! Allein Cüstine wußte wohl, daß dergleichen Bülletins in revolutionären Tagen mit entzündeten Augen gelesen, und aufgeregte Gemüther nur von ganz Erstaunlichem noch berührt werden.

Und nun Forster! Begreiflich, daß er auf der Seite, wo er eben stand, nur die eine Stimme hörte: »Hätten die Frankfurter nicht verrätherisch gehandelt, so waren an jenem Sonntag die Preußen geschlagen; denn die Stellung der Franken soll ein Meisterstück gewesen

sein. Allein da Frankfurt weg war, war der ganze Plan verrückt; die französischen Truppen, die dicht unter der Stadt standen, mußten sich zurückziehen, um nicht beschossen zu werden, und dies machte einen allgemeinen Rückzug nothwendig.«

Die Vorfälle in Frankfurt sah er für so entsetzlich an, daß er einen Ausdruck von Rührung über jene Gräuel noch im Gesichte des Boten zu finden glaubte, den er am 4. von Hubern erhielt.

Trennung.

In Folge der frankfurter Ereignisse streckten, wie Forster an Huber schrieb, die mainzer Pfaffen die Köpfe in die Höhe und jubelten den Frankfurtern Beifall zu; den Mainzern aber krähten sie Unglück, und drohten Mord und Tod. Eine Angst vor den anrückenden Preußen, und vor verrätherischen Bewegungen in Mainz griff rasch um sich, und lähmte selbst die Zungen der Clubisten. So sanken denn auch die schönen Erwartungen dahin, die der Freund vom guten Fortgang der Sache der Freiheit eben zu fassen angefangen hatte. Er sah, wie das laue Volk die Köpfe hängen ließ, und meinte, wer alle seine Hoffnungen für sie opferte, die da nichts wollten und nichts wagten, wäre ein Thor. Er überlegte, ob er nicht fort müsse, und dachte nach Frank-

reich, wo allein noch Freude, Ehre und Zufriedenheit zu holen sei. Zwar theilte er für seine Person jene Besorgniß nicht, daß die Mainzer bei Annäherung der Preußen, nach dem Beispiele der Frankfurter, mit ähnlichen Messern über die Franken verrätherischerweise herfallen könnten; indem es, auch abgesehen von der starken Garnison, diesem Völkchen, wie zu allem, auch hierzu an Energie fehle: allein Thomas Brand, sein häuslicher Engländer, gab ihm die Lage Theresens mit den Kindern zu bedenken. Nach seinen strengen Begriffen von weiblichem Anstand, ermaß der junge Mann die Unziemlichkeiten, denen bei irgend einem, doch immer möglichen Pöbelaufstande Frau Forster ausgesetzt sei. Seine Ansichten, sein dringendes Verlangen, daß sie Mainz verlasse, wogen um so mehr, als gerade sein festes kühnes Wesen bei so manchen seit dem Einzuge der Franzosen vorgefallnen Auftritten für die Hausgenossen bisjetzt sehr beruhigend gewesen war, und er selbst im Begriffe stand, den längst beabsichtigten Studienbesuch Göttingens nun bestimmt auszuführen. Überdies unterstützte er sein Andringen durch das Erbieten, Frau Forster und ihre Kinder selbst nach Straßburg zu bringen.

Ein Vorschlag der noch weiter griff, kam von Huber. Forster sollte sich von Theresen trennen, um sowohl dem möglichen Vorwurfe zu entgehen, daß er die Seinigen in Gefahr gebracht, als um in seiner jetzigen Lage sich selbst zu erleichtern. Dafür machte der Freund sich verbindlich, sein Schicksal mit dem der Frau und Kinder zu vereinigen.

Bei dem allen war ein Entschluß für Forstern schwer

zu fassen. Er fühlte, daß er von Theresen das Opfer mit ihm zu leben und zu sterben, nicht fordern könne, und desto schmerzlicher war seine Lage. In seinen Augen stand nicht bloß ihre Ruhe und Sicherheit, — es stand auch seine Ehre als Volksbeamter auf der Reisekarte. Noch nie hatte er sich in so verwickelten Verhältnissen befunden. Es schien ihm eine Nothwendigkeit, so zu handeln, als wäre er der einzige Mensch in der Welt, auf den man rechnen könnte. Wie dann aber, wenn das Publikum noch mehr verzagte, weil er Frau und Kinder wegschickte, um es im Stiche zu lassen jetzt, wo es gelte? Nun ja, — wenn es sein mußte, so wollte er sich dennoch von seiner Familie trennen; nur nicht heimlich, nicht hinterrücks. Er wollte vorher die Mainzer wissen lassen, nur dadurch, daß sie sich nicht für die Freiheit erklärten, halte er sich von aller Pflicht des Mitbürgers entbunden; und indem er nur in seiner Eigenschaft als fränkischer Bürger handle, glaube er ihnen von keiner seiner Handlungen mehr Rechenschaft schuldig zu sein. Nur wenn er dadurch etwa eine Insurrection der Freiheit bewirken würde, glaubte er, mit den Seinigen dennoch bleiben zu müssen.

Doch wie unwahrscheinlich erschien ihm bei näherm Betracht solche Erwartung! Nein, er hielt den Fall, wo Therese das Opfer zu bleiben seiner Ehre bringen müsse, unter den Umständen, für so unmöglich, daß er glaubte, die ganze Welt müßte ihm alle Folgen desselben verzeihen, wenn er sich doch an den Mainzern noch geirrt hätte, und sie dann doch Charakter zeigten, den sie unter weit günstigeren Aspecten nicht bewiesen hätten.

Und so nahm er denn Brand's Erbieten und Huber's Vorschlag an, bereit Theresen mit den Kindern ziehen zu lassen, was man auch von ihm sagen und denken möchte.

Und Therese? —

Sie schied nicht ungern. So bestimmt ihr Charakter sie zu Muth und Bestehen der Gefahr aufrief, so unbehaglich, nach ihrem eignen Geständniß, fühlte sie sich bei ihren sehr weiblichen Gewohnheiten, bei sehr gepflegtem Gefühl für häusliche Ordnung und auserlesnen Umgang durch die jetzigen Erfordernisse von Forster's täglichem Leben. Sie lebte jetzt einsamer, als jemals; ihr gesellschaftlicher Abendzirkel war durch die Flucht der Gesandtschaften mit Einschluß Huber's auf ein paar weibliche Bekannte beschränkt. Dafür waren die mainzer Patrioten eingetreten, zwar ehrenwerthe Männer, die man aber sehr schonen mußte, und »die keineswegs eine angenehme Theegesellschaft machten.« Dabei führten Forster's Verhältnisse so viel Landleute, Bürger, Beamte in's Haus, daß sie sich ganz aus ihrer Sphäre gestoßen fühlte. Wie viel Huber's Briefe dabei thaten, und ob sein Vorhaben für die Zukunft den Ausschlag gab, läßt sich nicht sagen. Aber ein Schreiben ihres Vaters, das seine Besorgniß um ihre Lage aussprach, erinnerte sie daran, jedem Umschlag der Dinge voraus zu bedenken, wohin sie sich mit den Kindern begeben wolle.

So trat also der verhängnißvolle Wendepunkt in Forster's und der Seinigen Schicksal entschieden ein. Es war am 7. December. Thomas Brand hatte seinen Bedienten vorausreiten lassen, um die Postpferde zu be-

stellen, nahm mit einem Landsmanne, den der Krieg ebenfalls aus Mainz trieb, eine Postchaise, und überließ seinen eignen Wagen Theresen mit ihren Kindern und einer Magd. Das Wappen an der englischen Berline, bei dieser Flucht nicht abgekratzt, wie das kurfürstliche, fiel den Republikanern beleidigend in die Augen. Aber das dreijährige Töchterchen hatte bei viel Lebhaftigkeit schon einige französische Phrasen gelernt, und rief lachend zum Fenster hinaus: bon jour citoyen! und der republikanische Beifall löschte das aristokratische Wappen aus.

So leerte sich Forster's Haus, und nur Mariane, die zweite Magd, blieb zu seiner Versorgung zurück.

Doch alle Verbindungen des Herzens waren noch nicht abgebrochen. Noch lebte, wenn auch im Augenblick entfernt, ein Mann, dem er schon als Bräutigam, in der schönsten Zeit seiner Liebeshoffnungen, aus Wilna geschrieben hatte: — »selbst die Liebe weicht dem Seelenbündniß, welches mich an Dich kettet.«

Sömmering, der Herzensfreund, war, wie wir wissen, mit seiner jungen Frau nach Wien gereis't, ehe man den Fall von Mainz ahnen konnte. Unterm 6. October hatte ihn Forster von der Annäherung der Franzosen benachrichtigt, und auf Verlangen der Schwiegereltern des Freundes Wäsche, Kleider, Briefschaften, Silberzeug, Geld und einen Wechsel von 4000 Gulden in einem Verschlage mit dem Marktschiffe nach Frankfurt besorgt. Inzwischen war Sömmering von seiner Reise zurückgekehrt, konnte sich aber nicht entschließen, unter den jetzigen Ver-

hältnissen seinen Posten in Mainz wieder anzutreten, und blieb bei den Eltern seiner Frau in Frankfurt.

Was von hieraus zwischen ihm und Forster verhandelt wurde, fällt zwar ein paar Wochen später, gehört aber seinen Motiven nach in die innere, auflösende Krise des Forster'schen Lebens, weßhalb wir es gleich hierher ziehen.

Sömmering schrieb unterm 29. December an den Freund in Betreff des mainzer Zustandes, beschwerte sich über die seiner mainzer Wohnung zugemeß'ne Einquartierung, forderte von Forster Sicherstellung seines Eigenthums, und wollte ihn als Vice-Präsidenten der Administration, was Forster damals eben geworden war, bei dessen Ehre verantwortlich für die Unverletzlichkeit der Siegel machen, die von der Behörde in Sömmering's Hause vorsorglich für das Eigenthum des Abwesenden waren angelegt worden.

Diese verbiß'nen Zumuthungen und wahrscheinlich der ganze Ton des Briefes verriethen einen Mann, der mit Beginn eines glücklichen Hausstandes einen ängstlichen Ärger an allem Revolutionären gefaßt hatte, und seine Erbitterung mit aller Vergessenheit und Überhebung dem Jugendfreunde, dem Lebens- und Strebensgenossen, zu fühlen gab.

Forster nahm sich zusammen, und antwortete unterm 6. Januar des folgenden Jahres mit hohem Ernste, mit dem Vorgefühl seines Unglücks und mit dem Stolze seines einsamen Herzens. Er erklärte dem Freunde, wie es eben eine Folge der Einnahme von Mainz sei, daß Einquartierung in die Häuser käme, und eine Folge der

Maßregel die Sömmering genommen habe, daß sein Haus mehr belästigt würde, als geschehen, — wenn er auf seinem Posten geblieben wäre. Seine Effekten ständen unter'm Schutze des Gesetzes; aber es wäre unbillig, den Zufall, den sie beide nicht berechnen könnten, auf Forster's Rechnung zu setzen, bloß weil Sömmering deßhalb an ihn geschrieben habe. — »Hättest Du doch lieber, schrieb er, den entschiednen Willen gehabt, hier alles Gute und Böse mit uns zu theilen, und Dein Haus unter Deiner Aufsicht zu behalten, — oder mit Deinem ganzen Eigenthum weg zu ziehen, und uns unserm Schicksale zu überlassen! — — Wer wird einen Beamten verantwortlich für die Übertretung machen, die er gerade durch eine Vorsichtsmaßregel zu erschweren bemüht war? Darum ließ man ja besiegeln, daß nichts erbrochen werden sollte. — — Mich würde es bitterlich schmerzen, wenn Dir das Geringste von dem, was nur der Wissenschaft nützen kann, entkäme; so wie es mich schon genug geschmerzt hat, daß unser Weg sich bei der Erscheinung der Franzosen trennen mußte; indem wir verschiednen Grundsätzen folgten, oder Anderes aus einerlei Prämissen schlossen. Ich habe mich für eine Sache entschieden, der ich meine Privatruhe, meine Studien, mein häusliches Glück, vielleicht meine Gesundheit, mein ganzes Vermögen, vielleicht mein Leben aufopfern muß. Eins allein, weiß ich, ist unantastbar mein, weil nur ich allein es antasten könnte, das ist mein Bewußtsein!«

Und das letzte Wort der Freundschaft lautete:

»Du wirst am Besten wissen, daß ich Dich kenne:

mithin kannst Du auch an meiner Denkungsart nicht zweifeln!« — —

So lös'te sich denn auch diese alte edle Freundschaft der Herzen und der Geister, des Irrens und des Strebens.

Nun stand Forster allein, — Hauses- und Herzens-einsam!

Sechstes Buch.

Umblick und Fassung.

Seine Lage zu überschauen, sich über seine Ansichten, seine Absichten zurechtzufinden, sah sich nun Forster einsam und ungestört genug. Das menschliche Herz, von den Einflüssen verlassen, unter denen es lange Zeit gestanden, gleicht dann einer Quelle, von der man die laufenden Beimischungen und Zuflüsse sorgfältig abgeschnitten hat, um ihren Sprudel in seinem eigenthümlichsten Gehalt und Trieb zu fassen.

Und so erscheint wirklich der verlass'ne Mann im Bestreben, sich über seinen Zustand klar zu machen, bald gefaßt. Die schmerzliche Betrachtung, wie in einem Augenblick alles auseinander stiebe, was sich so an demselben Orte zusammenfand, wurde ihm durch die Erinnerung an Kassel erleichtert, wo er Ähnliches schon erlebt hatte, als Dohm, Müller, Mauvillon, Tiedemann, Sömmering, Runde — freilich innerhalb Jahresfristen sich zerstreuten. — »Mein Geist ist, Gott sei Dank! unabhängig von allem, rief er seiner Therese nach, und ich

gehe meinen geraden Gang, überzeugt daß ich nach bester Einsicht handle; das Übrige ist Tand.«

Das vereinsamte Haus blieb doch seine Zuflucht nach all' den mit mancherlei Verdruß verknüpften Gängen, die seine Stellung und die Zeitläufte bei oft abscheulichem Wetter mit sich brachten. Glücklicherweise empfand er sich hier von Marianen trefflich bedient und besorgt, auch von ungewöhnlich gutem Befinden unterstützt; obgleich er täglich sechsmal durch Koth und Schneewasser rennen mußte, so daß er kaum sein liebes Theestündchen einhalten konnte.

Zu diesem fanden sich denn auch noch liebe Bekannte ein. Unter andern auch Felix Blau, ein Mitglied der Administration, — jener liebenswürdige Priester und Kollegiatstiftskapitular, der einst zwar gegen die Unfehlbarkeit der Kirche eine wissenschaftliche Feder geführt hatte, dabei aber so mild von Gemüth, als aufgeklärten Geistes war, human und edel von Denkart, ein heitrer, friedlicher Republikaner. In den Geschäften der Landesverwaltung, worin ihm das Finanzielle oblag, scheint er weniger, als es Forster wünschte, gewandt und thätig gewesen zu sein.

Anfangs führte der einsame Freund auch seine häusliche Wirthschaft fort, bis er denn doch inne ward, daß Küche und Keller bei seinen jetzigen unruhigen Verbindungen zu sehr in Anspruch genommen wurden; da er denn nach Theresens Rathe seinen Tisch an einer Table d'Hote nahm.

Denn wie es jetzt mit seiner Kasse bestellt war, verräth uns eine Angelegenheit, die er in den ersten

Tagen nach Theresens Abreise mit Huber zu verhandeln bekam. Es betraf jene Summe preußischer Thaler, die ihm auf sein gutes Preußenthum hin von Berlin aus als Vorschuß auf Frankfurt angewiesen war. Wir erinnern uns, wie stolz er sie zuerst abgelehnt hatte. Sobald aber Buchhändler Voß schrieb, daß seine und des Grafen Herzberg flüchtige Äußerung vom guten Preußenthum ganz unschuldig gewesen, und durchaus nicht die unterstellte Bedeutung habe, nicht im entferntesten bindend sein sollte, nahm Forster das Anerbieten als unerwarteten Wurf des Schicksals an. Und wie willkommen ihm dieser Wurf war, geht aus der guten Laune hervor, mit der er hoffte, das Schicksal werde ihn noch mit einigen solchen Würfen bedenken, und nicht bankerott an ihm werden wollen.

Noch einmal, wie es scheint, wiederholte sich ihm in verzweifelter Lage etwas von der Art jener Guinee in der Stapfe des Pferdehufs, mit der sich der Knabe die mahnende Pastetenbäckerin vom Halse geschafft hatte.

Die so willkommne Summe war von der Hand des Kaufmanns Rauspach in Berlin an Johann Mertens in Frankfurt angewiesen. Statt nun das Geld durch Theresen bei Gelegenheit des Abschiedsbesuches, den sie bei Huber in Frankfurt machte, erheben zu lassen, ließ Forster die Auszahlung auf einen mainzer Kaufmann übertragen, und verlangte deßhalb die zuerst mit seiner Quittung an Huber geschickte Anweisung zurück. Huber übermachte die Quittung, doch ohne den Zettel an Johann Mertens, den der mainzer Kaufmann vor der Auszahlung

verlangte. Forster mahnt ungeduldig. Huber vergaß es, versäumte es, oder hatte die berliner Anweisung verloren. Forster gerieth außer sich. — »Mein Gott, schrieb er ihm, wie kann man in Geldsachen so sorglos sein! Diese Tantals-Empfindung, eine Summe, die ich so dringend bedarf, nun seit acht Tagen hier zu wissen, ohne sie, des verwünschten Zettelchens wegen, heben zu können, gönne ich dem Teufel und seinen Gehülfen, aber keinem honetten Mann. Ich bitte Sie nochmals, eilen Sie, wenn's noch nicht geschehen ist, und schicken Sie mir das Ding; ich möchte vor Wuth und Unmuth vergehen, daß ich es Ihnen schickte.« —

Endlich hatte sich der mainzer Kaufmann von Forstern bewegen lassen oder durch sein Interesse bewogen gefunden, den Betrag ohne das Zettelchen zu zahlen. Forster entschuldigte sich gegen Huber, daß er ihm weh gethan, und erklärte ihm, wie er sich mit seinem ganzen Dasein von der schwebenden Summe abhängig gefühlt habe.

Dieser, von Abhängigkeit befreienden Macht des Geldes vergaß denn freilich Forster gar bald wieder, wenn seine Seele für die höchste Unabhängigkeit, für Volksfreiheit, aufloderte. Huber hatte ihn durch den gleich hinter dem frankfurter Ereignisse herübergeschickten Boten von der dortigen Stimmung und der dem republikanischen Forster geschwornen Rache benachrichtigt. Denn wie man in Mainz für die französische Revolution schwärmte, so fehlte es in Frankfurt auch schon damals nicht zu Gunsten der deutschen Reaction an überspannten Köpfen. Forster nannte sie — »jene elende Rasse,

deren Sache es freilich sei, ihren Beutel festzuhalten, nicht aber der Menschheit Puls zu greifen, und zu fühlen, um was es gelte.«

Nun hatte allerdings die Sache, um die es eben in Mainz galt, durch das frankfurter Ereigniß einen unberechneten Stoß erhalten; so daß Forster auch mit der brieflich ausgesprochenen Zuversicht, daß die Pforten der Hölle die neue Freiheit nicht überwältigen würden, doch kaum über den Verdruß hinauskommen konnte, den ihm die Unreife und das Schwanken der Mainzer, sich für diese ewige Sache zu erklären, in seinem stürmischen Gemüth erregten. Vollends empörte es ihn aber, wenn träge, gleichgiltige Menschen mit Vorschlägen kamen, wie bald sich alle für die Freiheit erklären würden, wenn man ihnen nur die Abgaben erlassen wollte. Da rief er wohl aus: »Gemißhandelt, betrogen, gedrückt werden, das alles ist also nichts, was einem Menschen bewegen kann, das Joch abzuschütteln, sondern vollkommne Zusicherung, daß man nichts thun und gar keine Pflichten haben werde.«

Seine Unzufriedenheit wird uns aber noch verständlicher, wenn wir die Gedanken an seine Zukunft, die Vorsätze für sein Handeln mit der mainzer Verfassungsfrage auf's engste verknüpft sehen. Seine Häuslichkeit hing ohnehin schon in der Schwebe zwischen Mainz, wo er selbst den öffentlichen Geschäften lebte, und Straßburg, wo seine Familie, von Freunden empfohlen, den Schutz eines eifrigen Jacobiners suchte. Nur der gleiche Faden des Rheinstroms berührte noch beide Gatten, und hielt sie an der gemeinsamen Erwartung fest, daß bei der

Ohnmacht der Coalition durch Vermehrung der französischen Streitkräfte sich in wenig Wochen alle Gefahr von Mainz entfernen, und beide Gatten einander wiederfinden würden. In solcher Erwartung hatte Frau Forster selbst ihren Koffer nur allzuleicht bepackt.

Bedachte nun aber Forster die Möglichkeit, daß diese politische Rechnung doch ohne den Wirth gemacht sei, und die Wiedereinnahme von Mainz als sein großer Rechnungsfehler herausspränge, — wohin sollte er sich alsdann wenden? Daß man ihm in Frankfurt Rache geschworen, war nur als Anzeichen von Bedeutung, wie sehr diese Stimmung ganz Deutschland zu durchziehen anfing. Alle jene Kreise, in denen einst sein Name mit der Würze der Südsee verbreitet war, nahmen jetzt desto gieriger das üble Gerücht seiner revolutionären Gesinnung auf. Er selbst blieb auch über die Lichtwandlung, worin er jetzt in Deutschland beobachtet wurde, nicht im Zweifel. Geheimrath Schlosser in Carlsruhe, unzufrieden mit den Declamationen, die gegen seine Vaterstadt Frankfurt von der mainzer Volkstribüne aus Forster's Munde ergangen waren, gab jetzt, statt frühern Trostes, ungeeignete Belehrungen über die alten Republiken von Griechenland und Rom im Vergleich mit dem jetzigen fränkischen Republikanismus. — Die neuwieder Zeitung bezeichnete alles, was Forster über die Freiheit geschrieben, als seiner unwürdig. Die Gelehrten in Berlin erklärten ihn für den Hauptanstifter alles Übels in Mainz. Selbst der wohlwollende Heyne war unzufrieden, und schrieb kaum mehr, — er selbst nur darum ein Aristokrat, wie Forster meinte, weil er nicht 50 Meilen südlicher wohne.

Der gute Papa hatte es in einem Brief an die Tochter sehr unvorsichtig gefunden, daß Forster die Stelle bei der Administration angenommen, ohne dem Kurfürsten oder dem Coadjutor Anzeige davon zu machen, und sich dadurch seinen künftigen Aufenthalt, Unterkommen und Versorgung zu sichern.

In einem andern Briefe desselben an Sömmering vom 30. December finden wir die damals in Deutschland gegen Forster herrschende Stimmung stark genug selbst von dem wohlwollendsten Manne ausgesprochen:

»Der gute Forster hätte mögen die Partei wählen, sich employiren lassen, hätte er nur Mäßigung und Klugheit gebraucht, um sich den Rücken frei zu behalten. Er ist nun in Deutschland so gut als vogelfrei. Geht Mainz über, wo will er hin? — Um seine Liebe bei unsern Landsleuten, selbst um seinen Autorruhm und den Abgang seiner Arbeiten bei den Verlegern hat er sich gebracht.« —

Daß man mit Heyne's Ängstlichkeit nur immer für sich handeln und nicht bedenken solle, ob man ein Vaterland habe oder nicht, brachte Forstern auf. Überhaupt gebührt ihm jetzt noch das Zeugniß, daß er mit lebendigem Glauben an sich und seine Sache, bei allen schiefen und schlimmen Urtheilen, die er über sich vernahm, eine männliche Ruhe behielt. So ganz unrichtig war es wohl auch nicht, wenn er meinte, die geschäftige Nichtsthuerei der deutschen Gelehrten verderbe diese Leute in Grund und Boden. Sie könnten einen Menschen nicht begreifen, der zu seiner Zeit auch einmal handle, und fänden ihn verabscheuenswürdig, nun

er einmal nach den Grundsätzen zu Werke gehe, die sie doch erst auf dem Papiere so beifällig aufgenommen hätten.

Auf die Wuth des Parteigeistes zu antworten, hielt er für thöricht, auch wenn er Zeit dazu hätte, und an die Nachwelt zu appelliren, hegte er von der historischen Wahrheit zu wenig heilige Begriffe. Warnungen und Drohungen, die ihm zugingen, schreckten ihn nicht; doch fühlte er sich mehr, als durch solche, aus Rücksicht auf seine Ehre abgehalten, im Fall eines Umschlags Deutschland zu betreten. Und so wollte er sich vorerst bloß als fränkischen Beamten ansehen, dessen Verbleiben in Mainz mit dem Weichen oder Weggehen der Franzosen sein Ende nehme.

Dies hing denn von den Fortschritten der Preußen ab. Daß diese während des Winters Mainz beunruhigen würden, schien Forstern nicht wahrscheinlich; obgleich ihr Belagerungsgeschütz vor der von General Meunier mit 400 Mann besetzten Veste Königstein vom Taunus herab fast täglich vernommen ward. Er lächelte zu Huber's guter Meinung von den Preußen, deren Armee doch im elendesten Zustande ohne die mit ihnen verbundnen 10,000 Hessen nichts ausrichten würde. Ihre Ausreißer kamen nach Mainz, und berichteten die Noth der Truppen, die in dem nassauer Gebirge Hunger litten, und ihre Pferde mit Drittel-Rationen nur zur Noth auf den Beinen erhalten konnten. Dennoch glaubte Forster auch nicht an Frieden. Der König von Preußen, ein Werkzeug seiner Umgebung, war in der Hand Derjenigen, die Mainz in keinem Falle der französischen Republik

einverleibt sehen wollten. Auf der andern Seite machten geheime Correspondenzen mit dem Kurfürsten, Spione und reactionäre Aristokaten in Mainz strenge Maßregeln Cüstine's nöthig. Es wurde Jeder, der von einer Übergabe der Stadt und Castels reden würde, mit dem Strange bedroht. Dies war vielleicht überflüssig, da die Mainzer, nach Forster's Meinung, noch immer die Alten, sich mit dem alten guten Spruche: Wer uns gewinnt der hat uns! ruhig schlafen legten, aber auch auf den ersten Alarmschuß gleich von preußischer Besatzung träumten.

Wie er jetzt mit seinen Gedanken stets auf die thatsächliche Gegenwart gerichtet war, so bedachte Forster zuweilen auch die Leichtigkeit, wie die französische Republik durch einen wohlberechneten Kraftaufwand die Preußen vor Eintritt des Frühjahres vernichten, Frankfurt als gute Geldquelle wieder einnehmen, und sich der Zustimmung des Landstriches bis nach Franken für die Freiheit versichern könnte.

Die Vorstellung von einem so glücklichen Ausgang der Dinge lieh dann auch wieder dem Wunsche, Deutschland nahe zu bleiben, einen neuen Reiz. — »Wenn Mainz französisch bleibt, schrieb er an Therese, wüßte ich kaum, wo wir besser sein könnten nach der Art und dem Zuschnitt unserer Lebensweise. Der Vereinigungspunkt für Deutschland bliebe es nun einmal gewiß. Meine literarischen Arbeiten gingen ihren Gang fort, und England wäre auch nicht zu fern, um Bücher, Nachrichten u. d. gl. daher zu bekommen.« —

Auch er also noch der gute Alte!

Geschäftskreis und Abschluß.

Doch näher, als die Gedanken an seine Zukunft, lagen die Motive des Handelns vor der brennenden Angelegenheit der mainzer Verfassung, und nöthigten Forster, mit sich in Überlegung zu gehen. Diese Angelegenheit wurde nun, hinter den dringendsten Vorkehrungen gegen einen Angriff der Preußen auf die Stadt, ihrer Entscheidung entgegen gedrängt, indem die Administration Mitte December die Stimmen der mainzer Bürger für oder wider die Annahme der dargebotnen Freiheit sammlen ließ, und zu demselben Zwecke Commissäre auf's Land schickte. Forster zweifelte nicht, daß die große Mehrheit sich, wenn auch ganz gelassen und ohne Enthusiasmus, für die Annahme entscheiden werde. Solcher Erwartung arbeitete aber ein Gerücht entgegen, das sehr abschreckend wirkte. Es hieß nämlich, eine Liste aller Club-Freunde sei dem Könige von Preußen zugeschickt, und von dort aus in Abschriften an die Vorposten der anrückenden Truppen gegeben worden; jeder Mainzer, dessen man habhaft würde, und den man auf der Liste verzeichnet fände, habe nach Maßgabe seiner Theilnahme am Club, worüber Notizen im Namensverzeichniß enthalten seien, den Korporalstock oder gar eine kriegsgerichtliche Behandlung zu erwarten.

Viele Clubisten eilten nun ihre Namen auszustreichen. Unter diesen bemerkte Forster besonders auch

den durch seine Schriften bekannten Niclaus Vogt, den »excellenten Kopf,« dessen Einzeichnen ihn jedoch mehr, als das jetzige Ausstreichen des Namens in Verwunderung gesetzt hatte.

Eine weitere Nachricht machte auch die übrige Bevölkerung stutzig. Der Coadjutor sollte in Frankfurt angekommen sein. Da meinten denn die Mainzer bei jedem Trompeter, der einen Paß brachte, der brave Dalberg lasse dem Cüstine die Stadt abfordern.

Diesem vermeintlichen reactionären Anspruche vom rechten Rheinufer trat eine viel lebhaftere republikanische Bewerbung entgegen. Dekrete des pariser National-Convents vom 15. December erklärten die eroberten Länder für frei, mit der Bestimmung, daß in denselben provisorische, vom Volke zu wählende Administrationen, sollten angeordnet werden. Zugleich wurden Commissäre des Convents zur Besitznahme der mainzer Eroberung angekündigt.

Indem hiernach den mainzer Abgeneigten und Unentschloßnen kaum ein Ausweg übria blieb, ließen es die auf's Land geschickten Abstimmungs-Commissäre in ihrem clubistischen Eifer auch nicht an Vorspiegelungen und Bedrohungen fehlen; so daß Forster, der nur das erwünschte Resultat ihrer Bemühungen, vielleicht nicht ohne Selbsttäuschung, in's Auge faßte, gegen Ende December die Nachricht geben konnte, daß fast alle Stimmen der Provinz sich für die Annahme der fränkischen Verfassung und für Einverleibung mit Frankreich ausgesprochen hätten. Am lauesten hattte sich dabei die Stadt Mainz bewiesen, deren Bewohner freilich sehr ungern die nahr-

hafte Aristokratie des Krummstabes mit einem republikanischen Fasten vertauschten.

Forster's ausgesprochne Zufriedenheit mit dieser Bewegung zu Gunsten Frankreichs stellt uns denn gleich in die Richtung seiner politischen Ansichten, von denen er auch seine Vorsätze und seine Handlungsweise bestimmen ließ. So sah er einen Frieden um jeden Preis für Deutschland als innere Nothwendigkeit an; nachdem der unglückselige Gedanke, mit bewaffneten Manifesten in Frankreich einzudringen, das zu keiner Revolution noch reife und vorbereitete deutsche Volk in eine Gährung versetzt habe, die bei dem Mangel an einem Manne, der Rath und Kraft in sich verbinde, alles durcheinander werfen könnte. Ein Friede ohne Opfer sei jedoch nicht mehr zu haben, und die Kabinette möchten ja nicht daran denken, eine Bevölkerung, die sich freiwillig trenne, mit großem Aufwand und noch größerer Ungewißheit des Erfolges wieder an sich reißen zu wollen. — »Der Rhein bleibt französische Grenze, schrieb er schon früher an Heyne, oder Deutschland wird so frei, wie alles schon jenseit des Rheins es unaufhaltsam geworden ist. An die Kurfürstenthümer Mainz, Trier und Köln muß man im heiligen römischen Reiche nicht mehr denken. Schwaben und Hessen harren schon ihrer Erlöser, und die deutsche Verfassung mag sehen, wie sie sich erhält, wenn Frankreich künftiges Jahr den Feldzug im Herzen des Reichs eröffnen muß.« — —

Diese Ansicht wird ohne Zweifel Forstern auch in seinem Thun und Lassen bestimmen. Wir folgen den

Wegen seines Handelns, die sich ihm mehr und mehr erweitern und leider auch verwickeln.

Im Club war die jüngste Präsidentenwahl auf ihn gefallen; wobei diesmal jedoch weniger seine persönliche Beliebtheit, als sein gewandtes Französisch den Ausschlag gegeben hatte. Denn es wurden doppelte Sitzungen gehalten: für die bloß französisch — und für die nur deutsch Sprechenden; der Präsident aber mußte beidlebig sein. — Forster's Bestreben ging nun dahin, die Gesellschaft besser zu organisiren, damit etwas aus ihr werde. Auch setzte er es durch, daß von jetzt an in den Sitzungen für die Armen gesammelt wurde.

Mit Professor Hofmann wurde eine neue Zeitung, »der Volksfreund,« verabredet. Sie sollte eine höhere demokratische Färbung neben der alten mainzer Zeitung haben, die in eine »Nationalzeitung,« umgetauft, unter Doctor Böhmer's Redaction wenig befriedigte. So kurz vor dem neuen Jahre war keine Zeit zu verlieren; daher Forster rasch den ganzen Plan der Redaction durch zwölf einander ablösende Redactoren, der Finanzeinrichtung, des Verhältnisses der Interessenten und der Geschäfte der Functionärs entwarf. Als Mitarbeiter ward er dann auch gleich mit der höchsten Beisteuer in Anspruch genommen.

In die neue Administration durch Volkswahl hoffte er um so eher zu kommen, als der bisher einflußreichste Mann, der Präsident Dorsch, wenig Aussicht gewählt zu werden hatte. Die Pfäffischen, voller Haß gegen den abtrünnigen und gar verheiratheten Priester, zernagten ihn in der Meinung des Volkes. Und dies nicht etwa

nur heimlich, sondern mit so ausgesuchter Energie, daß der Pfarrer Turin eines Tages von der Kanzel der Ignatiuskirche herab, sich selbst vor der versammelten Menge des Ärgernisses anklagte, das er gegeben, indem er mit Dorsch spazieren gefahren sei.

Freilich, um eine Rolle in der neuen Republik des Departement des bouches du Mein zu erhalten, stand Forster doch nicht genug im Brennpunkte der Parteithätigkeit und mithin des demokratischen Vertrauens. Er erkannte dies selbst, und wir können sein Bewußtsein darüber und überhaupt seine Silvesterabend-Empfindungen nicht treffender und wärmer, als mit seinen eignen Worten an Therese, wieder geben. In Erinnerung an seine bewegten Tage, da er von nächtlicher Frühe 6 Uhr bis Abends 11 Uhr sich abmühend, herzlich ermüdet zu Bette gehe, schrieb er:

»Soll ich Dir die Wahrheit bekennen? — ich mache jetzt sonderbare Betrachtungen über mein Schicksal und über das Loos der Menschen überhaupt. Sie stimmen zum Theil mit den Deinigen überein, wo Du sagst, daß nur die breiweichen Seelen fortkämen und Freunde fänden. Ich stehe jetzt hier in meiner Thätigkeit ganz isolirt, und finde also, daß auch der freie Republikaner nicht die Wahl hat, von Menschen, von ihren Privatabsichten und Leidenschaften und dem daraus erwachsenden Parteigeist unabhängig zu bleiben, bei Strafe sich in seinem Wirkungskreise von allen Seiten beengt und eingeschränkt zu sehen. Ich hange dem General nicht an, nicht den Kriegs-Commissären, nicht dem Präsidenten der allgemeinen Administration; ich arbeite aber unaus-

gesetzt, und ich merke wohl, daß man diese Art von Unbestechlichkeit mehr fürchtet, als ehrt, mithin sich zwar meinen guten Willen zu Nutze macht, aber an mir weiter keinen Theil nimmt, weil ich dem Eigennutz aller dieser Menschen nicht diene. Dies Betragen ist nicht von dieser Welt. Das lerne ich täglich mehr einsehen, und deshalb ergebe ich mich auch willig in den Gedanken, mich auf's Äußerste einzuschränken, und noch so vielen Bedürfnissen, wie ich kann, zu entsagen, um bei meiner moralischen Unabhängigkeit nicht ökonomisch zu Grund zu gehen. Ich müßte heucheln, wenn ich nicht bekennen wollte, daß ich diese Vereinzelung jetzt sehr drückend empfinde.« — —

Mit solchen Betrachtungen beschloß er das verhängnißvolle Jahr 1792. Wie viel, was seinem Herzen innigst verwachsen war, hatte nicht das letzte Quartal von ihm abgelöst't! Nur mit der fatalen und verlebten alten Zeit hing er noch durch ein sichtbares, thierisches Zeichen zusammen, — mit jener steifen Gesellschaft, von welcher er nicht ohne die kostbarsten Opfer loskommen konnte. Dies Gefühl mochte ihn wohl in dunkler Seele ergriffen haben, als am ersten Christfeste die Kirchenglocken mit alten Erinnerungen zusammenschlugen. Der Friseur erschien wie alle Tage, und rasch entschlossen, ließ er sich den noch immer gehegten und gepflegten Zopf abschneiden. Das Symbolische dieser Handlung machte er sich nicht klar, sondern ließ es sich nur gefallen, daß seine Bekannten ihn zu seinem Vortheil viel völliger und à l'Abbé aussehend fanden. Einen Strang des Geflechtes sandte er seiner Therese zu.

Theresens Lage.

»Prosit Neujahr! Du und meine Kinder!« — —

Mit diesem Gruß an Theresen und mit der Hoffnung auf noch manche gute Stunde betrat Forster das Jahr 1793. Und wie nahe hoffte er diese Stunden! — »Wenn das Laub an den Bäumen grünt und die Sonne warm hervor scheint, giebt es auch wieder wohlfeile und herzlich empfundne Freuden. Was jeder Tag mit sich bringt, wollen wir froh hinnehmen und nur dafür sorgen, uns empfänglich für alles Schöne und Gute in der weiten Welt zu erhalten.«

Der gerührte Mann ahnete in der Frühstunde des ersten Januar, als er seinen Silvesterabendbrief fortsetzte, die winterliche Fahrt nicht, auf der seit der nächtlichen Stunde des Jahreswechsels seine Therese mit ihren Mädchen begriffen war.

Wir haben sie in Thomas Brand's Wagen Mainz verlassen sehen. Nicht ohne manches Ungemach der Kriegsbewegungen hatten sie den Weg nach Straßburg zurückgelegt. Von Freunden Forster's, vermuthlich von Professor Dorsch, empfohlen, ward sie im Hause eines Erzjacobiners von dessen sehr achtungswürdigen Frau gütigst aufgenommen, und nach 3 Tagen in einer artigen Chambre garni eingerichtet.

»Hier nahm ihr Reisebeschützer von ihr Abschied. Ein ernster, bedeutungsvoller Moment, in dem sie erst

das Scheiden vom Alten, Gewohnten, das Alleinbleiben in der Fremde in seiner ganzen Stärke empfand. Wie sich ihre Thüre hinter Thomas Brand schloß, sah sie sich in ihrem neuen Zimmer um, und raffte die einzelnen Bestandtheile ihrer neuen Lage zusammen. Sie war nun mit ihren Kindern allein in einer Stadt, wo sie keinen einzigen Bekannten hatte, und nach Forster's Willen jede Gemeinschaft mit andern, als Menschen seiner Partei meiden sollte.«

In Erwartung baldiger Rückkehr hatte sie sich mit wenig Geräthe versehen, und Forster besorgte ihr später das Weitere nach. Der Briefwechsel mit ihr war die einzige Erquickung in seiner verlaßnen und bedrängten Lage. Wie Therese sich aus Rücksicht auf seine Lage jede Beschränkung auferlegte, ermunterte er sie fortwährend, sich und den Kindern nicht alles zu versagen, gesund zu leben und sich angenehm einzurichten, Gesellschaft, Zerstreuung zu suchen, und das Theater, auch wenn es etwas koste, nicht zu meiden. Er rechnete 8 bis 10 Louisd'or zu ihrem monatlichen Unterhalte, meldete ihr die Glücksbescherung der gutpreußischen Summe, und schickte — wie er denn noch der Alte war, der von dem Fund in irgend einer Pferdestapfe gern einen goldnen Fingerhut kaufte — Assignate zu Christgeschenken für Frau, Kinder und Magd. Gelegentlich lenkte er zum Behuf einer Nebeneinnahme Theresens Gedanken auf Übersetzungsarbeiten, und schlug ihr die Memoiren der aus der bekannten pariser Halsbandgeschichte berüchtigten La Motte Valois für Cotta vor. Therese nahm den Vorschlag, jedoch nicht für Cotta, sondern für Voß an.

Und obgleich jetzt aus der Sache nichts wurde, so ist es doch merkwürdig, daß Forster sie zuerst auf ihren künftigen schriftstellerischen Lebensweg lenkte, der sie sogar auch zu Cotta führte.

Nach einigen Wochen erhielt Therese eine unerwartete Einladung nach Neufchatel von einem Freund ihrer Eltern und Gönner ihrer Kindheit, von Georg von Rougemont. Kurz vor dem Falle von Mainz war er dort gewesen, und hatte einen Blick in Forster's Lage gethan. Der edle Mann stellte ihr die Peinlichkeit ihrer jetzigen Situation, das Bedenkliche ihrer Zukunft eindringlich vor, und ängstigte sie nicht wenig durch die Auffoderung zu einem Schritte, worin für sie, an Forster's Rath und Leitung gewöhnt, eine Zumuthung ungewohnter Selbstbestimmung in so wichtiger Sache lag. Da kam, wie durch höhere Fügung, nach manchen Wochen wieder einmal ein Schreiben ihres mit Forster unzufriednen Vaters, der mild und theilnehmend, um ihr Geschick besorgt, ihr befahl, sich mit einem beigefügten Billet an seinen alten Freund Schweighäuser in Straßburg zu ihrer Berathung zu wenden. Diese liebenswürdige Familie rieth ihr die Einladung nach Neufchatel anzunehmen. Aber Eile war nöthig. Das Gesetz gegen Auswanderung war auf's Strengste ausgesprochen, und die Leidenschaftlichkeit der Parteien erschwerte die Erlaubniß des Maires, Herrn von Dürkheim. Dieser war ein nur etwas revolutionär angehauchter Aristokrat, Schweighäuser war Feuillant und Therese die Frau eines Jacobiners, im Schutz einer jacobinischen Familie, deren Tochter sogar bei einem öffentlichen Aufzuge als

Göttin der Freiheit aufgetreten war. Therese, die hier ohne Vermittler handeln mußte, machte beim Maire einen argen Fehlgriff, und konnte erst durch Dazwischentreten eines friedlichen Mannes die Abreisebewilligung erlangen.

Forster war für das preußische Verhältniß von Neufchatel doch nicht gut preußisch genug, um nicht über Theresens Vorhaben betroffen zu sein. Sie und die Kinder zu sehen war ihm jenseit der Grenze höchst erschwert. Bis aber seine endlich doch gefaßte Zustimmung sie erreichte, hatte sie schon in der Neujahrsstunde Staßburg verlassen, in Colmar den Segen des alten blinden Fabeldichters Pfeffel auf die Häupter ihrer Kinder empfangen, und war durch das überschneite, froststarre Land in Neufchatel angekommen, wo Herr von Rougemont sie empfing und auf seinen Landsitz zu gastfreundlichen, zartfühlenden Schwestern brachte. Mit diesen und in deren achtungswerthem Kreise sollte sie denn vorerst den Winter verleben.

War nun durch ihre Entfernung Forster's häuslicher Zustand in Mainz sehr einsam und trostlos, so daß — wie er Hubern klagte, ganz allein zu sein ihn ängstigte und quälte; so ließ sich doch auch dieser Hausfreund Huber in Frankfurt als von Unruhe und Mißbehagen nicht weniger gefoltert aus seinen Briefen erkennen. Schon Forster mußte ihn um Sammlung und Ruhe bitten: wie mag er erst an Therese geschrieben haben! Er wünschte sein jetziges diplomatisches Verhältniß gelöst, dem er nun einmal, so lang es daure, seine Ansichten und Denkart unbedingt zu opfern entschlossen war.

Dieser Entschluß ging soweit, daß er am letzten Tage des Jahrs seine Correspondenz mit Forstern abgebrochen hatte, weil man ihn sonst zu verdächtig machen könnte.

Verwirrung in Mainz.

Am ersten Januar trafen denn auch die erwarteten Convents-Commissäre Rewbel und Hausmann, beide von Kolmar, und Merlin von Thionville ein, und wurden feierlich empfangen. Die ganze Besatzung in voller Rüstung und mit allem Geschütz war auf dem Schloßplatz ausgerückt, und bildete von hier bis zum Neuthor eine Gasse für die Erwarteten. Eine Abtheilung Kürassiere und Jäger holten sie ein. Nach vier Uhr, unter magerem Zuruf: Es lebe die Nation! angelangt, bezogen sie Zimmer im Schlosse, und nahmen alsbald die Aufwartung des Generals Cüstine mit Gefolg und der Abgeordneten der Administration so wie der Municipalität an.

Am 3. Januar erschienen sie, unter leidenschaftlichem Zurufe der Clubisten, in der gewöhnlichen Abendversammlung. Forster als Präsident empfing sie mit Begrüßungsworten und mit Glückwünschen zum Heil des Tages. Merlin und Hausmann beantworteten die feierliche Ansprache mit pomphafter Zusicherung des beständigen Schutzes von Seiten des National-Convents und der ewigen Verbannung des alten Despotismus.

Es war, als ob der Kurfürst selbst diese letztere Zusicherung bestätigen wollte; indem gerade um diese Zeit seine Einberufung der in Mainz noch amtirenden Hofgerichts= und Hofkammerräthe nach Miltenberg eintraf, wohin er vorerst die Behörden seines Landes verlegt hatte; indeß er selbst sein Hoflager in Krautheim nahm.

Doch wie sich auch diese weichende und jene besitzergreifende Macht begegneten; ein ebener und klarer Zustand in Mainz wollte doch daraus nicht hervorgehen. Nach keiner Seite hin, weder nach der fränkischen Republik, noch nach der deutschen Reaction öffnete sich eine freie Aussicht. Die Preußen rückten nicht vor, und die Franzosen hielten sich zurück; oder jene thaten sogar einen Schritt rückwärts, wie bei Hochheim, schlugen dann aber auch die Franzosen zurück, als diese am 7. Januar den Platz einnehmen wollten. Das Wühlen der Freiheitsschwärmer, das Aufhetzen der Altkurfürstlichen zerstörte oder trübte jeden Boden so zum Schaffen wie zum Erhalten, und weder hier noch dort wollte ein Mann hervortreten, an den das öffentliche Vertrauen, wenn auch mit Opfern, sich hätte heften und halten können. Durch despotisches und entschiednes Einlenken nach dem französischen Interesse hatte Cüstine seiner zuerst gegebenen Zusage einer freien Verfassungswahl selbst widersprochen, und sich die Gemüther entfremdet. Diese wollten sich aber auch den neuen Commissären nicht zuwenden, deren zögerndes Benehmen die Besorgniß erweckte, man gehe damit um, Mainz wieder herauszugeben. Von allen Seiten der deutschen Parteimänner

wurde den unentschlossenen Mainzern die gute Sache gepredigt; aber keiner der Sprecher erschien von ihr wahrhaftig beseelt. Wer sich nur im Geringsten etwas zutraute, oder von seiner Partei nothdürftig aufsteifen ließ, schnappte auch gleich nach einem Ämtchen oder sonstigen Vortheil. Andern war schon damit gedient, aus alten Verpflichtungen los zu kommen, und sich ungebunden zu gebahren. Daneben fehlte es nicht an solchen, die alles was sich neu gestalten wollte, hintertrieben, um sich bei dem Kurfürsten und Coadjutor Verdienste voraus zu sammeln. Die wenigen Gutgesinnten, zu denen Forster unbestritten gehörte, und zu denen er selbst den liebenswürdigen Priester Blau zählte, hatten alle andern gegen sich, gewannen keinen Einfluß und mochten sich eher auf Verfolgung, als auf Anerkennung gefaßt machen. — Forster zeichnet in seinen Briefen diesen Zustand mit der mißmuthigsten Feder. »Wo Mißtrauen die Seele von allem ist, schrieb er seiner Therese, Mißtrauen gegen die Minister, gegen die Commissarien des National-Convents, gegen die Generale, die Officiere, die Truppen, gegen Municipalität und Administration, gegen die Kaufleute, die Pfaffen, die Weiber, gegen einzelne Bürger, da scheint mir uneigennützige Tugend fern zu sein; auch glaube ich, daß zumal in Mainz die Moralität zu niedrig steht, um etwas anderes, als kleinlichen Eigennutz hoffen zu lassen.«

Und ein andermal spricht er ein einfaches Wort aus, das aber das alte Weltunheil für alle des echten Priesterthums bedürftigen Völker bezeichnet: »Pfaffeneinfluß wird alles Gute verhindern!«

Dieser Einfluß trieb jetzt auch die schon früher erwähnte Spaltung zwischen den beiden Parteiführern im Club, zwischen den Professoren Hofmann und Dorsch, auf die Spitze. Dorsch, der jetzt verheirathete Priester, hatte jedenfalls die Hetze des Pfaffenhasses an der Ferse, und gab ihr wohl auch durch leichtfertige Schritte Anlaß immer lauter zu kläffen. So, als nach dem frankfurter Ereigniß zur Aufnahme der Verwundeten und Entkräfteten auch das Geschäftslokal der Administration im Schloß geräumt werden mußte, hatte er Mobilien, Weißzeug und einige kostbare Rubens und Raphael in seine neubezogene Wohnung im Bau des Domkapitels mit herüber genommen, und sich kostbar eingerichtet. Hieran packte ihn der ehrliche, aber grundderbe Hofmann bei Gelegenheit einer Rede, die er in der Clubversammlung am 10. Januar über das Thema hielt, warum die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit so wenig Beifall in Mainz fänden. Die .Schuld davon legte er der Schlechtigkeit der angesehensten Club-Mitglieder zur Last, und griff vor allen Dorsch heraus, dem er Dieberei vorwarf, und einen für jede Staatsverfassung gefährlichen Charakter auf eine Weise nachwies, die Forster in einem Brief an Therese als schändliche Mißhandlung bezeichnete. Freilich fielen bei diesem Angriffe auch auf Forster und Wedekind manche Seitenhiebe, wie denn beiden der Vorwurf des Cabalirens und der Vortheilsucht gemacht wurde. Indem aber der ungestüme Redner auch mehrere Franzosen und namentlich die Kriegs-Commissäre Villemanzy und Blanchard mit Vorwürfen falschen Benehmens stark gestreift hatte, suchten ihn hieran seine Geg-

ner zu fassen und des Franzosenhasses zu verdächtigen. Es gelang ihnen Cüstine so sehr gegen ihn zu entrüsten, daß dieser Eroberer in der Sitzung des folgenden Tages erschien, und von der Rednerbühne herab sich, wenn er Gebrauch davon machen wollte, für mächtig erklärte, den Bürger Hofmann wegen Beschimpfung der freien, erhabenen Nation der Franzosen an einem in der Stadt errichteten Galgen aufhängen zu lassen.

In diesen stürmischen Sitzungen, in welchen die Angegriffenen sich zu rechtfertigen, ihre Gegner sie zu überbieten suchten, finden wir Forstern auf dem heißen Präsidentenstuhle. Er nahm ihn mit anerkannter guten Haltung ein. Die Umstände erfoderten Mäßigung und Klugheit. Das gegen Dorsch aufgehetzte Publikum mischte sich mit solcher leidenschaftlichen Parteilichkeit in die Verhandlung, daß es bedenklich ward, über Recht oder Beleidigung abstimmen zu lassen. Forster nahm sich zusammen in einer Rede, worin er den ganzen Streit und Sturm auf die Sandbank eines Mißverständnisses lenkte, und zur Vergessenheit und Vereinigung rieth. Ein Gegensturm des Beifalls stellte eine beruhigte Atmosphäre her. Die Protokolle beider Sitzungen wurden der Vergessenheit zu lieb, — als ob nichts geschehen wäre, vernichtet. —

Nur Dorsch war unzufrieden, und hätte lieber die Sache auf's äußerste getrieben gesehen. Auch Hofmann's Anhängerschaft ruhte noch nicht ganz. Die jungen Leute, von des Coadjutors Partei gehetzt, brachten es in einer spätern Sitzung dahin, daß zu Hofmann's Gunsten eine

Anerkennung seiner patriotischen Gesinnung im Protokoll niedergelegt werden mußte.

Damals stand Hofmann auf der Höhe der Volksgunst, und Forster meinte, — mit seinem Kapuzinerton, seinen Grimassen, seiner Pöbelsprache und seinen niedrigen, giftigen Scherzen müsse ein solcher Mann bei einem Volke, das für Vernunft, Anstand und Beredsamkeit keinen Sinn habe, die Oberhand behalten. Den obsiegenden Preußen entging er später mit dem Leben, und starb im höchsten Alter vor ein paar Jahren unbeachtet im Rheingau. Ein an Geist, Kenntnissen und Charakter unerreichtes Vorbild Robert Blum's, wäre er durch ein ähnliches Unglück, wohl auf längere Zeit ein demokratischer Heiliger geworden.

Zweifel und Mißmuth.

Diese leidenschaftlichen Verhandlungen ließen doch eine nachdauernde Verstimmung in Mainz und in Forster's Brust zurück. Dorsch war entschlossen nach Straßburg zurückzukehren, und Forster versprach sich von dem vertraulicheren Anschlusse Merlin's von Thionville an Hofmann wenig Ersprießliches für die Sache, die er selbst mit so viel Eifer betrieb. Es scheint ihn doch gekränkt zu haben, daß die Convents-Commissäre, obgleich sie gerade nach jenen beiden Sitzungen seine kluge und

tüchtige Leitung lobend anerkannt hatten, ihn neben andern doch ein wenig vernachlässigten. »Suchen konnte ich nie, äußerte er einmal, nicht bei Königen, und sollte es jetzt bei Republikanern? Aber andre suchen und mögen finden. Ich weiß auch nicht, ob die Commissäre die Leute sind die mich finden können; wahrscheinlich haben sie in ihrem Leben nicht von Cook und Weltumsegeln gehört.«

Ist es nicht naiv — artig, wie sich der gekränkte Mann hinter Cook stellt, um gefunden zu werden? Und wie er die Republikaner doch immer noch hinter die Könige setzt?

Jetzt schon drängte sich ihm die schmerzliche Vorempfindung auf, daß die Sache der Freiheit in jenem hohen Sinne, wie er sie zuerst ideal aufgefaßt hatte, unter den Händen selbstsüchtiger Menschen verderbe und verloren gehe. Vielleicht beschränkte er für jetzt noch seine Wahrnehmung auf Mainz, wo er zuerst sich selbst in seinem redlichsten, alles aufbietenden, auf alles verzichtenden Bestreben verlassen und bestritten fand. — »Ich mache mir nichts daraus, schrieb er an Theresen, mich ganz aufzuopfern: ich möchte nur, daß es sich auch der Mühe verlohnte, und daß ich etwas damit für die andern erwerben könnte; sonst ist ja das Leben, das ich jetzt führe, nicht der Mühe werth, daß man sich einen Augenblick besinne, ob man es hingeben solle oder nicht. Ich könnte alle Laternen in Mainz mit mir herum tragen, ohne hier einen Menschen zu finden. Jetzt, da ich mich um sie habe bekümmern müssen, habe ich sie kennen gelernt. Kein Funke von Willen und Entschiedenheit, keine Kraft, keine Thätigkeit, keine Vernunft, keine

Kenntnisse, keine Ausbildung, kein Gefühl, keine Zuneigung. In dieser gänzlich isolirten Lage thue ich alles, was ich kann, ohne Hoffnung etwas Wesentliches zu wirken, oder auch nur Dank zu erhalten.«

Er glaubte zu bemerken, daß die französischen Commissäre, unbekümmert was er auf die Spitze stellte und verlor, ihn nur arbeiten und ausdauern ließen, bis Mainz ihrem Frankreich einverleibt, oder wenigstens die Rechtfertigung ihrer desfallsigen Bemühungen gesichert sei.

In der niederschlagenden Empfindung wie unnütz für das Volk sein jetziges Leben und Leisten ausfalle, und daß er sich mit allem Eifer und aller Ehrlichkeit kaum so viel öffentliches Vertrauen errungen haben dürfte, um zur neuen Administration durch Volkswahl berufen zu werden, — in diesem Mißmuthe überlegte er seinen Rückzug von den Geschäften, denen er einmal den Vorzug vor den Wissenschaften gegeben hatte, und sah sich wieder nach diesen um. Und indem er lebhaft empfand, daß er sich wider den Willen des Volkes nicht aufdringen dürfe, und daher, sobald die jetzige Administration aufhöre, weggehen dürfe und müsse, trat seine eigne Zukunft als neue und nächste Frage wieder näher an ihn heran. Sie führte ihn auf folgende Betrachtung:

»Ob ich in Paris eine Stelle bekäme, ist sehr zweifelhaft, ich möchte sagen kaum glaublich. Intriguiren kann ich nicht, den Hof machen auch nicht. So lang ich glauben konnte, ich diente meinen Landsleuten, den Mainzern, ich thäte ihnen einen Gefallen, arbeitete für ihr Glück, beförderte ihr Interesse und erfüllte ihre Wünsche — so lang konnte ich mit Recht wagen und aufopfern.

Der Fall ist nicht mehr, wenn ich gegen den Willen dieses Volkes für das Interesse der französischen Republik wirken soll, die nicht so viel für mich gethan hat, mich in die Zahl ihrer Bürger aufzunehmen. So sehr ich an den Grundsätzen der Republik hange, kann ich doch nicht als Thor mich aufopfern wollen, ehe ich einen Beruf dazu habe. Jetzt ist leider ein Individuum in Frankreich nichts, und ich fühle, daß ich kein Lärmmacher bin; mithin werde ich immer hinter diesen zurückstehen. Meine zehn Finger bleiben also meine sicherste Zuflucht, und ich bin es auch dem braven Voß schuldig, für ihn zu arbeiten.«

Und so rechnete er darauf, im Februar Mainz verlassen zu können, und zwar so, daß auf ein Jahr der Unterhalt seiner Kinder gesichert sei. Seine Mobilien wollte er verkaufen, und machte sich gefaßt darauf, daß er sie jetzt verschleudern müsse. Er nannte es sein Schicksal, immer wieder von vorn anfangen zu müssen. Ach! er ahnete nicht, wie nahe dem Ausgang sein Leben stand, das er in eine neue oder auch in die verlassene frühere Bahn einlenken wollte! Vielmehr regte sich, wie gewöhnlich in solchen weichen Stimmungen seines Herzens, die alte Reiselust, als müsse er in der Ferne finden, was er daheim verfehlt hatte. So dachte er nun wieder an den dritten Band seiner Ansichten vom Niederrhein, und wollte ihn in der Schweiz ausarbeiten. Und hieran webte sich der schöne Traum, — vom Mai an, wo das Buch fertig wäre, über Genf nach Lion die Rhone hinab in's südliche Frankreich zu gehen, und mit der Feder in der Hand, auf einem Esel oder Maulthier, die Provence

und Languedoc zu durchreiten, niederschreibend was er sehen, was er empfinden und denken werde. Wie wohlfeil hoffte er dort zu leben, wie leicht zu schreiben! Das sollte gar nicht besonders ausgearbeitet werden: wie es in's Tagebuch geflossen, sollte es unter die Presse kommen. Und wenn es dann viel, viel Geld eingetragen hätte, würde sich am Ende eines so schönen, glücklichen Sommers auch ein neuer Beruf finden. Im äußersten Falle bliebe London als Zuflucht, wo sich allen Übersetzern in der Welt der Rang ablaufen und wohl auch manch' englisch Werkchen bearbeiten ließe.

Mit dem Rückblicke nach jenem Landungsplatze des Knaben, der aus Rußland kam, nach dem alten leichten Ruder und schmächtigen Fahrzeuge, das einst die arme Familie des alten Forster kaum über Wasser gehalten hatte, regte sich in Forster's Seele wieder der ehemalige Lebensblick und das edle Selbstgefühl. — »Das ist meine jetzige Aussicht in die Ferne des Schicksals, schrieb er. Glänzend ist sie nicht, aber sicher; denn ich sehe nichts, als was ich bestreiten kann, nichts als was in meinen Kräften steht. — — Es wäre mir leid, bis heut gelebt zu haben, ohne daß die Erfahrung uns gelehrt hätte, daß der Zweck des Lebens nicht auf die Gewöhnung an diese oder jene Lebensweise hinausläuft, sondern daß das Wesentliche immer bleibt, durch so viel neue Verhältnisse, in welche wir geworfen werden, immer wieder von einer andern Seite auf uns zurückgehen zu müssen, und selbst immer näher und inniger kennen zu lernen, und in dieser Kenntniß selbst immer humaner oder vollkommner zu werden. Freilich weiß ich nicht, wo es

mit dem Menschen hinaus will: allein, wenn auch mit diesem Leben alles geendigt sein sollte; so ist doch nur Eins in der Welt, das mich glücklich, das heißt zufrieden machen kann, — daß ich nämlich immer mich selbst achten könne.«

Parteizwist.

Von solchen Rührungen, Träumen und Erhebungen der Seele sammelte sich Forster immer wieder zu seinen Geschäften und zu dem ermannenden Vorsatze, seine Pflichten gegen Frau und Kinder, gegen seine Gläubiger und gegen sein Verhältniß als Glied eines Staates redlich zu erfüllen. Seiner Geschäfte gab's eine Centnerlast, die er mit Ende Januar durch die Abnahme des Club-Präsidiums erleichtert zu sehen hoffte. Dies Amt allein war erschöpfend. Eine Zeitlang wurden, wie bemerkt, getrennte Sitzungen, deutsche und französische, abgehalten. Als man sie dann wieder vereinigte, blieb doch dem Präsidenten die Last, das jedesmal bald von Deutschen, bald von Franzosen Gesprochne auf der Stelle aus der einen in die andre Sprache zum allgemeinen Verständniß zu übersetzen. Dies erschöpfende Reden kehrte bei Nebengelegenheiten wieder, wie z. B. bei Pflanzung des erneuerten Freiheitsbaumes. Dabei liefen bittre Gemüthsbewegungen immer noch mitunter.

Andrer Verdruß, wenn auch mit edleren Aufwallungen verknüpft, kam weiter her. Zum Beispiel von Göttingen, wo Heyne um den geschätzten und lieben Schwiegersohn doch immer besorgter wurde. Mit dem Vorwurfe, Forster habe sich um ein schönes ihm in Berlin bestimmtes Glück gebracht, verband er die Beschwörung, seine Stelle in der Administration nieder zu legen, vernünftig zu handeln, endlich doch einzusehen, daß alle Vorstellung von Vollkommenheit der Menschheit und der menschlichen Gesellschaft ein thörichter Traum sei, und sich mit den Seinigen keinem Traum aufzuopfern. — »Wie? rief der aufgeregte Schwiegersohn, die einzige Existenz für mich wäre also, daß ich Programme schriebe, Collegien läse, auf die Bibliothek oder nach Ilefeld ginge, mich über meine Collegen, meinen Lorenz, meine Kinder alle Tage ein paarmal tüchtig ärgerte, und doch beim Lesen der Zeitung sagen könnte: Gott ehre mir das Alte! — Und das sind die Menschen, die noch Glauben an Gott, Christenthum, weise Lenkung des Schicksals der Menschheit haben wollen, und sich allem Neuen, allen Mitteln zur Erleichterung der Bürde, die das arme Geschlecht trägt, allen Versuchen der Vernunft das Joch des Vorurtheils abzuschütteln widersetzen! Menschen, die auf ein zukünftiges Leben rechnen, weil sie das Elend des gegenwärtigen erkennen, setzen doch einen so ungeheuern Werth auf dieses gegenwärtige Leben, daß die geringste Gefahr es anders als im Bett zu verlieren, oder Töchter zu hinterlassen, die anstatt einen Professor zu kriegen, einen Schuster heirathen müßten, ihnen das entsetzlichste Unglück dünkt.«

Solche göttinger Vorlesungen, wie Heyne's, waren freilich nicht angethan, um unter den jetzigen mainzer Umständen und Bestrebungen Eingang zu finden. Und doch war Forster für Einwände und Vorwürfe gegen die Revolution nicht unzugänglich; nur wollte er die Begriffe abgesondert von den Unvollkommenheiten wissen, die all' unserm Thun ankleben. Daher verstand er sich ganz gut mit dem Marechal de Camp Doyré, einem gebildeten, kenntnißreichen Sechziger von äußerst feinem, zwanglosem, offnem und festem Benehmen. Er brachte die Abende öfter mit ihm zu oder war dessen Gast zu Mittag. Auch der Liberalismus dieses Franzosen war ziemlich aristokratisch durchduftet; doch knüpfte dieser Mann nicht an Vorurtheile, sondern an Erfahrungen mit seiner Ansicht an, daß die Menge zum Gebrauche und Genuß ihrer Rechte nicht reif sei, und daß die Leidenschaften Derer, die im Namen des Volkes sprächen, im Grunde doch die Triebfedern von allem seien, das Volk mithin nur den Herrn wechsle. Forster mochte das zugeben, warf aber in die andre Wagschale den unschätzbaren Vortheil der Bildung, des Gemeingeistes, der Erziehung einer neuern, tugendhafteren Generation, so wie den Werth der Sicherheit, die in den wiederkehrenden Volkswahlen liege. — —

Nach allem dem schloß doch der Monat Januar mit einem für Forster's bisher so erstaunliche Gesundheit sehr ungünstigen Facit ab. Besonders war ihm an dem, auf den 13. Januar gepflanzten Freiheitsbaume nichts Gutes erwachsen. Vier Stunden hatte er im Wasser gestanden, und die tollen Feierlichkeiten, für die es uns hier an

Raum zur Beschreibung fehlt, mögen ihn wohl auch überfröstelt haben. Seine alte Gallenkolik überfiel ihn heftig, machte ihm üble Tage, und setzte ihn sehr zurück. Und am Ende sollte ihm auf eine während der kranken Tage nach Mainz gekommne Schreckensnachricht auch die Wiedergenesung durch Mißverständnisse mit seiner Therese verkümmert werden.

Am 26. Januar war nämlich durch eine Stafette die offizielle Nachricht von der in Paris am 21. geschehenen Hinrichtung des Königs nach Mainz gekommen. Für Forster zwar nicht unerwartet. Schon vor einem Monate hatte er Theresen bemerkt, der König werde geopfert werden müssen, um eine neue Revolution zu verhüten. Es gäbe Krisen, meinte er, wo es nicht mehr möglich sei, Mittelstraße und Mäßigung zu beobachten, und es sogar Pflicht werde, zuweilen zu Extremen zu greifen. In Mainz fiel diese Nachricht wie ein angstvoll erwarteter Blitzstrahl nieder, und warf mit greller Beleuchtung die Parteien auseinander; indem er die deutsch- und monarchisch gesinnten Einwohner niederbeugte, die Freiheitsschwindler aber vollends überspannte. Doch bedenklicher, als durch kummervolle Mienen und beifälligen Jubel, riß der Zwiespalt politischer Gesinnung in die französische Garnison ein. Die Linientruppen und die Nationalgarden, ohnehin unverträglich unter sich, traten jetzt, jene empört, diese exaltirt, mit gezognen Klingen gegen einander. Man fürchtete, in blutiger Entzweiung die französische Sache bloßgestellt zu sehen; ja man dachte an die Gefahr, daß die deutschgesinnten Einwohner sich zu einem Aufstande mit den Linientruppen verbinden

könnten. General Wimpfen, der Stadt-Commandant, bannte daher mittelst einer Proclamation die Bürger für jeden Fall einer etwa entstehenden Unruhe in ihre verschloßnen Wohnungen.

Indem nun auch Therese, von Neufchatel aus, Partei gegen die Königsmörder nahm, wiederholte sich auch hier wieder, wie in denselben Tagen an Sömmering, die betrübende Erscheinung, daß politische Meinung auch in die innigsten Verhältnisse des Lebens einbricht und Menschen entzweit, die durch natürliche und geheiligte Bande verknüpft, in jeder andern Beziehung groß und frei gesinnt erscheinen. So hatte Forster sich — wie es scheint ohne Widerspruch — darein gefunden, daß seine Therese Herz und Neigung einem Freunde zuwendete: daß sie aber die Hinrichtung des guten Königs Ludwig abweichend von seiner politischen Ansicht beurtheilte, brachte ihn wahrhaft in Harnisch. Und da sie nicht begreifen wollte, daß der National-Convent befugt, ja gerade dazu bestellt gewesen sei, den König zu richten, und daß Ludwig's Tod als Sicherheitsmaßregel nicht nach Gesetzbüchern, sondern nach dem Naturrecht geschehen sei; so schrieb er mehr als bloß empfindlich: »Eins merke ich freilich, — daß Du durch und durch feuillantisirt bist, und da hätte ich doch lieber gesehen, daß Du geradezu Royalistin geworden wärst. Einmal ist es doch gewiß nicht gleichgültig, welche Grundsätze man hat und befolgt, einem Jeden um sein selbst willen; zweitens haben Verschiedenheiten der politischen Meinungen jetzt mehr Einfluß als je auf Privatverhältnisse. Alles ist feuillantische Leierei, was die Leute Dir von der lieben Ruhe in einer

nicht halben, nicht ganzen Verfassung vorwinseln.« — Und nachdem er seine Ansicht noch einmal entwickelt, setzte er hinzu: »Ich wiederhole meine dringende Bitte, neige Dich nicht auf die Seite dieser, ohne Zweifel gefährlichsten Partei im Staate, dem wir jetzt zugehören müssen. Findest Du aber, daß Du Dir Gewalt anthun müßtest, bist Du von ihnen schon gewonnen und überzeugt; so traue ich Deiner Rechtschaffenheit gegen mich es zu, daß Du mich es wissen lässest, weil wir unsere gegenseitigen Maßregeln darnach nehmen müßten. — — — Wenn meine Bitten etwas bei Dir vermögen, so gieb den Verkehr augenblicklich auf. Gott, wie konntest Du doch den Leichtsinn so weit treiben!« — —

Neue Amtsgeschäfte, bestimmtere Aussichten, mit denen sich zugleich auch seine Gesundheit wieder befestigte, halfen dem eifernden Manne über inneren Verdruß und äußere Verdrießlichkeiten bald wieder hinaus. Doch der Februar, in welchem er Mainz zu verlassen dachte, zog ihn nur fester an. Zwei Commissäre des Vollziehungsrathes, Simon und Gregoire, milde, humane Männer, trafen von Paris ein, und Forster, als wieder gewählter Präsident, bekam Tag und Nacht mit ihnen zu arbeiten. Er ward ruhiger, weil entschiedner, — nun entschlossen, was auch komme, bis auf den letzten Mann auszuhalten.

Jetzt wurden durch eine Proclamation des Generals Cüstine die Ur- und Gemeindeversammlungen zu den Volkswahlen in der Stadt und auf dem Land ausgeschrieben. Diese geschahen auf den Grund einer von jedem Wählenden vorher schriftlich auszustellenden eidlichen

Erklärung, die dahin articulirt war, dem Volke und den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit treu zu sein, und dem Kurfürsten mit seinem Anhange sowohl, als allen genoßnen Privilegien und Vorrechten zu entsagen, bei Strafe, dem Feind als dessen Helfershelfer zugeschickt zu werden.

Wir übergehen die Bewegungen die dieser Eid unter den mainzer Einwohnern erregte. Die Zünfte beriethen sich den Eid zu verweigern, die Geistlichkeit, die in dem Kurfürsten dem sie entsagen sollte, doch zugleich ihren geistlichen Oberhirten anzuerkennen hatte, widersetzte sich ganz entschieden, auch als von den Vollziehungs-Commissären zur Beruhigung der Gewissen begütigende Erklärungen gegeben und der Eid milder formulirt wurde.

Zugleich erschien eine von Forster entworfne Instruction über die Abhaltung zu den Gemeinde- und Urversammlungen. Mit dieser und der erwähnten Proclamation versehen, gingen nach allen Seiten Commissäre in's Land, um den Eid abzunehmen, und die Wahlen zu leiten.

Mainzer Convent.

Auch Forster übernahm einen solchen Auftrag; wo er denn fand, daß der Aristokratismus und die Anhänger der kleinen Fürsten, die in der Provinz angesessen waren, der Sache überall Widerstand bereiteten. Solcher Widerspruch reizt gar leicht den Diensteifer, und wir dürfen das Gefühl an sich nicht verwerfen, das auch einen milden, gemäßigten Mann gerade in seinem Berufe hinreißen kann. Es giebt einen Egoismus der Pflichterfüllung; wie ja, ohne Vergleich, auch der zahmste Haushund, als Wächter an die Kette gelegt, nach jedem Annahenden bellt und beißt.

Forster kam mit Merlin von Thionville nach Grünstadt. Hier waren die Grafen von Leiningen anwesend geblieben, nur um seine Operationen zu vereiteln. Sie thaten, wie Forster erzählt, was ihres Amtes war, aber auch er glaubte thun zu müssen, was das seinige erheischte. Er forderte sie mit allen ihren Beamten auf, Frankenbürger zu werden. Sie protestirten, cabalirten, hetzten Bürger und Bauern auf; einer von Forster's Soldaten ward überfallen und verwundet. Forster forderte mehr Mannschaft, und sobald sie eintraf, nahm er Besitz von beiden Schlössern, und gab den Grafen eine Wache, bis er sie den 27. Februar nach Landau schickte. Ihre Damen gingen über den Rhein.« —

Forster gestand, daß es ihm ein widriger Auftrag

gewesen sei, meinte aber alles müsse zum Weichen gebracht werden, was der guten Sache widerstrebe.

Wie verschieden man nun auch über diese »gute Sache« denken möge: daß Forster's Eifer wenigstens aus guter und uneigennütziger Überzeugung hervorging, zeigte sich gerade bei dieser Gelegenheit. Er setzte sich nämlich aus demselben Eifer in Widerspruch mit Merlin. Dieser scheint bei den Grafen ein angenehmes Privatgeschäftchen beabsichtigt zu haben, das ihm Forster verdarb. Der erbitterte Franzose äußerte sich wenigstens seitdem nicht ohne Groll über Forstern, den er einen fier gredin — einen hochmüthigen Lump nannte.

In Kirchheim Boland leitete er das Geschäft nur ein, und überließ es dann einem andern Commissär.

Das Beste, was er von diesem Geschäftsausfluge für sich davontrug, war, daß er früher in seinem Innern zum Gleichgewicht kam, als in Mainz, wo ihn so viel traurige Erinnerungen umgaben. Er hatte nur einen Weg zur Ruhe zu kommen: er mußte handelnd seiner Überzeugung Genüge leisten, und das Urtheil der Einsicht oder der Leidenschaft der Andern überlassen. In dieser Stimmung bot er auch seiner Therese ein versöhntes Herz. »Das Vertrauen zwischen uns, schrieb er nach Neufchatel, die Nachsicht, die Achtung bleiben unerschüttert; die Zeit wird die Wunden heilen, und der Zukunft wollen wir immer Frieden und äußeres Wohlsein abgewinnen.«

Aus der duftigen Ferne dieser Zukunft verschwanden bereits die Reisebilder des südlichen Frankreichs sammt der Schreibfeder zu Esel. Forster trug Theresen auf,

ihn durch Huber, der inzwischen nach Dresden zurückgekehrt war, bei Buchhändler Voß wegen nicht gelieferter Arbeiten zu entschuldigen, und diesen besorgten Freund über seine Grundsätze sowohl, als über das ihm schuldige Geld zu beruhigen.

Der für die kurfürstlich gesinnten wie für die unentschloßnen Einwohner von Mainz so schreckliche 24. Februar, an welchem Tage die altmonarchische Verfassung vollends beseitigt werden sollte, war mit feierlichem Gottesdienste zur Abnahme des Bürgereides angebrochen. Dieser Eid war nun dahin gekürzt, — dem Volke und den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit treu zu sein. Die Eideswilligen hatten sich nicht sehr zahlreich in den verschiednen Kirchen eingefunden, die Widerstrebenden sich in ihren Wohnungen eingeschlossen. Bei der großen Anzahl dieser letzteren hatte es sich Forster angelegen sein lassen, durch die Zeitung auf die Einsicht des Publikums zu wirken, demselben die Leistung des so einfachen Eides als unbedenklich für jeden Menschen von gesundem Geist, und die strengen Maßregeln gegen die Widersetzlichen als traurige Nothwendigkeit begreiflich zu machen. Diese Maßregeln bestanden in Exportation der Eidweigernden über die Brücke zu den preußischen Vorposten. Sie traf besonders Stifts- und Ordensgeistliche. Dennoch war die Stadt Mainz wohl zur Hälfte aus den Kirchen zurückgeblieben.

Nach geleistetem Eide wurde an den folgenden Tagen die Wahl der Gemeindebeamten so wie der Abgeordneten zum mainzer Convent vorgenommen, der über

die Zukunft der eroberten Provinz berathen und beschließen sollte.

Die Eröffnung dieses Convents war auf den 17. März verschoben worden. Unter traurigen Ausweisungen geistlicher und weltlicher Einwohner, — unter besorglichen Vorkehrungen für den Fall einer Belagerung, nachdem die Veste Königstein sich am 8. aus Hunger ergeben hatte, trafen die vom Volk erwählten Repräsentanten, nach und nach gegen hundert, in Mainz ein, — zur Hälfte etwa Landbauern, vielleicht nur für die Tagegelder von 5 Gulden 30 Kr. und für die Festessen bei den National-Commissären empfänglich; die andre Hälfte aus Bürgern, einzelnen Studenten, verschiednen mißvergnügten Geistlichen und mehreren Gelehrten gemischt. Forster war von den Wollsteiner Bauern gewählt worden.

Die Versammlungen geschahen im großen Rittersaale des deutschen Hauses. Die vorbereitende Sitzung zur Prüfung der Vollmachten und Ablegung des Eides leitete, als Alters-Präsident, ein Achtziger von einem für die abgeneigten Mainzer in Betracht des ganzen Convents anzüglichen Namen, — der Zinngießer Ekel.

In der Nachmittagsitzung wurde Hofmann zum Präsidenten und Forster zum Vicepräsidenten erwählt. Beide Gegner in jenen heftigen Sitzungen traten jetzt auf gutem Fuße nebeneinander auf. Forster war mit Hofmann's jetzigem Benehmen ganz zufrieden, und meinte, der heftige Mann sei zu seinen Ausfällen gegen Dorsch angestellt gewesen. Dieser letztere war nun, nach einem modernen Ausdruck, unmöglich geworden.

Forster erschien jetzt auf dem Höhepunkte seiner öf-

fentlichen Thätigkeit. Er war die Trieb- und Schreibfeder für die Convents-Arbeiten; bei ihm versammelten sich die Ausschüsse zu den Vorberathungen. Auch war er auf's Neue zum Club-Präsidenten gewählt worden. Der Club, die Administration, die Ausschüsse und der Convent überschütteten ihn mit Arbeiten, so daß er von Morgens vier Uhr bis gegen Mitternacht fast keine unbesetzte Stunde hatte, und den Geschäften zu erliegen fürchtete. Was ihn in diesem Drang aufrecht hielt, war die allgemeine Anerkennung, die ihm nach jener drückenden Vernachlässigung endlich zu Theil wurde. Die einsichtigen Conventsglieder sahen ihn für die Seele der Versammlung an, und die Bauern zeigten ihm auf die naivste Weise ihre Zuneigung.

Um den Gang der Conventsverhandlungen flüchtig anzudeuten: so wurde in der Sitzung am 18. März das erste Decret der Versammlung nach Forster's Entwurf angenommen, und kraft dessen der ganze Strich Landes von Landau bis Bingen für frei, unabhängig, unzertrennlich, folglich aller Zusammenhang mit dem deutschen Kaiserreiche für aufgehoben erklärt. Alle in diesem Strich regierenden Fürsten, Grafen, geistliche und weltliche Körperschaften sollten ihrer Ansprüche verlustig und ihre durch Usurpation angemaßten Souveränetätsrechte auf ewig erloschen sein.

Das Decret wurde feierlich publicirt und in 30,000 Abdrücken verbreitet. Während der ersten Ausfertigung desselben fielen 30 Kanonenschüsse; die National-Commissäre und die ganze Generalität trat ein; patriotische Reden zwischen Merlin, Simon, Hausmann, Cüstine

und dem Präsidenten Hofmann wurden gewechselt, und feierliche Umarmungen unter dem Donner der Kanonen und rauschenden Musikchören besiegelten die geschworne Bruderliebe und Treue.

In der nächsten Sitzung wurde die künftige Verfassung des freien Rheinlandes berathen. Zu einem selbständigen Freistaate erschien dasselbe, der Macht des ihm feindlichen Deutschlands gegenüber, zu schwach; ein bloßes Bündniß mit Frankreich wurde aber theils nicht zureichend zu eigner Selbständigkeit, theils wegen des zu bezahlenden Schutzes zu theuer für das Land gefunden, nachdem alle herrschaftlichen, adligen und klösterlichen Güter von der französischen Republik zur Deckung der Kriegskosten in Anspruch genommen waren. So blieb denn nur die Einverleibung der Provinz mit der fränkischen Republik übrig. — Die auch in der folgenden Sitzung fortgesetzte Verhandlung über diese Lebensfrage führte zu dem zweiten wichtigen Dekrete, daß der Convent die Nothwendigkeit und den Nutzen der Vereinigung mit Frankreich erkenne und beschließe, und daß er aus seiner Mitte Abgeordnete an den fränkischen Convent senden werde, die diese Vereinigung zu Stande bringen sollten.

Die Wahl dieser Abgeordneten geschah dann in der Sitzung am 22. März, und fiel auf Forster, auf den Kaufmann Potocki und auf Lux, der eben nach einigen Studien eine Pachtung in Kostheim betrieb. Forster entwarf das Schreiben an den National-Convent der Frankenrepublik.

Dies beklagenswerthe Aktenstück, das die schwerste

Schuld auf Forster's. öffentliches Leben wirft, fehlt in der Sammlung seiner Schriften. Wir halten es aber für zu merkwürdig und charakteristisch, als daß wir es nicht hier einschalten sollten.

Schreiben

des Nationalconvents des rheinisch-deutschen Volkes an den Nationalconvent der Frankenrepublik.

Nicht den Sturz eines einzelnen Despoten verkündigen wir Euch heute; das rheinisch-deutsche Volk hat die sogenannten Throne zwanzig kleiner Tyrannen, die alle nach Menschenblut dürsteten, alle vom Schweiß des Armen und Elenden sich mästeten, auf einmal niedergeworfen.

Auf den Trümmern ihrer Macht sitzt das souveräne Volk; es hat seine Magistrate und Stellvertreter gewählt, es hat sich mit seinem Vertrauen und mit der Fülle seiner Gewalt gerüstet.

Die Stellvertreter des rheinisch-deutschen Volkes, nachdem sie als Nationalconvent in Mainz zusammengetreten waren, und vor aller Welt die ehemaligen Tyrannen dieser Gegenden aller ihrer angemaßten Rechte verlustig erklärt hatten, haben gegen diejenigen die Todesstrafe erkannt, die es wagen würden, daselbst wieder aufzutreten, um jene Rechte zu behaupten.

Allein diese Äußerungen der Volkssouveränetät sollen nur Vorläufer eines noch wichtigeren Schrittes sein. Es heißt in der That sehr wenig, das Gebäude der alten Tyrannei niederzureißen; das neue der öffentlichen Glückseligkeit mußte man aufbauen. Die Stellvertreter

des Volkes kannten den einmüthigen Wunsch ihrer Kommittenten; sie thun in diesem Augenblicke weiter nichts, als das Gefühl ausdrücken, welches alle Herzen erfüllt, indem sie von Euch die Vereinigung ihres Landes mit der Frankenrepublik verlangen.

Bürger, Gesetzgeber von Frankreich und bald von ganz Europa! Nie werden die Deutschen des Rheinufers vergessen, daß die Franzosen ihre Ketten zerbrachen; daß sie im Schatten der dreifarbigen Fahne ihre Wahlen vollbringen konnten. Das Gewitter tobte rings umher; die Tyrannen und ihre Haufen knirschten, während tiefer Friede über unsere fruchtbaren Gefilde herrschte, und mit seinen schützenden Flügeln unsere Dörfer bedeckte. Die unüberwindliche Schutzwehr der Krieger der Freiheit umringte uns von allen Seiten; da sprach Frankreich: werde frei! und wir sind frei.

Bürger! Ihr, die Ihr täglich der Vortrefflichkeit der menschlichen Natur huldigt, möge die Frucht Eurer Wohlthaten, möge die Dankbarkeit eines guten und gerührten Volkes Euern Herzen ein Opfer scheinen, das des Hauptaltars der Freiheit würdig ist!

Durch die Vereinigung mit uns erhaltet Ihr ein Land, wo die Natur ihre Güter mit milder Hand verbreitet hat; ein fruchtbares Erdreich, einen gemäßigten Himmelsstrich, Hügel mit Reben bedeckt, deren Erzeugnisse sonst unsere zehntengierigen Priester bereicherten; endlich eine Stadt, deren unvergleichliche Lage durch die Majestät des Flusses, der ihre Mauern netzt, verschönert wird.

Durch die Vereinigung mit uns erhaltet Ihr, was

Euch von Rechtswegen gebührt. Die Natur selbst hat gewollt, daß der Rhein die Grenze Frankreichs sein sollte; er war es in der That in den ersten Jahrhunderten des fränkischen Reichs, und selbst die Minister Eurer Tyrannen kannten seinen Werth: als man sie von dem schändlichen Bündniß mit Östreich abbringen wollte, handelten sie um den Besitz desselben mit Friedrich von Brandenburg. Eben diese so sehr gewünschte Vereinigung nun, welche die Intriguen der Könige nie bewerkstelligen konnten, wird den siegreichen Freiheitsheeren nur eine geringe Anstrengung gekostet haben.

Durch die Vereinigung mit uns erhaltet Ihr Mainz, den Sitz jenes stolzen Priesters, dessen grenzenloser Hochmuth ihm in der Geschichte nur den Namen eines Mordbrenners erwerben kann; Mainz am Zusammenflusse des Rheins und Mains, wo der Handel Deutschlands sich in der Hand des fränkischen Kaufmanns sammeln wird; Mainz, den Schlüssel des deutschen Reichs und die einzige Öffnung, durch welche noch Eure Provinzen den Armeen und den Artilleriezügen der Feinde zugänglich bleiben; Mainz endlich, das die Meister der Kunst als ein Meisterwerk von Befestigung anerkennen, wo selbst die ohnmächtigen Bemühungen der gegen Euch verschwornen Despoten zu Schanden werden müssen, so oft sie es wagen dürften, das unsinnige Projekt eines Angriffs in Ausübung zu bringen.

Dies, Stellvertreter des fränkischen Volkes, ist der brüderliche Ausdruck unseres Dankes, die erste Aufwallung freier Menschen, die Ihr der Freiheit wiedergewonnen habt. Auf die Vorzüge unserer Länder sind wir

nur darum stolz, weil wir sie unsern Befreiern darbringen können. Diese Vortheile und das Bedürfniß der Vereinigung sind gegenseitig, auch steht das rheinisch-deutsche Volk nicht an, es Euch zu bekennen. Es würde aber fürchten Eure Würde zu verletzen und zugleich seiner reinen Liebe Unrecht thun, wenn es sich auf kleinliche Abrechnungen einließe. Die Liebe der Völker, wie die Liebe der Geschlechter macht alles gleich; und wissen wir nicht, daß, wenn Ihr unsere Bitten gewährt, wenn Ihr die rheinisch-deutschen Gegenden der fränkischen Republik einverleibt, nur die Aufrichtigkeit und Wärme, womit wir uns in Eure Arme werfen, Euch allein bestimmen werden?

(Folgen die Unterschriften sämmtlicher Deputirten des rheinisch-deutschen Convents.)

Forster nahm noch an den Berathungen über das Verfahren gegen Bürger und Unterbedienstete in Mainz, die den neuen Bürgereid bis zum 30. März nicht leisten würden, mit sehr entschiedener Ansicht für die Exportation und Vermögens-Einziehung Theil, und reis'te darauf am 25. März mit seinen Mitabgeordneten, unter Begleitung des Commissärs Hausmann, nach Paris ab.

Seine bisherige Anstrengung und Spannung des Geistes, sein Eifer bei Zerrissenheit des Gemüths ließen ihn im Drang der Abreise zu keiner klaren Erwägung der nächsten Zukunft kommen, über die ihn und vielleicht auch sich selbst die Franzosen in Mainz täuschten. So

hoffte er denn auch von der eiligen Reise in 3 Wochen wieder zurück zu sein. Er dachte wohl daran, auf der Rückfahrt, wo möglich, eine Zusammenkunft mit Theresen zu haben, da er aber diese Hoffnung nicht ganz festhalten konnte, schickte er ihr einstweilen 30 Louisd'or.

Ohne Besorgniß vor einer Belagerung der Stadt traf er über sein Eigenthum keine Verfügung, gab für mögliche Fälle der Gefahr keinen Auftrag, sondern ließ seine Papiere, Bücher, Karten, Zeichnungen u. d. gl. bloß unter Obhut der zurückbleibenden Magd. Von Wäsche und Kleidern nahm er nur mit, was in einen kleinen Mantelsack ging, und ließ sogar, was man bei einer Reise im März und bei Tag und Nacht nicht entbehren, und daher kaum vergessen kann, — seinen Mantel zurück.

Forster in Paris.

Welch' eine heillose Zeit, da ihrer edelsten Söhne Einer nach Paris eilen konnte, dem fremden Volk eins der herrlichsten Stücke seines Vaterlandes in so wenig stolzer Sprache anzutragen! Ja, wir messen der Zeit den größern Theil der Schuld bei. Alles Nationalgefühl war bekanntlich damals in Deutschland erloschen. Jene Hunderte von Regierenden hatten mit hochmüthiger Politik ihre abgezählten Seelen abgepfercht, das gemein=

same Band des Reiches aus Souveränetätssucht gelockert, und das geistige Band der Sprache durch ihre Vorliebe für Franzosenthum verschmäht. So hatte bei uns die hohe Aristokratie, die sonst den Stolz einer Nation vertritt, das Ihrige gethan, einem Volke, dem ohnehin ein Streben in's Weite und Fremde eingefleischt ist, sein edelstes Bewußtsein und Selbstgefühl zu entfremden. Die besten Söhne Deutschlands erhoben statt dessen die unserer Weltbestimmung entsprechende Idee der Humanität, und suchten den Adel des nationalen Gemüths in Weltbürgerthum auszuprägen. Und mußte dies, gerade damals so lebhafte Gefühl nicht mit doppelter Macht die Seele eines Mannes bewegen, der durch eine frühe Weltfahrt schon die Knabenbrust für das mannichfaltigste Völkerleben erweitert, und einem engern Vaterlande kaum angehört hatte?

So kam es denn auch, daß die auf dem Heerd einer Revolution erweckte Idee der Freiheit, die ebenfalls so lange in der Seele der Deutschen erloschen war, mehr an unserm Weltbürgersinn aufloderte, als daß sie ihre Weltwirksamkeit im Selbst- und Kraftgefühle der Nation gesucht hätte. Die Freiheit erschien als eine Göttin, die den zartsinnigen Seelen eine stumme Anbetung auferlegte, von den muthig begeisterten Herzen aber im Nothfalle auch das Opfer des Vaterlandes für jene Millionen zu fodern schien, die von der himmlischen Erscheinung verwirrt, aus tyrannisirtem Volksthume vor allem zur edeln Menschheit erlöst werden sollten.

Befremdet uns aber eine solche Verwirrung und Verirrung der Begriffe und Empfindungen gerade bei

Forster, an dem wir, ausnahmsweise von seinen Zeitgenossen, einen so klaren Blick, ein so besonnenes Urtheil im Politischen zu bewundern hatten: so müssen wir uns erinnern, daß dieser Blick gewöhnlich nur auf dem ideellen Standpunkte der Betrachtung so klar und weitumfassend blieb, sich aber, sobald der Freund in die Sphäre des Handelns gezogen wurde, an seinem enthusiastischen Herzen in's Leidenschaftliche trüben und verengen konnte.

Wir haben das von ihm verfaßte Aktenstück, das nur allzulebhaft an so manche traurige Declamation aus dem Jahre 1848 erinnert, in der Überzeugung mitgetheilt, daß es aus solcher Feder und Ferne dazu beitragen dürfte, ein Gefühl der Beschämung und eines stolzeren Bewußtseins in der Seele auch derjenigen Deutschen zu erwecken, die vom Mißgeschick unseres Vaterlandes am tiefsten gebeugt, über den Wahnsinn der wiedererwachten Gewaltthätigkeit am bittersten empört, nach richtigen und würdigeren Wegen zu künftiger Abhülfe umschauen. —

Um wieder zu unserm verirrten Forster zurückzukehren: so haben wir bisher versucht, bei jedem Schritte seines Handelns dem Leser einen Blick in jene bewegte Seele zu öffnen, ihm die Antriebe und Nachempfindungen des immer strebenden Mannes aufzuschließen. Und so mag denn auch jetzt, was er in dem bedenklichsten und am schwersten beschuldigten Unternehmen – nach Goethe's Worten — irrte und strebte, litt und lebte, ihn vor dem Leser, wenn auch nicht rechtfertigen, doch entschuldigen oder entsühnen.

Eines nur, indem wir ihm nach Paris folgen, dür-

fen wir nicht unbeachtet lassen, daß er nämlich durch die Einverleibung des Rheinlandes mit der fränkischen Republik keineswegs das fremde Volk durch vaterländisches Gebiet erweitern, sondern ausgesprochen nur unserm Deutschland die neue bedrohte Freiheit zu sichern suchte. Ausdrücklich erklärte er, daß er dem Willen des Volkes, nicht dem Interesse der französischen Republik diene. Und wenn er sich hier irrte, war es eben in der Voraussetzung jenes Willens.

Die mainzer Convents = Abgeordneten trafen am Abende des 29. März in Paris ein. Schon folgenden Tags erschienen sie im National = Convent. Forster las die Adresse mit dem Ausdrucke jener Empfindung ab, die ihm das beklagenswerthe Schriftstück dictirt hatte, und ward von wiederholtem Beifallklatschen unterbrochen.

Es versteht sich bei Franzosen wohl von selbst, daß der Antrag sehr willkommen war. Die Einverleibung des von Cüstine besetzten Rheinlandes mit Frankreich wurde durch Acclamation decretirt. Desto mehr verzögerte sich die Ausfertigung der Beschlüsse. Doch wurden den durch die nöthigen Formalitäten aufgehaltnen Abgeordneten Tagegelder, und zwar späterhin 18 Livres bewilligt, freilich in Assignaten vom herabgewürdigten Werth zu 100 für den Louisd'or in Gold, mithin ein Bettel, für die äußerste Nothdurft zureichend.

Den ersten Besuch erhielt das mainzer Kleeblatt von den Fischweibern mit Küssen zum Glückwunsch, wofür diese bekannten Damen sich ein Assignat von 25 Franken gefallen ließen.

Anfangs rechnete Forster auf 14 Tage bis 3 Wochen Aufenthalt; dachte aber doch bald an längeres Verweilen und literarische Arbeiten, die er dann vornehmen wollte; wozu ihm freilich die bisherigen Hülfsmittel abgingen. Inzwischen wollte er es sich wohl dabei sein lassen, so in den Tag hinein zu leben, an nichts mehr gebunden, seine Fürsorge auf die mitgebrachten sechs Hemden beschränkt, aller sanguinischen Hoffnungen ledig, umherschauend, Eindrücke aufnehmend, und alles abweisend, was ihm näher als erwünscht kommen möchte. So hoffte er sich immer unabhängig und gut gelaunt zu erhalten.

Warf nun der Mann, der sich die für Deutschland gewünschte Freiheit so viel kosten ließ, seinen schwärmerischen Blick gleich beim Einzug in Paris auf die brennende Revolution: so erkannte er sie schon am 31. März für etwas ganz andres, als die meisten Menschen darunter dächten. Aber der April sollte ihm bald noch andre Wechsel der Ansicht und Stimmung bringen. Zwar die Überzeugung, daß man die Revolution ja nicht in Beziehung auf individuelles Glück, sondern als Mittel des Schicksals, Veränderungen im Menschengeschlechte hervor zu bringen, betrachten müsse, stand schon früher bei ihm fest. Nun fand er aber das Volk zu wiederholten Malen von seinen eignen Leuten, — Generalen, Ministern — verrathen und verkauft, die Nation selbst leichtsinnig und unbeständig, wie immer, ohne Festigkeit, ohne Wärme, ohne Liebe, ohne Wahrheit, nur vom Enthusiasmus der Idee ohne Gefühl der Sache, nur vom Schein edler Anregung getrieben. Doch gerade mit dem allen und in

dieser Mischung erschien sie ihm gemacht, große Dinge auszurichten und — vielleicht zu ihrer eignen Strafe — bestimmt, die Märtyrer für das durch die Revolution zu erzielende Wohl abzugeben, wie früher die Deutschen Märtyrer der Reformation wurden, indem sie solche annahmen, und mit ihrem Blute bezahlten. Dagegen lagen jetzt die edeln Kräfte, die eine Revolution zum guten Ausgang führen konnten, in Verderben drohender Zersplitterung, — auf der einen Seite Einsicht und Talente ohne Muth und Kraft, auf der andern eine physische Energie, die — von Unwissenheit getrieben, nur da Gutes wirken konnte, wo der Knoten zerhauen werden mußte.

Forster's gutes Auge drang schnell in die Geheimnisse der Intrigue, in das widerwärtige Labyrinth, worin sich alles wand und wandelte, und die ahnungsvolle Besorgniß trat schon an ihn heran, er könnte vielleicht, nach allen Leiden und Entbehrungen, seine letzten Kräfte einem Unding geopfert, und redlichen Eifers für eine Sache gearbeitet haben, mit der es sonst Niemand redlich meine, und die ein Deckmantel der rasendsten Leidenschaften sei. Er fürchtete sich zu überzeugen, daß uneigennützige Freiheitsliebe nur eine Kinderklapper in der Hand Derer sei, die jetzt das Schicksal der Nationen lenkten. Diese Angst faßte er doch auch aus einem höhern Gesichtspunkte, als dem seines eignen verfehlten Bestrebens. »Die Idee, schrieb er, daß die Eigenmacht in Europa vollends unerträglich werden muß, wenn Frankreich jetzt seine Absicht nicht durchsetzt, empört mich immer so sehr, daß ich sie mir von allem Glauben an

Tugend, Recht und Gerechtigkeit nicht abgesondert denken kann, und lieber an diesen allen verzweifeln, als jene Hoffnung vereitelt sehen möchte.«

Und hier erhob sich dann Forster auf den reinsten Standpunkt des Weltbürgerthums, indem er es aussprach, daß die politische Freiheit nur um des Wohles unserer Mitmenschen und Mitbürger willen wünschenswerth bleibe. Aus Überzeugung, daß sie deren höchstes Bedürfniß sei, schmerze es uns, wenn sie dieselbe nicht erwerben könnten, wenn Bösewichter sie ihnen entrissen, wenn sie selbst nicht Kraft genug hätten sie zu behaupten. Unmittelbar sei hier nichts zu thun; wohl aber ließe sich mittelbar – durch Verbreitung richtiger Begriffe, durch Mittheilung nützlicher Kenntnisse, durch Beförderung eignen Denkens und Erwärmen des Gefühls wirken, und – dies sei wohl die sicherste Weise für Deutschland.

Doch eben nach dieser Seite des vaterländischen Rheins, wohin er jetzt mit dem unbefangneren Blicke der Entfernung sah, umwölkte sich ihm nur allzufrüh der Horizont.

Die gelinde und heitre Witterung der letzten Tage des Februar und zu Anfang des März hatte die vereinten deutschen Streitkräfte zu früheren Unternehmungen aus ihren Winterquartieren gelockt. Die um Frankfurt gelegnen Truppen lagerten seit Mitte März um Kastel. An diese schlossen sich rechts und links die Preußen, die Sachsen und Hessen, alle unter dem Oberbefehle des Generals von Schönfeld. Am Tage vor Forster's Abreise von Mainz hatte der König von Preußen mit dem

Herzoge von Braunschweig eine beträchtliche Truppenmacht bei St. Goar über den Rhein geworfen, und drängte mit glücklichen Scharmützeln die Franzosen gen Bingen hinauf. Schon verließen die französischen Commissäre Mainz. Der dasige Convent hielt am 30. März seine letzte Sitzung, worin die Verlesung der Mitglieder ergab, daß elf derselben, und unter ihnen Professor Dorsch, heimlich entwichen waren.

Bald gingen die Preußen über die Nahe und Cüstine zog sich bis Landau zurück. Er theilte nun seine Truppen, indem er die Hälfte derselben, über 23,000 Mann dem General d'Oyré zur Vertheidigung von Mainz überließ. Die Stadt war gut verproviantirt, und wurde durch wiederholte, zum Theil sehr starke Ausweisungen eidweigernder Einwohner noch erleichtert. Der erste Ausfall der Franzosen nach dem rechten Rheinufer in der Nacht vom 10. zum 11. April mißlang. Die Stadt wurde nun auch von der Landseite eingeschlossen. Schon zeigte sich die nächste Zukunft für Mainz in einer flüchtigen Vorerscheinung. Der alte Kurfürst, — Primas auf der Flucht vor dem drohenden Feinde, war nun auch der Erste, den das Glück befreundeter Waffen herbeilockte. Er kam über Frankfurt, hier von zahlreichen Anhängern mit frohlockenden Thränen empfangen, und über Oppenheim in's Lager des Königs von Preußen zu Guntersblum. Unter Glückwünschen legte er die Schonung der Stadt und die Rache an den Freiheitsschwärmern der Majestät an's Herz; worauf er einstweilen nach seinem sichern Erfurt zurückeilte.

Bekanntschaften.

Den betrübenden und besorglichen Nachrichten aus Mainz hielten die neuen und nächsten Eindrücke von Paris ein beruhigendes Gegengewicht. Das erste Grün der Bäume erquickte Forster's Herz und Auge; neue Bekanntschaften zogen ihn an mit jenen Reizen des Umgangs, wofür er so empfänglich war. Politischer Parteinahme abgeneigt und müde, hielt er sich von den Mitgliedern des Convents entfernt. Nur zu Condorcet, dem berühmten Mathematiker und Philosophen, ließ er sich vom jungen Cüstine bringen. Er wohnte in Auteuil, und kam nur zu den Conventssitzungen nach Paris. Auch Thomas Payne, der verdorbne englische Schnürbrustmacher und besser gerathne Schriftsteller, war, obgleich ein Fremder, damals noch Convents-Mitglied; allein der Verfasser von Common sense und von the rights of men hatte für Forstern, weder durch seine geistreichen Züge und feurigen Augen in glührothem, finnigem Gesichte, noch durch die Launenhaftigkeit seines Egoismus etwas Anziehendes, und blieb ihm nur in seinen Schriften genießbar.

Desto lieber gewann Forster den umgänglichen Einsiedler, Grafen Schlaberndorf, der auch Theresen von ihrer Schweizerreise mit Onkel Blumenbach aus Zürch her kannte, — jetzt ein Vierziger und in Forster's Augen »ein sehr kluger, einsichtvoller Demokrat von

reifer Erfahrung und bei viel Kenntnissen von unendlicher Bescheidenheit, edel von Charakter, rein und gut von Herzen, nicht brillant von Kopf, aber reich, hell und richtig denkend, der practischeste Philosoph.«

Bei diesem traf Forster auch den bekannten Oelsner, und bezeichnete ihn als einen Mann, der in Paris ganz zu Hause, und des richtigen Ausdrucks und Kunstwortes für alles, so wie des Conversationstones mächtig sei. Er bewunderte dessen echt französische Leichtigkeit in artigen Bemerkungen, und entdeckte, daß er bei den Damen — joli coeur war.

Auch mit Leuchsenring kam er zusammen, der früher mit seinen Briefschatullen zum Kreise der Frau von Laroche gehörte, jetzt aber mit seiner Frau, dem ehemaligen Fräulein von Bielefeld, Noth litt, daß es zum Erbarmen war.

Wir übergehen andre, weniger bekannte Deutsche und Polen, mit denen Forster verkehrte, so wie auch das Haus des reichen und weithin thätigen Banquiers Le Coulteur, wo er in gebildetem Kreise willkommen war, ferner den freundlichen Bibliothekar Chamfort und den berühmten Verfasser von Paul et Virginie, Bernardin de St. Pierre, und kommen zur schottischen Familie des Mr. Christie, der mit Beifall über die französische Revolution schrieb. Hier war Forster für jeden Abend eingeladen, und fand außer der Frau und Schwester Christie's die englische Schriftstellerin Mrß. Wolstoncraft und die Dichterin Miß Williams. Der ruhige Freiheitssinn dieser englischen Familie that unserm mainzer Abgeordneten wohler, als der

Fanatismus der Franzosen, denen über dem kalten Herzen nur der Kopf glühte, während bei jenen Freunden kalte Überlegung sich mit warmer Empfindung verband.

Wie er hier gern gesehen war, scheint er besonders für die Schwester, Miß Christie, eine freundliche Aufmerksamkeit gezeigt zu haben. Sie hatte, nach seiner Schilderung, viel Sanftes und still empfindend Vernünftiges, sprach mit Theilnahme von allem sehr niedlich und zuweilen originell, ohne Vorurtheil mit Imagination und Gedächtniß. Etwas schwächlich von Gesundheit, las sie gern, sang ein wenig, wiewohl nicht zum Besten, spielte ein paar Noten, ging gern in die Komödie und spazieren, und ließ sich ohne alle Ziererei und Eigensinn den Hof machen; obgleich sie mit einem jungen in England abwesenden Franzosen eine Herzensangelegenheit hatte, die jedoch nicht nach dem Sinne der Familie war.

Später machte Forster noch zwei etwas anrüchige Bekanntschaften von sehr entgegengesetztem Eindruck auf sein Wohlgefallen. Eine war der aus seiner vielgelesenen Lebensgeschichte bekannte Staatsgefangne von Trenk. »Eine Eitelkeit und zur Gewohnheit gewordne Aufschneiderei, eine zurückstoßende Fühllosigkeit, ein schmutziger Eigennutz, ein Gemisch von Hochmuth und Niederträchtigkeit mit einem sonderbaren Feuer des Kopfes und Temperaments« machten ihn dem Beobachter sehr unangenehm.

Desto interessanter war ihm die aus der Revolutionsgeschichte bekannte Theroigne de Mericourt, von der er seiner Therese eine sehr anziehende und umständliche Schilderung gab.

Obgleich der verlaßne Mann einmal klagte, er habe kein Wohlgefallen an den Menschen, und wisse selbst nicht, wie der Tag ihm unter den Händen verschwinde: so scheint in jener Aufregung der Zeit und des eignen Gemüths doch der Umgang mit gleichgestimmten Menschen noch mehr Bedürfniß für ihn gewesen zu sein, als die Theilnahme an den öffentlichen Vergnügungen, und selbst als der Genuß, den die Kunstschätze und wissenschaftlichen Anstalten in Paris so reichlich darboten. Zwar das Theater verschmähte er nicht ganz, wie er denn in Gesellschaft seiner englisch-schottischen Freundinnen Gluck's Iphigenie in Tauris sah, und sich sogar am Ballet: »das Urtheil des Paris« entzückte. Doch auch hier blieb sein Gemüth nicht ungetheilt: er dachte an seine Mädchen, die er zu diesen wunderbar schönen Scenen, bezaubernden Gegenden und Göttererscheinungen aus Neufchatel herbeiwünschte.

Überhaupt waren seine Gedanken jetzt öfter und auf's Innigste bei seinen Kindern; wozu ihn wohl nicht bloß die Trennung, sondern vielleicht noch lebhafter jene Erlebnisse trieben, die ein an dauerndem Aufruhr und verunglückenden Bestrebungen ermüdetes Herz nach dem stillen, traulichen Paradiese der Kinderwelt ziehen.

Außer jenen Empfindungen löſ'te sich der Bühnengenuß leicht auch in Reflexionen über die Franzosen auf. Und wie er während des Ballets den jungen Vestris in der Grazie und Eleganz seiner Bewegungen bewunderte, ohne vergessen zu können, daß er ein schlechter Kerl und aufgeblasener Narr sei: so traute er nur dem Leichtsinn der Franzosen die Gabe zu, in solchen Dingen die ganze

Energie ihres Wesens dergestalt zu entwickeln, daß sie für alles übrige nichts seien, und ihre Humanität null bleibe. Denn auch an ihren Schauspielern würde man sich irren, meinte er, wenn man an den geschicktesten, sobald sie keine Rolle spielten, noch eine angenehme Menschheit zu genießen hoffte.

Das Pantheon durfte nicht unbesucht bleiben, um sowohl das Gebäude zu bewundern, als an den Särgen Voltairs und Lepelletiers eine schauervolle Herrlichkeit zu empfinden.

Wie sehr die Revolution bereits den Charakter der Pariser umzustimmen anfing, fiel Forstern besonders in Versailles auf, wohin er am Pfingstfeste nach dem Mittagessen bei Banquier Le Coulteur mit dieser Familie gefahren war, die Wasser springen zu sehen. Ein erstaunlicher Zusammenfluß von Menschen erregte des Freundes Staunen durch ihr stilles, ernstes, ehrbares Benehmen am Orte und auf dem Heimwege, wo sich die zahlreichen Fußgänger mit Weißdorn, Ginster und sonstigem blühenden Strauchwerke schleppten. Forster erkannte gar nicht mehr sein sonst so ausgelaßnes Völkchen, diesen peuple qui danse et qui chante. — —

Doch nicht bloß bis Pfingsten, bis in den tiefsten Sommer hinein finden wir unsern mainzer Abgeordneten in Paris. Hatten sich anfangs die nöthigen Formalitäten wegen der Aufnahme der Rheinprovinz in die Republik verzögert: so schwebte nun diese Eroberung wieder in der Luft, oder stand vielmehr auf dem Spiele der

Belagerungswürfel und auf dem beliebten mainzer Losungsworte: Wer uns gewinnt, der hat uns!

Überdies waren Forstern auch bereits im April Aussichten zu einer andern Bestimmung von Lebrün, dem Minister des Auswärtigen, gemacht worden. Die Rede war vorerst von einer Versendung in die nördliche Provinz mit noch unbestimmten Aufträgen. So lebte er denn in Erwartung, unter tausend Unannehmlichkeiten seiner Wohnung und des Mangels an gewohnter häuslichen Bequemlichkeit wenigstens gesund und die Hitze gut vertragend. Obschon er aber so ziemlich auf das Umherschlendern angewiesen war, und nur der Zerstreuung halber auch noch das Speisen an einer öffentlichen Tafel dem Tisch in einem Bürgerhause vorzog: so konnte er doch dem eigentlichen pariser Flaniren auf die Dauer keinen Geschmack abgewinnen. Sah er sich dann nach Beschäftigung um: so traten ihm aus allen Ecken schwermüthige Betrachtungen entgegen. — »Nach so vieljähriger angestrengter Arbeit ist mir nunmehr alles, was ich zu meinem Fortkommen unternommen hatte, fehlgeschlagen, — klagte er — und ich fange die Welt gleichsam von neuem an, ohne zu wissen, wie und womit, da ich von ganz Europa abgeschnitten, mit Schulden überhäuft, hier ohne alle Mittel, ohne alle Unterstützung und fast ohne Aussicht bin. Ich habe mich anheischig gemacht, alles anzunehmen, was man mir anbieten würde. — — Gelehrtes Verdienst, und selbst die Talente des Geschäftsmannes gelten jetzt nichts. Wer obenauf schwimmt, sitzt am Ruder, bis ihn der Nächste, der für den Augenblick am stärksten ist, verdrängt. Kurz,

zum erstenmal in meinem Leben helfen mir alle meine Hülfsmittel nichts, und ich stehe so verlassen da, wie ein Kind, das keine Kräfte hat, sich selbst zu ernähren.«

Da tauchte der Gedanke an Indien wieder auf. Die alte Lust des Weltfahrens regte sich noch einmal. Und ein Mann, der alles verloren hat, — wie aufgelegt fühlt er sich nicht, auf Entdeckungen auszugehen! Jetzt aber reizt es nicht mehr, die Provence das Languedoc auf einem Esel zu durchreiten: je lauter um ihn her die Revolution stürmt, je tiefer er in den Abgrund der Hoffnungslosigkeit blickt, desto weiter hinweg sehnt er sich. Von der Höhe seiner Verlassenheit mißt er den geographischen Breitegrad seiner Sehnsucht. Fast möchte man sagen, die ängstliche Unruhe habe ihn befallen, die den dem Sterben nahen Leidenden mit dem Traume von einer großen Reise aus seinem Bette treibt. — »Könnt' ich 4 bis 500 Pfund Sterling irgendwo aufbringen, oder wären es auch nur 300, schrieb er im Juni an Theresen, so lernte ich hier Persisch und Arabisch, und ginge über Land nach Indien, um neue Erfahrungen heim zu bringen, und als Arzt nebenher mein Glück in einigen Jahren zu machen.« — Er kam wiederholt auf diesen Wunsch zurück und meinte, wie leicht es zwanzig Freiheitsfreunden in England werden müßte, wenn jeder eine Kleinigkeit beitrüge, einem Manne zu helfen, der seine ganze bürgerliche Existenz der Freiheit, wenn auch unter irriger Voraussetzung, aufgeopfert habe. Er malte sich die wissenschaftlichen Gewinnste, die neuen Gegenstände und Bilder, die Bewegung und Beschäftigung, ja das Ungemach und die Gefahren aus, — was alles

zusammengenommen unfehlbar für sein verletztes Gefühl heilenden Balsam gewähren würde.

Abbruch und Ächtung.

Von diesen weltfahrenden und abenteuernden Gedanken suchte ihn Therese durch eine allernächst liegende Aufgabe abzubringen. Sie foderte ihn auf, die Geschichte dieser Tage zu schreiben, wozu er freilich am wallenden Strudel der Ergebnisse stand. Sie mag dabei mehr an seine Muße und Muthlosigkeit, als an die Sache gedacht haben, an der er sich bethätigen sollte. Auch kannte sie den Anfang einer »Geschichte der mainzer Revolution« nicht, die Forster unter der Feder hatte; sonst hätte sie sich bald überzeugt, wie wenig ein Mann, der mit schwankendem Herzen auf den Wogen einer stürmenden Zeit treibt, die Geschichte derselben zu schreiben gemacht ist. Auch lehnte es Forster ab. — »O seit ich weiß, antwortete er, daß keine Tugend in der Revolution ist, ekelt es mich an. Ich konnte, fern von allen idealischen Träumereien, mit unvollkommnen Menschen zum Ziele gehen, unterwegs fallen und wieder aufstehen und weiter gehen: aber mit Teufeln und herzlosen Teufeln, wie sie hier sind, ist es mir eine Sünde an der Menschheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Lichte der Sonne.«

Eine wunderliche Betrachtung, die Forster an diese Entrüstung knüpfte, über Freiheit und Gleichheit als das Ziel Derjenigen, die mit Vernunft herrschen wollen, führt ihn zu der Prophezeihung, daß der Welt noch die eisernste aller Tyranneien drohe, — die Herrschaft der Vernunft, ein größeres Unheil, als Brand und Überschwemmung, jener Vernunft ohne Gefühl, wie solche nach den Merkmalen der Zeit uns bevorstehe, bis einmal eine allgemeine Einfachheit der Sitten, Beschäftigungen, Wünsche und Befriedigung, eine Reinheit der Empfindung und eine Mäßigung des Vernunftgebrauchs aus allen diesen Revolutionen hervorkeime und ein Reich der Liebe beginne, wie es sich gute Schwärmer von den Kindern Gottes träumten.

Anders, als die Geschichtschreibung sah Forster bald darauf die Redaction einer Zeitung an. Man trug sich damit, eine solche in deutscher Sprache herauszugeben. Er betrachtete sie scherzweise als eine Maitresse, die er sich halten wollte, um seine Launen ein wenig zu zerstreuen. Nachdem er in seiner entschloßnen Weise eine Ankündigung rasch entworfen und dem Minister zur Genehmigung vorgelegt hatte, blieb es vorerst beim Projecte.

Hatte er nun mit der Zeitungs-Maitresse kein Glück: so bot sich ihm eine Buchdruckerei — zur Frau an. Der Vorschlag kam von Herrn Christie und dessen Frau, und war für die Direction einer Buchdruckerei in England berechnet. Der Gedanke sprach Forstern an; doch merkte er bald, daß eine Heirath unter der Presse war, — mit Miß Christie, dem artigen Mädchen, das hinter dem fernen Geliebten einer sogenannten Vernunftheirath nicht

geradezu abgeneigt schien. Daraus konnte natürlich nichts werden, und so blieb Forstern nur der Gewinn, daß er nach off'ner Darlegung seiner Denkungsart fortan mit seinen Besuchen für absichtlos galt, und desto freier von sich und seinen Leiden sprechen konnte.

Während nun dergestalt die französische Revolution sich vergebens bemühte, ihrem deutschen Glaubenshelden und beginnenden Dissidenten eine neue Zukunft zu begründen, brach mit desto mehr Glück die deutsche Reaction seine mainzer Existenz ab.

Die Belagerer rückten der Stadt immer näher. Hier stieg schnell die Theuerung, während die Exportationen, besonders sämmtlicher Stadtarmen, noch immer die Einwohnerschaft lichteten. In dem Grade, als innerhalb Mainz die Angst zunahm, wuchs außerhalb der Haß der Ausgewanderten und Ausgewiesenen, die zu Wiesbaden, Frankfurt, Aschaffenburg, Mannheim und Milteberg angesammelt, sich auf ihre Rückkehr spannten. Dazwischen wechselten mit wechselndem Glücke die Ausfälle der Belagerten und die Angriffe der Belagerer, bis am 27. Juni die Deutschen mit Bomben und feurigen Kugeln Ernst zu machen anhoben, Häuser zerschmetternd und Paläste in Brand setzend. Das Bombardement wiederholte und steigerte sich so schreckhaft, daß in sechs Nächten über 50 Gebäude in Schutthaufen zusammen brachen. Die Verzweiflung der Einwohner, die zu wehren und zu retten ihre Tage und Nächte verbrachten, wurde nur überboten von dem Entsetzen der Ausgewiesenen, die von fern nur ohnmächtige Zuschauer einer grausenhaften

Zerstörung abgaben, mit welcher, gleich den Einwohnern, zu kämpfen ihnen noch ein Trost, eine Erleichterung schien.

Forster blieb in Paris nicht ununterrichtet über die Einzelnheiten jenes Unglücks. Er hatte schon früher einem jungen Manne, der in der Administration unter ihm diente, den Auftrag zukommen lassen, seine Papiere einzupacken, und in Sicherheit zu bringen. Bei allem Vertrauen auf die gute Ausführung dieses Auftrags mochte er sich doch darüber nicht täuschen, daß gar manches von seinem häuslichen und geistigen Besitzthume in Bruch und Brand aufgehen werde. Doch wandelte ihn dessen kein Kleinmuth an. — »Mainz muß einem Schutthaufen ähnlich sehen, schrieb er an Theresen. Die Liebfrauenkirche, der eine Domthurm, die Schustergasse, Judengasse, Bleichen, Thiermarkt abgebrannt! Unsere Reihe Häuser — steht sie oder brennt sie? Ich weiß es nicht. Und die armen Einwohner! Das ist die Folge des Freudenfeuers vorigen Jahres! Dieser unselige Mann, der sein Land, seine Stadt, seine unglücklichen Unterthanen dem leidigen Ehrgeize, sich in die französischen Angelegenheiten zu mischen, aufopfern konnte, — was hat er nun davon? — — Wie hat das Schicksal für uns gesorgt, daß es uns herausriß, und Tausende müssen jetzt schmachten! Was ist der Verlust aller unserer Habe gegen das unbeschreibliche Elend!«

Doch wie geborgen in der Entfernung von Paris und Neufchatel er sich und die Seinigen wußte: war er doch für seine Person bei jenem Mißgeschicke von Mainz nicht in Vergessenheit gekommen. Auf seinen Kopf wa-

ren hundert Dukaten gesetzt worden. — »Nur hundert Dukaten? rief Forster aus. Der arme Schelm von einem General, da er nicht besser weiß, was so ein Kopf werth ist. Ich gäbe keine 6 Kreuzer für den seinigen. Es ist nicht aller Tage Abend und vielleicht sprechen sich die Köpfe noch auf ihren Rümpfen.«

Einstweil beschäftigte sich der so taxirte Kopf mit der Erinnerung an die mainzer Revolution und an seinen Antheil dabei. Der Anfang war, wie wir schon bemerkten, bereits niedergeschrieben, aber keineswegs zur Zufriedenheit des viel zu unruhigen Historikers. Ein solches Kind des Kummers, meinte er selbst, sei natürlicherweise ein Krüppel.

Kränkender als jene preußische Ächtung war für Forster eine Äußerung des Herzogs von Braunschweig, — jenes besten Menschen, der nebenher auch Fürst ist, — wie Forster damals in dankbarer Empfindung geschrieben hatte: »Von Forster begreife ich's nicht; denn der hatte ja zu leben.« An diesem fürstlichen Worte empfand Forster die ganze Erbärmlichkeit der gewöhnlichen hoch-aristokratischen Ansicht von den Motiven auch der edelsten Freiheitskämpfer. »Folglich, rief Forster aus, wenn man zu leben hat, und sein Vermögen auf's Spiel setzt, darf man sich nicht beklagen, sondern muß sich mit seinen Grundsätzen trösten, wenn man es verliert.« — »Ich sitze und lächle zu allem, schrieb er an Therese. Toller, als es mir ging, kann's doch nicht wieder gehen, denke ich, und so harre ich des Schicksals; es mag verhängen über mich, was es will. Mehr zu Grund gerichtet kann ich nicht werden; denn ob mich der Na-

tional=Convent kümmerlich füttert, oder ob ich künftig von Informationen lebe, ist alles Eins.«

Und schloß diesen Brief vom 13. Juli mit den Worten: »Heut vor 21 Jahren ging ich zu Schiff mit Cook.«

Welche Erinnerung in seiner jetzigen Lage! Welches vingt-un, welches Einundzwanzig seines Lebenshazard=spiels!

Theresens Einrichtung.

Mit den pariser Erwartungen und der mainzer Entsagung Forster's verknüpfte sich eine innige, herz=liche Beziehung zu Neufchatel.

Therese, wie wir wissen, lebte auf dem Landsitze des Herrn von Rougemont mit einigen französischen Emigrirten in Pension. Der Widerspruch täglichen Um=gangs mit Royalisten und des brieflichen Verkehrs mit einem jacobinischen Gatten legte ihr viel Zwang und Vorsicht auf. In dieser Lage hatte sie Ursache vor ei=nem Besuche Forster's zu bangen: ihre Freistätte wäre gestört worden.

Forster, obgleich früher selbst von politischen Anti=pathien in Mainz heftig genug gerüttelt, wollte nun doch über diese schweizer Spannungen ungeduldig wer=den. Indeß blieb ihm ja zu einem so ersehnten Wie=

derselben der Seinigen noch immer Lausanne, Genf oder Pontarlier unverkümmert.

Jene ungünstige politische Atmosphäre übte indeß keinen Einfluß auf Theresens Ansichten, brachte kein — Wechselfieber in ihre politische Gesinnung. Sie berief sich gegen Forster darauf, daß ja ihre Freiheitsliebe älter, als die französische Revolution sei. Nur den Verlust des deutschen Bürgerrechts empfand sie tief; worüber Forster sie zu beruhigen suchte, indem er ihr auch nach solchem Verluste eine befriedigende Zukunft betheuerte. Mit Wärme sprach er von den Vorzügen der Geistesfreiheit und jenes hohen Unabhängigkeitsgefühls, das sie beide durch Erziehung, Umstände, Laufbahn und Auszeichnung vor so vielen Deutschen voraus hätten. — »Weisheit und Glück sind unverträgliche Dinge, schrieb er einmal, wenn die Weisheit nicht ihr eignes Glück in sich hätte, wobei man sich allenfalls noch in die Schicksale der Welt finden kann. Laß uns nur sorgen, die Einfachheit und Reinheit unserer Gefühle zu erhalten, damit wir unsere Empfänglichkeit nicht einbüßen. Mit ihr bleibt uns in den traurigsten Tagen eine unschätzbare Summe froher Augenblicke des schönsten Naturgenusses. Ihren Eindrücken offen, entgeht uns nichts Großes, nichts Schönes, nichts Gutes, nichts Rührendes im Weltall, ohne daß die Saiten unseres Herzens davon erklingen. Wenn uns der Zufall einen Erddurchmesser von einander trennte, wären wir mit solchen Grundsätzen immer Einer des Andern gewiß, und zugleich gewiß, daß wir unsers Gleichen weit und breit nicht antreffen können.«

Nur Theresens oft angegriffne Gesundheit machte

ihm Sorge. Ihren Briefen sah er stets mit Verlangen und, wenn sie ausblieben, mit Angst entgegen. Hierin fand er sich in seiner Umgebung nur von Miß Christie theilnehmend verstanden.

An den Kindern hing er, wie schon erwähnt, mit den zärtlichsten Gedanken, und labte sich an jeder kleinen Nachricht als Ersatz der Trennung von ihnen. Er beruhigte die Mutter über des sonst ja doch ganz hübschen Röschens erfrorne Händchen, und freute sich, daß Kläre ein trefflicher Tartar werde, und eine rechte Portion Volkssouveränetät mit beiden Backen behaupte. Wie gern hätte er Geschenke und Unterstützung geschickt, wäre er nur selbst nicht in der gedrücktesten Lage gewesen! Doch übermachte er mit Reisegelegenheiten 25 Livres und Kleinigkeiten für die Kinder, so wie für Thereſen ein Kleid von Sirsacá, einem Zeuge, das hübsch und bescheiden zugleich sei.

Gegen den Sommer kam endlich jene Verabredung zur Ausführung, die bei Thereſens Scheiden aus Mainz von Forster im Allgemeinen gutgeheißen war. Huber hatte sich nach seiner Zurückberufung in Dresden überzeugt, daß sein Vorhaben, für die Freundin und Forster's Kinder zu leben, sich zumal bei dem mit Forster's Namen verbundnen Begriffe des Jacobiners, mit keinem Staatsdienstposten vertrüge. Er hatte daher mit einer berliner Buchhandlung einen Vertrag abgeschlossen, der ihm bei ökonomischer Einrichtung sein bisheriges Einkommen auf literarischem Wege sicherte, und kam jetzt nach Neufchatel. Die Einrichtung, die sie sich hier geben wollten, war zwischen ihm und Thereſen brieflich ver-

abredet, und Forster, im Juli davon in Kenntniß gesetzt, billigte alles.

So ahnet der Mensch oft nicht, daß es die Fäden der Zukunft sind, die sich um ihn anspinnen, zu einem Gewebe, auf dessen Muster sein Bild und Namenszug bereits ausgetilgt ist!

Wie Forster um diese Zeit und mit Bezug auf seine und Theresens Lage über moralische Verhältnisse überhaupt dachte, ersehen wir aus einer brieflichen Betrachtung über die Kaiserin Katharina. Wie man nämlich eine über das bürgerliche Recht hinausgehende hohe Politik zugesteht, nahm er, so zu sagen, auch eine höhere Moral, oder vielmehr eine privilegirte moralische Aristokratie an. — »Du weißt ja, schrieb er an Theresen, daß gewisse Dinge für gewisse Menschen unmöglich mehr Das sein können, was sie dem engbrüstigen Moralisten sind. Ich bin überzeugt, der Mensch auf einer höhern Stufe der Bildung darf thun, was Andre nicht thun dürfen.«

Die neue Lebenseinrichtung Theresens war folgende:

Sie hatte den Landsitz des Herrn von Rougemont verlassen und ein kleines Gemach bei der Witwe eines Schlossers in Neufchatel, dicht am See, genommen. Huber miethete sich am obern Ende der Stadt ein. Er speiste in einem Gasthofe, Therese kochte mit der alten Magd. Morgens ließ Huber, zur Unterbrechung seiner frühen Arbeiten, durch den Bedienten das neunjährige Röschen zu einer Schreibstunde abholen, und gab ihm dann für die Mutter mit, was er gearbeitet hatte. Um

zwei Uhr fand er sich bei Theresen ein, sie und die Kinder zum Spaziergang mitzunehmen, arbeitete darauf wieder bis Abends 7 Uhr, da er denn zum Thee kam, und den Abend blieb. Da wurde nun auch die Arbeit besprochen, mit der sich die Freundin inzwischen bekannt gemacht hatte.

War Therese schon früher von engherzigen Menschen ihrer Umgebung mit politischen Augen scheu angesehen worden: so entzog sie sich jetzt, in dem unklaren Verhältnisse zu einem Freunde, lieber gänzlich dem geselligen Verkehr. Um so leichter hofften beide Vertraute mit Sparsamkeit auszukommen; wobei Therese sich entschloßner, als Huber, er sich kindlicher, als sie erwies, — der alte Liebling der Götter. Er arbeitete neben seinen eben unternommenen — »Friedens-Präliminarien«, zu denen Forster Beiträge anbot, an seiner dramatischen »Juliane.« — Auch Therese versuchte sich jetzt mit der schriftstellerischen Feder. Sie selbst gesteht, daß es bei ihr mit der Orthographie und Grammatik scheu ausgesehen habe, und die Anfänge überhaupt so jämmerlich ausgefallen seien, daß Huber ganze Seiten habe durchstreichen müssen. Doch kam bald Eins zu Stande. Ob absichtlich, oder durch unbeachteten Zufall bezüglich gewählt, war es Louvets Divorce necessaire. Therese unternahm es bei der Übersetzung zugleich, dem Roman einen fehlenden Schluß zu geben, und setzte Hubern durch die Leichtigkeit ihres Stils in Erstaunen; so daß eigentlich die schriftstellerische Meisterschaft einer freiwillig Geschiednen mit dem Schlusse der Erzählung von einer nothwendigen Scheidung ihren Anfang nimmt.

Aber auch in dieser Zurückgezogenheit mag das befreundete und freilich auch liebende Paar den strengen oder schiefen Urtheilen der zwischen dem See und dem Jura eingeklemmten Societät nicht entgangen sein. Wenigstens fand sich Forster durch Theresens Briefe veranlaßt, sie deshalb zu beruhigen und zu erheben. — »Das Erste ist immer, daß wir uns rechtfertigen vor uns selbst, rief er ihr zu. Darnach sei uns Liebe und Achtung der Andern willkommen, wenn sie gerecht genug sind, uns anzuerkennen. Gern opfern wir ihren Schwächen, ihren Vorurtheilen den zwanglosen Genuß unserer natürlichen Freiheit; nur müssen sie nicht fordern, daß wir um der conventionellen Formen willen, womit sie sich so jämmerlich belastet haben, auf das wahre Glück des Lebens verzichten, welches so selten angetroffen wird, daß wir es gewiß mit Übergehung der kalten Gewohnheitsverhältnisse nicht zu theuer erkaufen. — — Kinder, sucht glücklich zu sein, so daß ihr es immer bleibt, das ist, behaltet eure ganze Empfänglichkeit unter Aufsicht der Vernunft, die nur immer die Naturgemäßheit eurer Gefühle prüfe!« —

Ängstlicher war er um Theresens schwankende Gesundheit. Sie litt von der Hitze des Sommers, und hatte die Stimme verloren. Forster fürchtete desto mehr vom nächsten Winter. Er bat sie um mehr Sorgfalt auf sich selbst, und wie rührend sind seine Empfindungen:

»Ich fühle Dich in jedem Worte Deiner Briefe, und glaube mir, mein Blick geht weiter, als Du denkst. So lang kennen wir uns nicht umsonst, daß ich nicht das ganze Gewicht jedes Deiner Worte wägen könnte.

— — Mein Herz leidet nicht mehr für die Welt; sie ist es nicht werth; es leidet nur für Diejenigen, die es verdienen, daß man für sie leide.«

Nachdem unser mainzer Abgeordneter mit angeblichen Aufträgen nach der nördlichen Grenze lange hingehalten worden, erhielt er solche wirklich. Ehe er aber Paris verließ, erlebte er ein betrübendes Ereigniß und eine beunruhigende Neuigkeit. Diese betraf Mainz. Unter unaufhörlichen Haubitzen- und Feuerkugeln, unter wiederholten Angriffen der Schanzen und Annäherung in dritter Parallele hatten die Belagerer endlich am 22. Juli Mainz zur Übergabe gezwungen. Am 26. schrieb Forster: »Ich bin für die Demüthigung nicht fühlbar, welche das Frohlocken der Eroberer Manchem wohl verursachen mag; aber ich fühle mich zerrissen, wenn ich das Schicksal der unglücklichen Einwohner erwäge. Wie mancher arme Märtyrer der Freiheit wird nun noch bluten oder, was ärger ist, verschmachten müssen.« —

Seine Papiere gab er halb und halb verloren, mit denselben aber auch seine literarische Zukunft. Bei allem Muth empfand er diesen Verlust am bittersten; wobei er gerade an Diejenigen dachte, die — wenn er alles verloren habe, an ihm noch zu verlieren hätten. Und über sich selbst mußte er verwundert den Kopf schütteln, so mit einem Mal um seine ganze Wirksamkeit gekommen zu sein, und nach einer Existenz gedrängt zu werden, die sich bloß auf einen ununterbrochnen Widerstand gegen die ganze auf ihn einstürmende Macht des Schicksals beschränkte. »Ich bin so sehr belagert wie Mainz, rief er dann sich ermuthigend, — ich habe so starke Aus-

fälle gethan und ich glaube, daß ich mich auch bis auf die letzte Extremität wehren werde.«

Und so behielt er auch noch innige Theilnahme an dem Ereigniß das seinen Mitabgeordneten Lux betraf. Dieser war am 24. Juli gefänglich eingezogen worden, weil er aus Unvorsichtigkeit oder Schwärmerei das Frauenzimmer hoch gepriesen, das mit wunderbarem Muthe den Dolch auf Marat gezückt und ihn ermordet hatte. Er war von dem Mädchen ganz hingerissen, so daß er schon seit acht Tagen fast keine Nahrung zu sich genommen, und an dem Gedanken, für seine Heldin zu sterben, sich entzückte. Auch abgesehen von eigner Gefahr, die unter den Umständen drohte, mußte sich Forster überzeugen, daß es ganz unmöglich sei, etwas für den Unglücklichen zu thun. Aller Versuchung dazu, so wie der beunruhigenden und bedenklichen Nähe entzog ihn denn jetzt auch seine amtliche Sendung. Er hatte schon früher die neue Constitution in's Englische und Deutsche zu übersetzen bekommen, und ging nun mit neuen Aufträgen des Ministeriums nach Cambrai.

Welche niederdrückenden Betrachtungen ihn auch begleiteten, welche Trauer über alle, die durch die Revolution zu Grunde gingen oder sittlich verdarben: die Idee und Bestimmung der Revolution selbst konnte er doch nicht aufgeben. — »Ich glaube nun einmal an die Wichtigkeit im großen Kreise menschlicher Schicksale, lautete sein Bekenntniß, — glaube, daß sie nicht nur sich ereignen mußte, sondern auch den Köpfen, den Fähigkeiten eine andre Entwicklung, dem Ideengang eine neue Richtung geben wird. Ich erwarte für Frankreich lang

keine Ruhe und kein sogenanntes Glück der Einwohner. Es ist, als sollten die Menschen, die zu sehr an Dingen hingen, nun lernen, indem ihnen der Unbestand der Dinge recht fühlbar gemacht wird, einmal wieder, von allem Äußern mehr unabhängig, mehr im bloßen Genuß ihrer Kräfte zu leben. Europa wird lange an dieser Gährung sich noch zerarbeiten.«

Mit solchen Betrachtungen traf er den 1. August in Cambrai ein.

Müssige Mission.

Hier wimmelte alles von Soldaten und erinnerte den Ankömmling an seine letzte mainzer Zeit. Vier Meilen weiter, in Valenciennes, stand der Feind, — englische und hannoversche Truppen des Herzogs von York; eine halbe Meile diesseits, nach Paris hin, war alles ruhig, wie im tiefsten Frieden. Forster hatte zum Gefährten oder nach dem damaligen System des Mißtrauens — zum Aufseher seines Geschäftes einen zwar rechtlichen, aber trocknen, schweigsamen Mann, mit welchem er auf ein kleines, unfreundlich-schmutziges und durch ihr Gepäck noch beengtes Zimmer des Gasthofes beschränkt war. Die Stube war ohne Möbel, aber das Bett nicht ohne Wanzen. Thee, Kaffee und Zucker waren nicht mehr zu haben, und Butter zum Frühstückbrot eine besondere

Gunst des Wirthes. Die Küche war auf unverwöhnten Appetit eingerichtet. Der Ort abscheulich, die Einwohner, ein fatales Gemisch des Unangenehmen von Franken und Flamländern, im Elemente des Schmutzes lebend, ließen Forstern nur die tröstliche Hoffnung, daß sein Geschäft nicht von Dauer sein werde. Die flache Umgegend war nicht ohne den Reiz schöner Ulmen-Alleen, die längs der Kanäle hinliefen. Aber der Anblick einer eben umgehauenen und die Gefahr für die übrigen erinnerten ihn immer wieder an die Verwüstung in Mainz.

Forster's Sendung betraf die Auswechslung englischer gegen französische Gefangne. Ehe aber noch eine Antwort des feindlichen Befehlshabers eintraf, mußten unsere Commissäre, um von den anrückenden Engländern nicht eingeschlossen zu werden, Cambrai schnell verlassen. Sie setzten sich in Arras, wo sie es auch im Gasthof viel besser fanden. Allein auch dieser größere und schönere Ort bot dasselbe Bild des Elends und Mangels. Die Krise der fränkischen Freiheit nahte heran. So sehr indeß Forster die Schuld so vieler Übel den Privatleidenschaften beimaß, die das Schicksal des ganzen Volkes auf's Spiel setzten, konnte er doch nicht darüber hinaus, daß der Mensch einmal ohne Leidenschaften nichts ausrichte, und daß alle Beweggründe zum Handeln wegfallen, wenn die Triebfedern nicht hoch gespannt seien. Darum hielt er auch trotz aller Monstrositäten, die mit heftigen Leidenschaften verbunden sind, an der Meinung, daß die republikanische Verfassung derzeit unterstützt und erhalten werden müsse, nicht weil sie mehr Glück als jede andre bringe, sondern weil sie den Geisteskräften

einen neuen Umschwung, eine neue Entwicklung und Richtung gebe; nachdem einmal gerade die Schule des Handelns und der Erfahrung für die Mehrzahl der Menschheit durch die jetzige monarchische Verfassung gänzlich eingegangen sei. In dieser seien ja selbst jene Antriebe zu großen Handlungen und zu mannichfaltiger Übung der Kräfte, welche der Ehrgeiz, die Habsucht und der Sinnengenuß auf leidenschaftlicher Höhe herbeiführten, nur auf eine geringe Anzahl von Menschen beschränkt. Am Ende liege doch alles daran, daß die Bedingnisse, unter welchen wir als vernünftige, empfindende Wesen handeln, vermannichfaltigt werden.

Die Briefe aus diesem geschäftlosen, abwartenden und doch unheimischen Aufenthalt verrathen auf jeder Seite den beschauenden, nachdenklichen Mann. Wie er sich hier unbehaglich fühlte, und jeder Tag ihm Frankreich mehr und mehr verleidete, ward die Frage seiner Zukunft ungestümer in seinem Gemüth. Sollte er nicht in der Schweiz Fuß fassen können? Wäre es nicht möglich, mit dem jungen Brand, wenn er ihm einen englischen Paß verschaffte, nach Italien zu reisen, und die Kosten aus dem herauszugebenden Tagebuch zu bestreiten? Und ginge denn dies und alles nicht: so wollte er Europa verlassen, sobald ihm nicht etwa die Nothwendigkeit ohne sein Zuthun ein Schicksal machte.

Auf Theresens Zureden entschloß er sich, auf der betretnen Bahn vorerst noch auszuharren. Nur sollte sie und Huber sich keine so große Vorstellung von seiner individuellen Wichtigkeit im Leben machen. — »Ich fühle zu sehr, daß mich mein Unglück verändert hat, schrieb

er. Es fehlt mir nicht an Muth und Kraft, aber an jener heitern, freien Geistesregsamkeit, die ich noch hatte, als ich hoffen konnte. Ich bin jetzt da, wo Menschen in meiner Lage sich immer glücklich schätzen können hinzugelangen, — im Hafen der Resignation. Aber der Name selbst lehrt schon, daß es die letzte, öde Zuflucht des von Stürmen umhergetriebenen Herzens ist. Ich bin ruhig, aber ich bin ausgebrannt.«

Etwas hätte er dennoch unternehmen, — er hätte sich beschäftigen können, wenn ihm seine mainzer Literalien nicht gefehlt hätten. Der junge Mann, dem er sie zu sichern anempfohlen, war als gemeiner Soldat verkleidet glücklich aus Mainz nach Straßburg entkommen, und hatte ihn benachrichtigt, daß die Manuscripte und Correspondenzen in Sicherheit gebracht, alles Übrige von Büchern, Möbeln und Geräth unter preußische Wache gestellt worden sei. Nun wurde Forster ungeduldig, Kleider, Wäsche und Bücher zu haben. Er drängte Theresen sich wegen dieses Eigenthums zu verwenden, und ihm alles über Basel zukommen zu lassen, was es auch kosten möge. »Wenn meine Bücher und Papiere wieder in meinen Händen sein werden, schrieb er, verspreche ich Dir noch einmal so lang zu leben und wieder Hoffnungen und Muth zu schöpfen.«

Eben so verlangte er die Aufsätze, Schriften, Proclamationen in Beziehung auf Mainz zu haben. Seine Darstellung der mainzer Revolution wollte ihm nicht gelingen, und doch mochte er sie nicht aufgeben. Er that sich und der Arbeit Gewalt an. Erst zerriß er den Anfang mehrmal, dann faßte er wieder einiges Vertrauen

und hoffte die Arbeit so zu halten, daß sie sogar in Berlin gedruckt werden könnte; bald aber erschien sie ihm wieder ganz unvollkommen, kahl und ungeschmückt, hundert überflüssige Dinge enthaltend und tausend nothwendige entbehrend. Und wie wir ihn ja in solcher Unzufriedenheit zum äußersten Mißmuth geneigt kennen: so fühlte er sich über dieser Arbeit stumpf in seinem Geiste, todt von Einbildungskraft und in seinem Gemüthe von ganz andern Dingen zerrissen. Ganz aus derselben Tonart stimmte auch sein damaliges Glaubensbekenntniß: »Mich überzeugt jeder Tag und jede Stunde mehr, daß meine politische Laufbahn beendigt ist. Dieselbe Redlichkeit und Ehrliebe, womit ich bisher meinen Grundsätzen treu geblieben bin, überzeugt mich, daß — so sehr ich nach meiner vormaligen Kenntniß der Dinge Recht hatte, oder wenigstens glauben konnte Recht zu haben, indem ich aus dem Privatgang eines Schriftstellers heraustrat und mich in die wirkliche Handhabung öffentlicher Geschäfte begab — ich jetzt eben so sehr Unrecht haben würde, darin zu beharren, wenn nicht die ganze Richtung, die man dem Rade der Staatsmaschine gegeben hat, in Kurzem eine wesentliche Änderung erleidet. — — Es ist schlechterdings unmöglich, daß ein Mann von meiner Denkungsart, von meinen Grundsätzen, von meinem Charakter sich in einem öffentlichen Posten erhalten, und folglich dem Staate nützen könne. — Meinungen sind nicht frei, haben keine Impunität und können solche in dem gewaltsamen Zustande der Dinge nicht haben; hiermit spreche ich mir also selbst das Urtheil, sobald ich in einen öffentlichen Wirkungskreis trete. Tugend, Red-

lichkeit, gute Absicht, Aufopferung sind nichts; das Schiboleth ist alles, und kann der freie Mann dies sein Alles sein lassen? Mein politisches Glaubensbekenntniß ist sehr kurz. Die Periode, wo man sich schmeicheln durfte, absolute Freiheit in Europa und besonders hier ruhig und fest gegründet zu sehen, ist vorüber; es ist keinem kaltblütigen, keinem hellsehenden Beobachter verhohlen, daß wir uns täglich weiter davon entfernen. — — Die Leidenschaften müssen entweder einen Zügel bekommen, oder die Anarchie verewigt sich. Das Letztere ist unmöglich auf die Länge: also das Erste. — — Hätte ich vor 10 Monaten, vor 8 Monaten gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre ohne allen Zweifel nach Hamburg, nach Altona gegangen, und nicht in den Club. Das ist ein Wort, dessen Stärke ich wohl und ganz erwäge, indem ich es ausspreche. — — Also gehe ich freiwillig in meine schriftstellerische Laufbahn zurück. Was ich von Voß verdiene, tilgt meine Schulden und hilft meine Kinder ernähren. Treuttel's Zahlungen geben mir meinen nothdürftigen Unterhalt.« —

Bei dem Umblicke nach dem Orte, wo er sein Zelt aufschlagen könnte, hielt er selbst Deutschland für keine Unmöglichkeit. In den höhern Kreisen hoffte er bald vergessen zu sein, und wußte, daß er im größern, zahlreicheren Publikum nie so wichtig, nie so bekannt gewesen. Leider war mit all' seiner Entschiedenheit der Einsicht noch keine Entschlossenheit des Handelns gewonnen. Denn schon glaubte er auch wieder, in seiner jetzigen Richtung bleiben zu müssen, da jetzt nichts über's Knie abgebrochen werden dürfe. Heut' erschien ihm

Huber's Vorhaben nach Altona zu ziehen, als alles erledigend. Dort war Ruhe und Preßfreiheit, und mehr verlangte er nicht. Morgen hoffte er wieder in Paris eine zwar kleine, aber doch seiner bisherigen Beschäftigung angemeßne Stelle zu erhalten. Doch gleich bedachte er auch wieder, daß ja in Paris und in ganz Frankreich Verdacht und Lebensgefahr über jedem Fremden schwebe, und er nicht bleiben könne, ohne seine Ehrlichkeit aufzugeben, das Einzige, was er aus dem Schiffbruche seines Glückes noch übrig behalten. Nein, er müsse, was seine Kräfte noch vermöchten, zu Beschäftigungen aufsparen, die einen Zweck hätten, die auf Erfüllung offenbarer Pflichten hinaus liefen, und stärkere Bande als der Ehrgeiz schlängen. Als ob er dies Hin- und Herspringen seiner Absichten selbst erkenne, spricht er gelegentlich einmal von der Verzweiflung irgend etwas thun zu können, die den weitestaussehenden Projecten so gern eine Farbe der Ausführbarkeit leihe. Nie war er noch so raschen Wechseln in seinem Vorhaben, so unruhigem Haschen nach diesem und jenem Unternehmen unterworfen gewesen, wie jetzt; obgleich wir ihn eigentlich auf keiner Station des Lebens für die Dauer so befriedigt gefunden haben, daß er nicht auf jedes Anerbieten zu einer Änderung seiner Lebensrichtung eingegangen wäre.

Wahrlich, eine so vielseitige Begabung — beobachtende und speculative Fähigkeiten, Trieb zur Thätigkeit, Sinn für Sprachen, schwungvolle Einbildungskraft und ein edles Herz voll schwärmerischer Empfindsamkeit hätte in keine verlockendere Verbindung gerathen können, als mit so früher Gunst einer Weltfahrt, mit so springenden

Wechseln des Aufenthalts und mit so alles versuchender häuslicher Noth, um einen Menschen auszubilden, dessen Geist so Verschiednes aufnehmen, dessen Kopf und Kenntnisse so Vielerlei bewältigen, dessen Zunge so mannichfaltig anknüpfen und dessen Herz so Unbeständiges begehren konnte. Die Welt blieb dem in der Südsee geschaukelten Knaben für sein ganzes Leben ein bewegter Ocean; ihre socialen, sittlichen, staatlichen Verhältnisse lagen nur wie zerstreute Inseln da, zu Entdeckungen, aber nicht zur Ansiedlung aufgesucht und um des — Brotbaumes willen in Berechnung genommen. So zersetzte sich die duftige Südfrucht, dem Knaben beschieden, mehr und mehr in Fäulniß für den Mann. Und nachdem unser Theori von Tahiti und dem Vorgebirge der guten Hoffnung Europa wieder erreicht hatte, ging es ihm, wie man von den Matrosen weiß, daß sie, auch gelandet, noch wie auf dem wiegenden Verdecke des Schiffes mit gespreizten Beinen schreiten: wohin er sich wendete, — alles schwankte unter ihm oder er fühlte alles schwanken.

Freilich hatte er auch noch nie so wie jetzt in der Luft geschwebt, — ohne festen Boden für seine vollständige Existenz und doch überall, wo ihm solcher fehlte, mit einem Theile seines Wesens festgehalten. Mainz und sein ehemaliges Amt war verloren, doch lag dort sein häusliches und literarisches Eigenthum; Paris und die Revolution erregten seinen Widerwillen, dennoch stand er eben in ihrem Dienste; in der Schweiz lebten seine Kinder, und er selbst durfte und mochte sich kaum

dahin wagen; Deutschland hatte ihn geächtet, während dessen Literatur die letzte Zuflucht des Verbannten blieb.

Ja, so stand es um ihn! Die schriftstellerische Feder war sein letztes Ruder, die Vaterliebe sein Compaß. — »Wenn ich manchmal noch einen Strahl der Hoffnung habe, der mir zuspricht, daß irgend eine Planke mich aus meinem Schiffbruche rettet, so bleibt mir die Hoffnung doch nur bei meinen Kindern, schrieb er an Therese. Wenn sie nur gesund und froh sind! Daß ihnen die Freude nicht geschmälert werde! Glückliche Kinder geben glückliche Menschen! Alle Verstimmung des Charakters hat seinen wahrscheinlichsten Grund in diesen frühen Eindrücken.«

Mochte er dabei auch empfinden, daß er die Mutter dieser Kinder halb und halb hingegeben hatte: so konnte er doch immer noch nicht mit ihr abtheilen. Bei Gelegenheit des Brieffrankirens schrieb er einmal: »Willst Du wohl aufhören mit mir zu rechnen? Wenn ich nichts hätte, griff ich nicht in Euern Beutel oder tunkte das Brot in Eure Suppe? Überhaupt haben diese Worte, Mein und Dein, zwischen uns keinen Sinn mehr.«

Nur in flüchtigen Augenblicken träumte er in einem Brief an Huber, Literatur und Liebe noch einmal zu verbinden, wie sie einst verbunden waren, und in der Nähe Huber's zu leben, »gemeinschaftlich arbeitend und Einer durch des Andern Umgang aufgemuntert.« Doch setzte er gleich zagend hinzu: »Sollte dieser Gedanke nicht in Ihre Reihe passen, so wäre es traurig, daß wir einander auch nur einen Augenblick täuschten. Wenn

Trennung allein die Schale füllen kann: so muß sie noch hinein, und dann bleibt Ihrem Freunde allerdings ein andrer Weg.«

Inzwischen rückte die Angelegenheit seiner Sendung nicht vom Fleck, und das Geschäft nahm eigentlich gar keinen Anfang. So hoffte Forster bald wieder zurückzukehren, und dies um so lieber, als er durch ungeeignete Diät und mancherlei Verdrießlichkeiten seiner Lage leidend war, dabei wegen des Preises von 130 Livres für die Klafter Holz seine Stube nicht heizen konnte, und in der ewigen Anspannung, sich nur zu erhalten und kein Verhältniß zu verletzen, um alle Unbefangenheit zu freiem Schaffen kam. Nur lesend nahm er seine Zuflucht zu Tacitus, Quintilian, zu Strada, Ariost und Mably. Oder er griff nach einem Bändchen von Destouches, und blätterte in Miltons kleinen Gedichten.

Dabei rechnete er im Stillen auf den Tag, wo er Theresen wieder sehen und wenigstens einige Stunden lang das Glück genießen werde, seine Kinder an's Herz zu drücken, wenn auch nur zur Stärkung auf neue Abwesenheit. Er bedurfte und getröstete sich solcher Stärkung.

Wirklich rückte dieser Tag heran. Die Engländer antworteten gar nicht auf das Erbieten zu Unterhandlungen wegen Austausches der Gefangnen. Forster suchte daher um seine Rückberufung nach. Er rechnete den 11. October abreisen zu können, und nach ein paar Tagen Aufenthalts in Paris am 24. in Pontarlier einzutreffen, wohin das Wiedersehen verabredet war. Therese

und Huber sollten aber ja nicht ohne gute und für ihre Personen getrennte Pässe aus der Schweiz herüberkommen.

Die Erneuerung seines eignen Passes und die Beschaffung des nöthigen Reisegeldes hielt Forstern in Paris über Erwarten auf; so daß er, bei der Entfernung von 60 Posten bis Pontarlier in der Nähe der schweizer Grenze, seine Ankunft daselbst erst auf den 30. October ankündigen konnte. — »Ich sehne mich herzlich nach Euch, schrieb er. Meine Kinder zu umarmen ist die einzige Kühlung für den Brand, der mich verzehrt. Noch einmal und dann —! Die Vorsehung hat das Heft, und wir schwimmen mit dem Strome. Führt uns die Woge wieder zusammen, landet sie uns einst auf demselben Ufer: wohl uns! denn wer ist so reich, wie wir, um auch in der Wüste keines fremden Armes zu bedürfen! Soll's nicht sein? So seid Ihr gerettet, und ich rudre fort, bis die Kräfte fehlen. Küsse meine Lieblinge!« —

Wiedersehen.

Endlich hatte Forster ein Anlehen von 1000 Livres zu seiner Reise nach Pontarlier bei dem aus Mainz entwichnen Professor Dorsch gegen Handschrift aufgetrieben. So mußten sich beide mainzer Clubfreunde in

Paris noch einmal begegnen, um an dem Ursprunge der Revolution an einander zu erfahren, wie verschieden ihre Ausbeute derselben ausgefallen war.

Inzwischen hatten es bei näherer Erwägung der damals von blinder Parteiwuth gespannten Verhältnisse Huber und Therese nicht rathsam gefunden, die französische Grenze zu überschreiten, um nach Pontarlier zu kommen. Die erste Grenzbehörde hätte Theresen, mit welchem Passe sie auch gekommen wäre, als wieder eingeschlichne Emigrirte auswittern und dem nächsten Tribunal überliefern können; für Huber, als Unterthan einer gegen Frankreich im Kriege begriffnen Macht, wäre es vollends bedenklich gewesen unter das gegen die Fremden ausgesprochne schwere Gesetz zu fallen. Auf der andern Seite lag aber auch das strengste Verbot für jeden Franzosen, ohne Auftrag seiner Regierung die Grenze zu überschreiten, dem von Paris ankommenden Forster im Wege zum Schweizergebiet. Diese Schwierigkeit war jedoch leichter zu überwinden, wenn Forster sich als Agent der vollziehenden Macht in Portarlier ausweisen konnte. Nur Eines kam in Betracht: er brachte eine ansehnliche Summe Geldes mit, die nach Vorschrift des Gesetzes an der Grenze zurückgelassen, oder wieder eingebracht werden mußte. Forster aber hatte sie für seine Kinder bestimmt. Dieses Vorhaben blieb gefährlich und erforderte große Vorsicht.

Unter diesen Umständen hatte man das Wiedersehen nach Travers verabredet, einem schweizer Dörfchen nahe an der Grenze und an der von Pontarlier nach Neufchatel laufenden Landstraße gelegen. Die Reise

durchfließt das zur Sommerzeit so reizende Bergthal des jetzt mit Schnee bedeckten Jura.

Anfangs November kam Therese mit Huber und den Kindern von Neufchatel herauf, Forster von Pontarlier herüber, und trafen sich in der ärmlichen Bauernschenke des Ortes. Welches Wiedersehen dieser drei Verbannten, Heimathlosen, Landesfremdlinge, die durch gemeinsame Verluste oder Opfer, Erinnerungen und Täuschungen verbunden, sich im Ganzen innigst angehörten und im Einzelnen einander trennten! Zwischen Therese und Forster stellte sich Huber als der geliebte Beschützer und Erhalter der Familie; zwischen Huber und Theresen legte Forster seine Hand mit dem Trauring, und beide Freunde hielt Therese durch das verkehrte Verhältniß aus einander, worin sie dem Gatten durch Freundschaft, dem Freunde durch Neigung angehörte. Nur zwischen den Vater und die Kinder trat Niemand, der ihm, seine Mädchen auf den Knien, die freudige Wehmuth des Wiedersehens verkümmert hätte.

Wie wäre uns aber heute faßlich zu machen, was jene so wundersam zu einander gestellten Menschen in ihrer eben so wundersamen Lage empfanden! Alle Verbindungen mit dem Staate, mit der Gesellschaft, mit dem eignen Herde lagen abgebrochen weit hinter ihnen; alle gewöhnlichen Verhältnisse eines geordneten Lebens waren wie durch verhängnißvolle Scheidekunst in die ursprünglichen Elemente des natürlichen Daseins aufgelös't. Da konnten ihre Gefühle sich nur in hoher Würde fassen, ihre Gedanken nur auf einfacher Wahrheit fußen, und nur eine höhere Liebe vermochte ihr, aller Welt

fremdes Schicksal zu bilden. Leid und Freude, Wehmuth und Heiterkeit schwebten wie ein verklärtes Gewölk über diesem Jura-Tabor eines in edelm Irren und Streben enttäuschten und geprüften Mannes. Wie weit aus einander, wie verschieden in ihrem äußern und innern Glanze lagen der wiener grüne August von 1784 und der schneeige November des Jura von 1793! Neun wechselvolle Jahre!

Doch dies wären etwa die Betrachtungen eines Zuschauers jener Begegnung gewesen: für die drei so flüchtig wieder verbundnen Menschen war es keine Zeit, das Räthsel ihrer Lage zu lösen. Forster erschien Theresen und Hubern an Gesundheit gegen früher befestigter. Er war von der Reise nicht ermüdet, lebhaft in seinen Bewegungen, klaren Auges und bei einiger Bläße doch ohne jene Mißfarbe und Flecken, durch die sein scorbutisches Übel sich sehr oft verrieth. — Vielleicht rührte aber dies Aussehen von der frohen Aufregung der Seele her, die ihre Aufwallungen nicht immer von glücklichen Ersparnissen bestreitet, sondern wohl auch den Lebensfonds angreift und voraus zehrt.

Im Übrigen traf ein, was Forster bereits geschrieben: die Zeit wollte nicht zu allem hinreichen, was sie einander zu sagen und zu fragen hatten. Forster erfuhr Manches, was Therese ihm noch nicht hatte schreiben mögen. So auch, daß sie auf Anrathen einer geistreichen Dame aus der Nachbarschaft ihres früheren Landsitzes sich an den preußischen General Grafen von Kalkreuth, der die Belagerung von Mainz geleitet, um Schutz ihres Eigenthums gewendet und eine sehr humane, Forster's

Haltung artig ignorirende Zusage erhalten hatte. Vielleicht auf seine Veranlassung, jedenfalls auf Anordnung des Prinzen Louis Ferdinand war denn auch der Wohnung Forster's eine Schutzwache gegeben worden, zu gleicher Zeit als ein minder genialer Prinz seinen Clubistenhaß an dem sanften Felix Blau persönlich ausließ, der in Folge körperlicher Mißhandlung dem Tod entgegen siechte.

Forster's Papiere betreffend, hatte jener im Soldatenrock glücklich entkommene junge Mann einen großen Theil derselben, jedoch ohne Auswahl, in eine Kiste verpackt, und diese nebst dem uns bekannten, mit Forster zu Meer und Land umhergewanderten Schränkchen von Acajou in einem Hintergebäude der Forster'schen Wohnung verborgen. Beides wurde von einem mit den Preußen absichtlich eingedrungnen jungen Hannoveraner von dort entführt, und zu einem frankfurter Freunde Forster's, dem Kaufmann Wenner, in Sicherheit gebracht. Wenner war inzwischen verstorben, die verwahrten Sachen aber hatten, der kriegerischen Bewegungen halber, noch Clubisten-Quarantaine halten müssen.

Manches verschwieg aber auch die schonende Frau, — manchen Abfall von Gesinnungsgenossen Forster's nach dem Siege der Preußen, manche Rohheit ehemaliger Gastfreunde des mainzer Hauses, von denen Therese Schmähschriften und Bettelbriefe für mainzer Ausgewiesene zugeschickt erhalten hatte, wobei alles Unglück Forstern allein aufgebürdet wurde. Auch die entsetzlichen Auftritte bei der Rückkehr der Flüchtlinge und Verbannten in das verwüstete Mainz, die an den nicht

entflohenen Clubisten und Franzosenfreunden begangnen Mißhandlungen und Plünderungen, sodann die landesväterliche Proclamation beim Einzuge des mit hergestellten Wappen frisch lackirten Kurfürsten und die weihbischöfliche Zurechtweisung der Gläubigen hinsichtlich der von den unrechtmäßigen Priestern gespendeten Sakramente — dies alles waren keine Gegenstände der Unterhaltung in solchen, dem Unglücke geweihten Stunden. Und wir — nun, wir wissen ja von gestern, wie eine obsiegende Reaction ihrer früheren Feigheit und Schlechtigkeit einen aus Rachsucht und Frömmelei gemischten Firniß giebt.

Nun aber lag den Vertraulichen die dunkle Frage ihrer Zukunft zu Füßen. Und wahrlich! zu deren Lösung hätten sie in so unsicherer, stürmischer und gewaltthätiger Zeit eines Orakels bedurft. Forster meinte, ihn und sie alle scheine das Schicksal lehren zu wollen, auf nichts, als auf eigne Kräfte und augenblickliche Ereignisse zu rechnen. — Wie aber in solchen hehren Augenblicken der Mensch von Empfindungen des Unermeßlichen bewegt wird, wächs't ihm, so zu sagen, auch der Maßstab für das Irdische unter den Händen. — »Wir können noch ein 20 bis 30 Jahre vergnügt sein, und bei und neben einander leben! rief Forster, ohne Ahnung, daß ihm kaum noch neun Wochen zugemessen waren. Es ist begreiflich, daß nach solcher Trennung, in so innigen Stunden gerade jene Hoffnung eines Beisammenseins auch in so verschobener Lebenslage, sich am wohlthuendsten an sein vereinsamendes Herz schmiegte. Er rechnete, daß er doch immer 6000 Livres Einnahme in Paris haben werde, und könnte er für Huber nur

4000 ausfindig machen: so würden sie dort mit 10,000 ganz ordentlich leben können. — Eine Gefahr hing da freilich über dem stillen Glücke, das er sich in der wechselseitigen Nähe für sie alle versprach, — die so ungewisse Zukunft Frankreichs, aus der für ein empfindsames Herz, wie Theresens, jeden Augenblick das Entsetzlichste hervorbrechen konnte. »Können wir Dem, was im Ganzen durch die Revolution, bald sichtbarlich, bald aber auch noch nicht kenntlich für die Bildung der Menschheit Gutes gewirkt wird, unser individuelles und specielles Gefühl unterordnen? fragte er. Können wir uns Stärke genug zutrauen, um außer dem Bande, welches uns vereint, jederzeit den kosmopolitischen Gesichtspunkt beizubehalten, und nie über die Wendung, die der unberechenbare Revolutionsstrom nimmt, nie über das Liebliche, Schöne, Werthe, was er wegschwemmen kann, jenen höhern Zweck, den wir doch oft nur im Glauben, nicht im Schauen verehren müssen, aus den Augen zu lassen, sondern zu unserer Fassung und Beruhigung fest zu halten? Männer können und müssen sich immer orientiren, und das um so viel leichter, je länger sie Zeit gehabt haben, sich auf den Geist dieser Epoche vorzubereiten. Aber die weibliche Reizbarkeit, Empfindung und Phantasie, wird sie immer das Gleichgewicht behalten bei den Auftritten, die noch bevorstehen können?«

Außerdem blieb noch weiter zu bedenken, daß die Zeit es mit sich bringe, jedem, nicht in uns selbst liegenden Genusse zu entsagen, daß sie ein weit einfacheres, mithin auch einförmigeres Leben auferlege, wobei denn auch die feinere Nahrung des Geistes gar oft wegfalle.

Unser Philosoph in der Noth kam dann immer gern auf seine alte Ansicht vom Zwecke des Lebens zurück, indem er sich überzeugt hielt, daß Wirken nur der geringste Theil desselben sei, die Hauptsache aber in Wahrnehmen und Aufnehmen bestehe, — in jenem geistigen Genusse, zu welchem wir die Welt, die außer uns ist, durch Erfahrung, Ideenverbindung und Abstraction in uns einbringen. Das Wesentliche unseres Wirkens sei immer nur die Freude, die man an einander haben könne und folglich der Familien- und Freundeskreis.

Mit dieser allmählich gewonnenen Lebenseinsicht suchte also der Freund, der sonst mit soviel Unruhe sich in's Weite der Welt zu entfalten gestrebt hatte, sein Dasein, leider zu kurz vor seinem Ende! in der Traulichkeit des Hauses abzuschließen. Allerdings der richtige, im Leben der Pflanze so schön vorgebildete Weg der Natur zur Förderung unseres Geschlechtes, wenn Mann und Frau, was sie in ihrem äußern und innern Lebenskreise erringen und erfahren, in regelmäßigen Perioden den Saamenkörnern ihrer nachwachsenden Familie als geistige Befruchtung zubrächten; statt daß unsere heutige Verirrung dahin geht, sich nicht bloß in ungemeßnem Streben, sondern zugleich in dem zerstreuendsten Genusse zu verzehren. Diese Verwilderung, die man zur Weltbildung rechnet, führt dann in den unausweichlichen Rückläufen aus der Welt in's Haus diesem Fruchtboden der Nachkommenschaft nur allzuleicht eine ausartende Entwicklung zu, sei es durch Verkümmerung oder durch Das, was man Superfötation nennt. — —

Für seine Person glaubte Forster alles opfern zu

können, was die »Riesengröße« der Zeit nur immer fordere, wenn seine Humanität dabei gerettet werde. — »Meine Kartoffeln selbst schälen und kochen? rief er aus. Was kann man nicht alles, wenn man es nur will! Nur zur Milderung dieser spartanischen rauhen Schale gehört die Labung des Geistes in den süßen Gefühlen der Mittheilung.«

Doch nach Allem ließ über die Zukunft der drei Verbundnen sich kein Plan entwerfen, kein Beschluß fassen. Vorerst schien es auch Forstern das Beste, wenn Therese mit den Kindern unter Huber's Schutze und unter Aufsicht der öffentlichen Meinung in der Einsamkeit von Neufchatel fortlebte. Und so trennten sie sich denn nach drei Tagen im Gefühle, daß um sich zu erhalten, Einer des Andern bedürftig und Einer des Andern Liebe gewiß sei. Sein entbehrliches Geld ließ Forster für die Kinder zurück, bat sich dafür aber von Hubern Abschrift eines Aktenstückes aus, das diesem auf besonderm Wege aus Paris vertraulich zu Händen gekommen war. Da es eine in den Augen des pariser Heilsausschusses wichtige Thatsache nachwies, so hoffte er für den Fall einer Anzeige und Untersuchung seiner Reise mittelst dieser angeblich erkauften Schrift sein Überschreiten der Grenze und sein hinübergebrachtes Geld zu rechtfertigen.

Mit hoffender Seelenruhe und Heiterkeit kehrte Forster nach Pontarlier, kehrten gläubig und vertrauend die Seinen in ihre schweizer Freistätte zurück.

Nachempfindungen.

Forster verweilte noch in Pontarlier, als ob er nach allzuflüchtigem Wiedersehen seiner geliebten Angehörigen wenigstens noch den Anblick des Gebirges festhalten wollte, das ihn so beglückt hatte. Er schrieb hier an seinen »pariser Umrissen,« die er zu Huber's »Friedens-Präliminarien« beitragen wollte. Die drei Tage in Travers hatten ihn auf lange Zeit gestärkt; er fühlte sich wieder in's rechte Gleichgewicht gesetzt. Es war ihm zu Muthe, wie dem Erdensohne Antäus, der neue Kräfte bekam, wenn er seine Mutter Erde berührte. »Mein Muth auszuharren ist fester, entschiedner, schrieb er nach Neufchatel; die Resignation, wenn ich es so nennen soll, in Alles was nun geschehen mag, hat nun keinen Kampf mehr. Was dahinten ist, sehe ich auch mit dem Rücken an, und nun vorwärts, vorwärts!«

Ach vorwärts! Der Himmel gab ihm, wenn auch unverstanden, die trübsten Vorzeichen für den engen Horizont seines Vorwärts. Das schauderhafteste Wetter war eingetreten; es stürmte und goß tagelang herab, als ob das jüngste Gericht eine zweite Sündfluth herbeiführen wollte. Forster nannte es einen höllischen Regen, weil er sich nach seinem »alchimistisch-rosenkreuzerischen Sauerteige« immer noch gern den Teufel unter den beiden leidenden Elementen Wasser und Erde dachte. Er fühlte sich so abgespannt, daß er seine Zuflucht zu Vol-

taires philosophischem Romane »Candide« nahm, um nicht ganz in einen englischen splenetischen Mißmuth zu fallen. Er las unter viel Zeitläufigem auch manches Perennirende unserer Literatur, wie Hippel's Kreuz- und Querzüge des Ritters A. bis Z. und Herder's Briefe über Humanität, — ein Buch, reichhaltiger, als er vermuthet hatte, wenn auch in des Verfassers nicht unwürdiger Art »leiernd und lavirend.« Dennoch konnte er sich mancher trübseligen Betrachtung nicht erwehren; zumal als ihn die Nachricht von dem unglücklichen Ende seines Mit-Abgeordneten Lux vollends niederschlug. Dieser war nach seinem schwärmerischen Wunsche ein Freiheits-Märtyrer geworden. Sehr unbefangen vor dem Tribunal hatte er erklärt, er wisse, daß er nach den Gesetzen des Todes schuldig sei, und es sei ihm lieb. So war er denn auch auf das Schaffot gesprungen, voll von einer Idee für die er sein Leben ließ.

In welch' düsterm Lichte sah Forster hinter solchem Wetter und Wandel alles Erhabene unseres Daseins an! Wenn er mit dem besten Entschlusse, seine Kräfte aufzubieten, um sich vorwärts zu bringen, doch wieder überlegte, daß es mit all' den Qualen um 10 Jahre gelte, wandelte ihn ein Spott über das menschliche Leben, dessen Thorheit und Elend an. Alle Moralität schien ihm eine Posse, eine abgeschmackte Empfindung, womit man sich unter einander zum Besten habe. — »Aller Aufwand von Kräften, was vermag er im Schicksal des ganzen Geschlechts, was im Schicksal eines Einzigen zu ändern? fragte er. Wird nicht alles unaufhaltsam fortgerissen zu leiden und leiden zu machen, bis die Feder-

kraft abgenutzt oder zersprengt ist? Wenn ich täglich frühstücke, zu Mittag esse, Thee trinke, zu Bett gehe, und auf hunderterlei Weise meine Abhängigkeit von der Natur erkennen muß, erschrecke ich vor mir selbst, wenn ich das Wort Tugend oder Sittlichkeit ausspreche. Alles dies ist so gefährlich nicht, wie es scheint; aber es führt auf einen hohen Gesichtspunkt, aus welchem die Vorurtheile und die geschwätzigen Moralprediger unseres Zeitalters mir so unbeschreiblich klein und verächtlich werden.« —

Wettersturm und Seelenstimmung verschlugen den fahrenden Freund sogar gegen die erst später und in neuester Zeit recht hervorgetretnen Klippen des Communismus. Die Ohnehosenschaft müsse wirklich herrschend im Geiste der Menschen werden, behauptete er. Luxus und Aufwand ehrten ihren Mann nicht mehr, sie entehrten ihn; der Reichthum, der nicht mehr genossen werden könne, sei keiner mehr, sei dahin. Essen, wohnen, sich kleiden müsse man, wie ein Sanscülotte; was darüber gehe, sei todt und unbrauchbar. — »In dieser Revolution im Denken liegt die Kraft der Republik, erklärte er. Keine Maßregel, welche die Reichen angreift, ist jetzt ihres Erfolges ungewiß. Wir werden es bald erleben, daß die Nation alles Reichthums in Frankreich Depositair sein wird, und dann realisirt sich — — — die lacedämonische Republik und Familienschaft in einem Haufen von vierzig Millionen.«

Doch, wir wissen schon, daß der beschauliche und der werkthätige Forster einander nicht immer deckten, so zu sagen, nicht gleichwinklig waren. Und wirklich finden

wir dies reizbare Gemüth, das eine später um sich greifende Krankheit der bürgerlichen Gesellschaft voraus empfand, in denselben Tagen, wie durch ironischen Instinkt, für sich selbst nach dem rechten Hausmittel gegen allen Communismus gewendet. Ich meine, wie man die Hauswurz, die auf dem heimischen Dache unter allem Wetter grünt, das so schön benannte Semper vivum tectorum, hegt und hoch hält, sollte die Staatsweisheit nur dafür sorgen, daß mit innigem Familienleben grünendes Eigenthum leicht gedeihe und fortkomme. — So wollte denn auch Forster sein mainzer Besitzthum nicht ohne Weiteres schwinden lassen. Er hatte in der Seligkeit des Wiedersehens, wie manches Andre, auch eine Verabredung mit Theresen vergessen, die jenes Eigenthum betraf, und verhandelte jetzt brieflich seine Absicht, für den in Mainz erlittnen Verlust, der für ein der Nation und dem Republikanismus gebrachtes Opfer zu groß sei, eine Entschädigung von Frankreich zu fordern. Von allem, was sie in Mainz besessen, sollte Therese ein Verzeichniß mit Werthanschlag des Einzelnen aus dem Gedächtniß aufstellen, und er wollte es dem National-Convent vorlegen. Er hoffte wenig oder nichts davon; wollte aber doch nichts versäumt und sich keine Gleichgültigkeit um seiner Kinder willen vorzuwerfen haben. Ja er hoffte im Stillen, jener alte Besitz sollte ein eingeweihtes Estrich des Zusammenlebens mit Theresen abgeben. Kurz, er wollte von der Nation, dem Depositar alles französischen Reichthums, sein bischen Sondersgut doch wo möglich heraus haben.

Erst mit dem 22. November brach Forster von

Pontarlier nach Paris auf. Wie die Luft hatte seine Laune sich etwas gehoben. Er konnte über seine Beiträge zu Huber's Journal, die er »geschmiert« nannte, und über die deutschen Rezensenten scherzen, die gegen ihn keiften, indem sie bloß einer Stimmung ihrer Zeit zu Lieb' Das tadelten und herabsetzten, was er doch ohne alle Rücksicht auf Zeit und Umstände bloß aus seinem Sinn und Verstande niedergeschrieben hatte. »Die Leute machen es schlimm genug, schrieb er, um ihnen und ihrer Literatur das Schlimmste zu wünschen. Ich indeß wäre noch für Galgenfrist und Gnade. Aber ich vermuthe, ich werde im Weltgericht überstimmt, und es ergeht Guillotine über die jenaische Zeitung und über die hannoverschen Kammersekretäre, wenn ihre Seelen nicht zuvor aus Schrecken durch die Hinterthüre entfliehen.«

Krankheit und Tod.

Wie verschieden oft genug der Herweg von einer Glücksstation vom Hinwege sei, sollte leider! unser Rückreisender zu erfahren haben. Die Sehnsucht nach seinen Lieben hatte ihn über alle Mühseligkeit der Fahrt lebhaft und wohlaussehend über den beschneiten Jura nach Travers gebracht: mit den Anfängen einer auflösenden Krankheit langte er am 26. November Abends in Paris an.

Der Weg war streckenweise nicht der beste gewesen; man hatte auf Pferde warten müssen, die Tage waren kurz, und Forster befand sich von der ersten durchfahrnen Nacht so übel, daß er in den folgenden Nachtlager hielt. Er spürte einen fatalen rheumatischen Krampf in der Brust, der ihn doch zugleich auch mit Gedanken an Theresens frühere Brustkrämpfe beschäftigte. In seiner pariser Wohnung angekommen, half er sich mit fliegender Salbe, und lief auch gleich wieder den ganzen Tag in Wind und Wetter umher. — —

Die Nachwitterung zum Theil blutiger Ereignisse duftete ihm entgegen. Unter seinen Bekannten hatte die Schreckensgewalt auch den freundlichen Bibliothekar Chamfort ergriffen. Dieser, als er in das Luxemburg gebracht werden sollte, hatte sich mit einem Pistol durch die Gurgel geschossen, und den unglücklichen Streifschuß mit einigen Scheermesserschnitten noch unglücklicher zu verbessern gesucht. Er war nun der Heilung übergeben worden.

Einige fröhliche Tage täuschten den für heitern Umgang so empfänglichen Forster über sein tückisch lauerndes Übel. So war er am 1. December bei Merlin von Thionville, den er in Paris zum erstenmal wieder sah, in Gesellschaft von Rewbel, Hausmann, Frau Dorsch u. A. zu Mittag. Man saß von 5 bis 11 Uhr, und beim Pfänderspiele wurde der Plumpsack so lustig handirt, daß Forster's Hand davon am andern Tage geschwollen war.

In seiner Wohnung rûe des moulins, maison des patriotes Hollandois, richtete er sich mit guten

Vorsätzen ein, bestellte frühes Kaminfeuer für alle Tage, und schickte sich an, vorerst und bis seine Schriften aus Mainz ankommen würden, an seiner Darstellung der mainzer Revolution, so wie an den pariser Umrissen fort zu arbeiten. Um eine Bedienung wollte er sich beim Minister nicht drängen, sondern sich auf seine täglichen 15 Livres beschränken, und seine Wohnung lieber vereinfachen. Seine Brust schien geheilt, und der Rheumatismus zog nur noch, wie Forster scherzte, — gleich den aus der Vendee vertriebenen Rebellen, in den benachbarten Departements herum, doch mit verlornem Stachel. —

Aber schon am 8. December lag der übermüthige, unvorsichtige Mann, der sich an einem häßlichen pariser Nebelabende ohne Überrock umhergetrieben hatte, mit einer Brustentzündung zu Bette. Die Schmerzen waren heftig, die ersten Nächte schlaflos. Ein kleiner Pole und der Mediciner Kerner, ein junger Schwabe, wechselten in der Nachtwache bei ihm.

Mit dem Gefühle leidiger Entbehrung aller häuslichen Pflege verknüpfte sich in seiner leidenden Brust die wehmüthige Vorstellung von einer für die Zukunft vielleicht doch unvermeidlichen Trennung von den Seinigen. Mit Ergebung auch in dieses Geschick, schrieb er an Therese:

»Könnt Ihr es mit Euch selbst ausmachen, auf den Fall, daß Huber eine Stelle in Deutschland bekäme, dort zu bleiben, und Euch selbst zu leben: so riethe ich noch jetzt, bietet alles auf, schreibt an alle Welt, setzt alle Triebfedern in Bewegung und verschafft Euch ein

redliches Auskommen. Nach allem was schon geschehen ist, meine besten Freunde, wäre es Verkennung meiner, mich noch in Anschlag bringen zu wollen. Seid glücklich, wo es immer sei, so bin ich befriedigt. Ewig dauert kein Krieg, und im Frieden finde ich meine Kinder wieder!« — Solcher Zeit zum Abwarten scheint er sich also noch vertröstet zu haben, und bis zum Frühjahr versprach er sich auch neben eigner Herstellung manche Entwicklung der Dinge.

Am 14. December empfand er noch große Schwäche. Eine ganze Stunde brauchte er zum Anziehen, und lag dann »wie eine Fliege« im Armstuhl. Er schrieb Theresen über die Unmöglichkeit ihn zu pflegen beruhigende Worte, und las heitern Kopfes Zeitungen aus allen Kräften, nebst dem — »Gott sei bei uns!« Fürsten des Macchiavell.

Der unpromovirte Arzt in ihm, der einst in Wilna mit Recepten viel Geld zu recipiren hoffte, nahm sich jetzt die Erlaubniß, am eignen Leibe zu practiciren. Der Kranke verordnete sich, unter Zustimmung freilich seiner pariser Ärzte, Opium in steigenden Dosen und Chinadecoct, befand sich besser, und hoffte bei dem gelinden Wetter bald auszugehen. Nach und nach hörte »die Schmerzgestängs- und Krummzapfenmusik« in seiner Brust auf, und nur mit etwas dumpfem Schmerz in derselben arbeitete er die »Umrisse« 6 und 7 aus, überdachte auch einen politischen Aufsatz, den er dem Wohlfahrts-Ausschusse vorlegen wollte. In den unfruchtbaren Stunden seiner Einsamkeit fanden sich denn doch auch betrübte Glossen ein. »Wenn es nicht die so dunkle und nun

so oft getäuschte Hoffnung wäre, auch noch etwas nützen zu können, schrieb er nach Neufchatel, so hätte ich nun doch nichts mehr hier zu suchen, und wäre wohl berechtigt, meinen Abschied zu fordern. Für mich selbst, sehe ich wohl, kann weiter nichts mehr sein, als Arbeit und Mühe, — um was? um elende Selbsterhaltung von einem Tage zum andern, in einem genuß- und freudeleeren Dasein. Hundertmal hab' ich nun schon erfahren, daß es größer ist zu leben, als zu sterben. Jeder elende Hund kann sterben. Aber wenn hernach der Teufel, — oder wer ist der schadenfrohe, zähnefletschende Geist in uns, der so einzusprechen pflegt? wenn der fragt: Was ist Dir nun — die Größe? Bist Du nicht ein eitler Narr, Dich für besser als Andre zu halten, damit Du Dich über wirkliches Übel, über unverbesserliche Ungerechtigkeiten der Natur täuschen kannst? — O mein Gott, da versink' ich in meinen Staub, nehme meine Bürde auf mich, und gehe weiter und denke nichts mehr, als: Du mußt, bis Du nicht mehr kannst, dann hat's von selbst ein Ende!« —

Fast möchte man glauben, die Krankheiten der Menschen, wenn sie im Kampfe mit dem gesunden Organismus diesen nicht zu überwältigen vermögen, könnten sich durch die Stimmungen und Triebe der Seele verstärken, indem sie dieselben verwirren und sich dienstbar machen. — So sehen wir wenigstens einen Mann von Forster's Einsicht in seinem bedenklichen Zustande doch eine Unvorsichtigkeit um die andre begehen. Kaum hat er den vergeßnen Überrock bitter zu bereuen gehabt und den zweiten Anfall der Krankheit einiger-

maßen überwunden, als er schon wieder dem Verlangen, eine Familie zu besuchen, nicht widerstehen kann, hinfährt, und bis zum Abend verweilt; da er denn in dem entfernten Quartier zur Rückkehr keinen Wagen findet und den langen Weg zu Fuß zurücklegt. Er fühlte alsbald auch seine Brust so wund, so ermüdet, als hätte sie auf einem Reibeisen gelegen, und der innere Schmerz erneuerte sich.

Wir begreifen es, daß gerade in dem leidenden Sitze der Gefühle die Wehmuth gern einkehrt. Der Einsamkranke ertappte sich auf Thränen über das Leid, fern von denen die man liebt, krank ohne Erquickung, ohne Bequemlichkeit zu liegen. Die Luft des Zimmers war ihm bei allen Unannehmlichkeiten des Kaminfeuers, an dem er abwechselnd briet und fror, doch erträglicher, als die frische Luft, selbst zu Wagen, die ihm ein wundes, gepreßtes Innere zu empfinden gab. Von Nachtschweißen erschöpft, konnte er keine hundert Schritte gehen, ohne keuchende Mattigkeit zu fühlen.

Und doch war er noch nicht bange wegen der Folgen seines Leidens. Er fürchtete nur bei der Jahreszeit und der feuchtkalten Witterung sich bis zum Frühjahre »durchkrüppeln« zu müssen. Dabei folgte er in seinen Briefen, wie immer, wenn auch mit gelaßnerer Theilnahme, den Bewegungen der Revolution.

Am 22. December zeigte sich am Knöchel der linken Hand Geschwulst mit dem fürchterlichsten Reißen fliegender Gicht. Der Leidende wurde so ungeduldig, daß er seinen anhänglichsten Pfleger, einen alten ausgewanderten mainzer Freund, aus dem Zimmer »schnauzte,« weil er

ihn mit pedantischer Belehrung über die Heilmittel der arthritis vaga belästigte. Mit desto mehr Milde nahm er briefliche Mißverständnisse Theresens auf, die seine Vorschläge wegen ihrer künftigen Einrichtungen betrafen. Ein sanfter Scherz schimmert noch in den Tagsberichten, die er über sich nach Neufchatel gab. Seine Leiden und Sorgen sah er als feindselige Riesen an, die in der Welt seien, damit die guten Ritter nicht müßig gehen. »Ich will mich mit den meinigen balgen, schrieb er, so lang ich zusammenhalte. Darnach malen sie mir's auf den Schild, wie sauer ich mir's habe werden lassen, und mit diesen preuves de civisme laß' ich mir dann vom comité revolutionaire in der andern Welt eine gute Stelle geben!«

Eben so heiter sah er seine scorbutische Gicht an, so gefährliche Züge sie bald durch den Arm in den Magen und die Eingeweide machte. Er klagte nur über unsäglichen Schmerz, Schlaflosigkeit und entkräftende Abzehrung. Drei der ausgezeichnetsten Ärzte behandelten ihn, und so wenig, als an Hülfe, fehlte es ihm an Besuch, freundlichen Diensten und Anerbietungen. Auch Merlin von Thionville fand sich theilnehmend ein. Dabei belebte er sich an den Nachrichten von den Fortschritten der Franzosen, und richtete sich an Theresens Briefen auf. Er billigte es, daß sie und Huber sich entschlossen hatten, in Neufchatel zu bleiben, wobei er noch Ausgangs Decembers auf Wiedervereinigung mit ihnen rechnete. »Wenn ich, schrieb er, um Euer Hiersein bisweilen zweifelnd und verlegen scheine, meine innigst geliebten Kinder! so glaubt nur nie, daß dies aus irgend einer

Besorgniß über unser künftiges Verhältniß fließe. Ich bin meiner gewiß, daß uns nichts stören kann und wird.« — —

So lief das schwere Jahr ab, das der thätige, hoffende Mann mit dem Gruß an Therese: »Prosit Neujahr, — Du und meine Kinder!« angetreten hatte. Welche Bilder aus den Tagen, die zwischen den bangen Vorgefühlen jenes frühern — und den Rückblicken dieses letzten Silvesterabends lagen, gingen in der Stunde des Jahreswechsels an seiner Seele vorüber! Die Trennung von seinen Lieben, nach drei Tagen des Wiedersehens in seiner schmerzlichen Verlassenheit doppelt empfunden, dehnte sich wie eine grenzenlose Wüste vor ihm aus; der Fall von Mainz und der Verlust seines literarischen Eigenthums lagen darin, wie die Ruinen seines zerstörten Lebens, und er selbst, von seinem Freiheitswahne, von seinen Revolutions-Träumen enttäuscht, glich dem durstigen Kameele, das dem Wasserscheine des fernen Wüstendunstes nachgerannt, nun ächzend im brennenden Sande zusammengebrochen war. Die Klarheit des Geistes, mit welcher er nach aller vergeblichen Wirksamkeit den Zweck des Daseins im bloßen W a h r n e h m e n erkannte; der Muth des Herzens, womit er, alles Irrens und Strebens lächelnd, ohne Harm und Haß die fieberheiße Rechte in die kalte, erlösende Hand der Wahrheit legte, bildeten eine Verklärung, die vielleicht Keiner der französischen, deutschen und polnischen Besucher um die feuchte Schläfe des Dahinscheidenden schimmern sah. — — —

Am 4. Januar 1794 hatte das umherziehende Übel die Eingeweide verlassen, aber der fürchterlichste scorbutische Speichelfluß, an dem er früher in Mainz während Heyne's Besuch gelitten, stellte sich ein. Schmerzen und Schlaflosigkeit dauerten fort, so daß der Kranke das kürzere Bülletin vom 4., — worin er Theresen für ihre Briefe dankte, sie bat sich zu beruhigen, da keine Gefahr vorhanden sei, und sich der löwenmäßigen Siege der Franzosen freute — mit den Worten schließen mußte: »Ich habe nun keine Kräfte mehr zum Schreiben. Lebt wohl! Hütet Euch vor Krankheit; küßt meine Herzblättchen!« — — —

Dies waren die letzten Worte, die von Forster selbst nach Neufchatel kamen. Seine Feder verflechte in der Sehnsucht nach seinen Kindern, dem Einzigen, was ihm aus der Welt und dem Hause eigen geblieben war.

Bisher hatten Therese und Huber Forster's Nachrichten über seine Krankheit mit bekümmerter Theilnahme empfangen. Wie sie den Freund in seiner altgewohnten Eigenheit, jedes auch kleinste Übelbefinden mit hypochondrischer Genauigkeit zu beobachten, schon seit Jahren kannten, faßten sie anfänglich keine Besorgniß, und beunruhigten sich über den Ausgang nicht. Nur sehr wehmüthig fühlte sich Therese durch die Erinnerung gestimmt, wie sehr jede Krankheit den Geist des Mannes zu trüben pflegte, dessen innigste, entsagendste Liebe aus jeder seiner klagenden Zeilen zu ihrem Herzen sprach.

Aber sie fürchtete um so weniger, als Forster selbst ihr alle Besorgniß durch seine Versicherungen hinwegnahm. Um indeß der Sache doch gewisser zu sein, besonders als Forster's Tagesberichte beängstigender wurden, wendete sie sich an ihre Hauswirthin, die einen Sohn in Paris als Schreiber bei der Municipalität hatte, mit der Bitte, durch diesen doch persönliche Erkundigungen nach Forster's Befinden einzuziehen.

Eines Nachmittags erschien nun die gute Frau nicht ohne ängstliche Befangenheit, um mit Theresens Erlaubniß die Kinder in's Freie mitzunehmen. Sie hatte richtig vermuthet, daß die unerwartete Nachricht, die sie schon am Morgen von ihrem Sohn erhalten hatte, mit der Nachmittagspost auch an Frau Forster gelangen würde, und war daher, in ihrem einfachen Zartgefühl, bedacht gewesen, die Kinder, wohlthuend für diese, wie für die Mutter, den ersten Eindrücken des Schrecks und des Schmerzes zu entziehen.

Jener alte mainzer Flüchtling, der sich von Forster's Reizbarkeit nicht hatte abschrecken lassen, am Lager des Kranken auszuharren, meldete seinem Freunde Huber unterm 12. Januar (21. Nivose) mit gerührten Worten, daß Forster eben zwischen 4 und 5 Uhr Abends an einem Schlagflusse verschieden sei. Das Podagra war ihm in die Brust gestiegen. Er unterlag in seinem 39. Jahre jenem Übel, das er auf seiner frühen Weltfahrt in der Südsee empfangen, mit dem er seitdem fast unaufhörlich zu kämpfen gehabt hatte.

Bald darauf erhielt Therese folgenden Todesschein — »als Beweis zugleich, wie neben der furchtbarsten

Gewaltthätigkeit, die eben in Paris herrschte, das Gesetz doch da waltete, wo jene nicht eingriff.«

Decès de Forster.

Extrait du Registre de la municipalité de Paris, au vingt deux Nivose an second de la Republique.

Acte du decès de Georges Forster du jour d'hier cinq heures du soir. Agé de trente neuf ans, domicilié à Paris, rûe des Moulins, № 542 Section de la montaigne. Marié à — — (sa femme absente).

Rtre. 18. № 663.

Suivant la declaration faite à la maison Commune, par les temoins mentionnés au régistre.

Collationné par moi, officier publique 3 ventose an 2.

Bergot.

Einst hatte Forster als Bräutigam an Therese geschrieben:

»Wenn ich mir nicht umsonst schmeichle, daß man mich mit sanfter Güte zu einem guten Menschen machen könne: so sehe ich die frohe Aussicht vor mir, an Ihrer Seite an dem, was die Menschen Tugend nennen, zu wachsen und — von Ihrer Hand gepflegt, einst ruhig und gutes Muthes zu entschlafen.«

Jetzt hatte ein Franzose das Amen dieser Bräutigamshoffnung mit den drei Worten ausgestellt:

»Sa femme absente.«

Hinterlassenschaft.

Der Friedensrichter der Section hatte alles in Forster's Wohnung Vorgefundne unter Siegel gelegt, und die Witwe durch den Magistrat von Neufchatel davon in Kenntniß gesetzt. Es galt nun, daß Therese als Vormünderin der Kinder eine Procuration zur Entsieglung, zum Verkauf der Sachen, Erhebung des noch rückständigen Guthabens an Tagegeldern, so wie zur Auszahlung der Schulden Forster's ausstelle. Zu Letzteren hatte Dorsch alsbald die dem Verstorbenen geliehenen 1000 Livres angemeldet. Zu diesen Geschäften erbot sich brieflich, als angeblicher Bekannter Forster's, ein ehemaliger Graf, nun Republikaner, Bürger Joguet. Therese stellte Vollmacht aus, und erhielt später von ihm die Nachricht, daß nach abgemachten Geschäften einige tausend Franken erübrigt seien, die er nebst Forster's Papieren zu schicken bereit sei. Dabei blieb es aber, und von Joguet ward weiter nichts vernommen.

Desselben Mannes bediente sich Therese ebenfalls zur Überreichung der Schenkung, die sie dem Ausschuß für die National-Erziehung in Paris mit Forster's aus Mainz geretteten Papieren zu machen für gut fand. In ihren Mittheilungen giebt sie das Umständliche an, was sie zu dieser Veräußerung bestimmte, und erzählt, auf welche Weise die Papiere, jedoch wahrscheinlich vom Bürger Joguet ausgebeutet, späterhin wieder nach Deutschland

zurückgebracht wurden. Außer dem, daß Huber den 3. Theil der Ansichten vom Niederrhein nach Forster's ersten, nicht überarbeiteten Notizen herausgab, enthielt der Nachlaß nichts weiter von Bedeutung. Wir übergehen diese Mittheilungen, indem wir — nach Theresens Ausdruck — auf jene Papiere hinblicken, wie ein Freund, der vom Gestade aus die letzten Trümmer des Nachens treiben sieht, in dem die Fluthen den Geliebten verschlangen.

Das vielgewanderte Schreibschränkchen von Acajou kam an Theresen, und begleitete, nach seiner Herstellung aus den Erlittenheiten der mainzer Belagerung, mit altgewohnter Reisefertigkeit die vielwandernde Frau auf ihren Ortsveränderungen.

Und nun werfen wir noch einen Blick auf die Leidtragenden hinter Forster's Ableben.

Der nächste Anverwandte, der alte noch lebende Forster, fehlte. Heyne, der Schwiegervater, wird dessen Abwesenheit erklären. Er schrieb bei der Nachricht von Georgs Tode an Sömmering unterm 31. Januar:

»Ich kann mich gar nicht fassen, nicht sammeln. Ich liebte den Mann unaussprechlich; er war mir mehr als Kind. Welche Schicksale verfolgten ihn! Und was hat er mir die ganzen Jahre über für Mitleid und Kummer gekostet! Ein paar herrliche Menschen mußten doch durch einander unglücklich sein, und ich mußte durch Beide leiden.«

Und unterm 3. Februar an Denselben:

»Mein Forster ist mir unablässig vor den Augen und im Sinn. — — — Noch schmilzt mir das Herz, wenn ich an ihn denke. Bei so viel herrlichen Eigenschaften hatte

er zuwenig Selbstständigkeit. Seine Erziehung war sklavische Abhängigkeit von einem wilden Kopf als Vater. Dieser hat sich auch in der letzten Zeit noch unmenschlich geäußert, wenn die Rede von seinem Sohn war. Der Narr ist stockaristokratisch oder königlich, und erklärte öffentlich, es solle ihn freuen, den Sohn am Galgen zu sehen. Ungeheuer! — — — Meine Familie trauert über ihn, ich habe seinen Tod ansagen lassen. Ich ehre sein Andenken, und kehre mich an keine Parteiwuth, werde auch seiner bei Gelegenheit öffentlich und ehrenvoll gedenken.«

Lichtenberg, die verzagte Seele, folgt halbversteckt im Zuge, leider! mit all' seinem Spott ein Vorbild politischer Feigheit geworden. Er schrieb bei Forster's Tod ebenfalls an Sömmering:

»O wie gern, wie gern hätte ich ihm ein paar Bogen gewidmet, wäre ich noch das kinderlose und wegen der Zukunft unbekümmerte, freidenkende und freischreibende Wesen, der ich ehemals war. Jetzt muß es beim Freidenken sein Bewenden haben.«

Auch Goethe hatte sich eingefunden. Er schrieb unterm 17. Februar an Sömmering:

»So hat der arme Forster denn doch auch seine Irrthümer mit dem Leben büßen müssen, wenn er schon einem gewaltsamen Tod entging. Ich habe ihn herzlich bedauert.« —

Sömmering, der Herzensfreund, fehlte im Zug der Leidtragenden. Dafür war er, wie wir eben bemerkt haben, dazu verurtheilt, die Beileidsbezeugungen der Andern in Empfang zu nehmen.

Alexander von Humboldt erkennt noch auf der Höhe seines Ruhms und am Ziele seiner großen Mission Forstern als »seinen berühmten Lehrer und Freund« an, wobei er sagt:

»Durch ihn begann eine neue Aera wissenschaftlicher Reisen, deren Zweck vergleichende Länder- und Völkerkunde ist. — Mit einem feinen ästhetischen Gefühle begabt, in sich bewahrend die lebensfrischen Bilder, welche auf Taheiti und andern, damals glücklichern Eilanden der Südsee seine Phantasie erfüllt hatten, schilderte Georg Forster mit Anmuth die wechselnden Vegetationsstufen, die klimatischen Verhältnisse, die Nahrungsstoffe in Beziehung auf die Gesittung der Menschen nach Verschiedenheit ihrer ursprünglichen Wohnsitze und ihrer Abstammung. — —

Aber auch dieses so edle, gefühlreiche, immer hoffende Leben durfte kein glückliches sein!«

Wir übergehen Schiller's schmähende Xenien auf den unglücklichen Todten. Sie ehren weder den Dichter noch seine Distichen, und Forster verdiente diese matten Pfeile durch die Wärme nicht, womit er früher in einem Aufsatze gegen den Dichter Heinrich von Kleist sich Schiller's angenommen hatte. Persönlich scheinen beide, durch Enthusiasmus für Völkerfreiheit sogar verwandte Geister nicht in Berührung gekommen zu sein. —

Und schließen mit der kostbarsten Hinterlassenschaft des edlen Mannes. — In Huber's Biographie heißt es:

»Heiliger durch Forster's Tod erschien für Huber die Pflicht gegen dessen Familie, und vier Monate nach-

her ertheilten ihm die Gesetze das Recht, sich ihren Versorger zu nennen.« —

Therese reichte ihm ihre Hand. Ihr Herz besaß er längst.

»Meines Lebens letzte und schönste Bestimmung ist in unserer Verbindung erreicht, schrieb er ihr einmal. Ich sehe hinunter in meine Zukunft, wie lang sie auch sein möge, und unsere Liebe füllt sie und reicht darüber hinaus.«